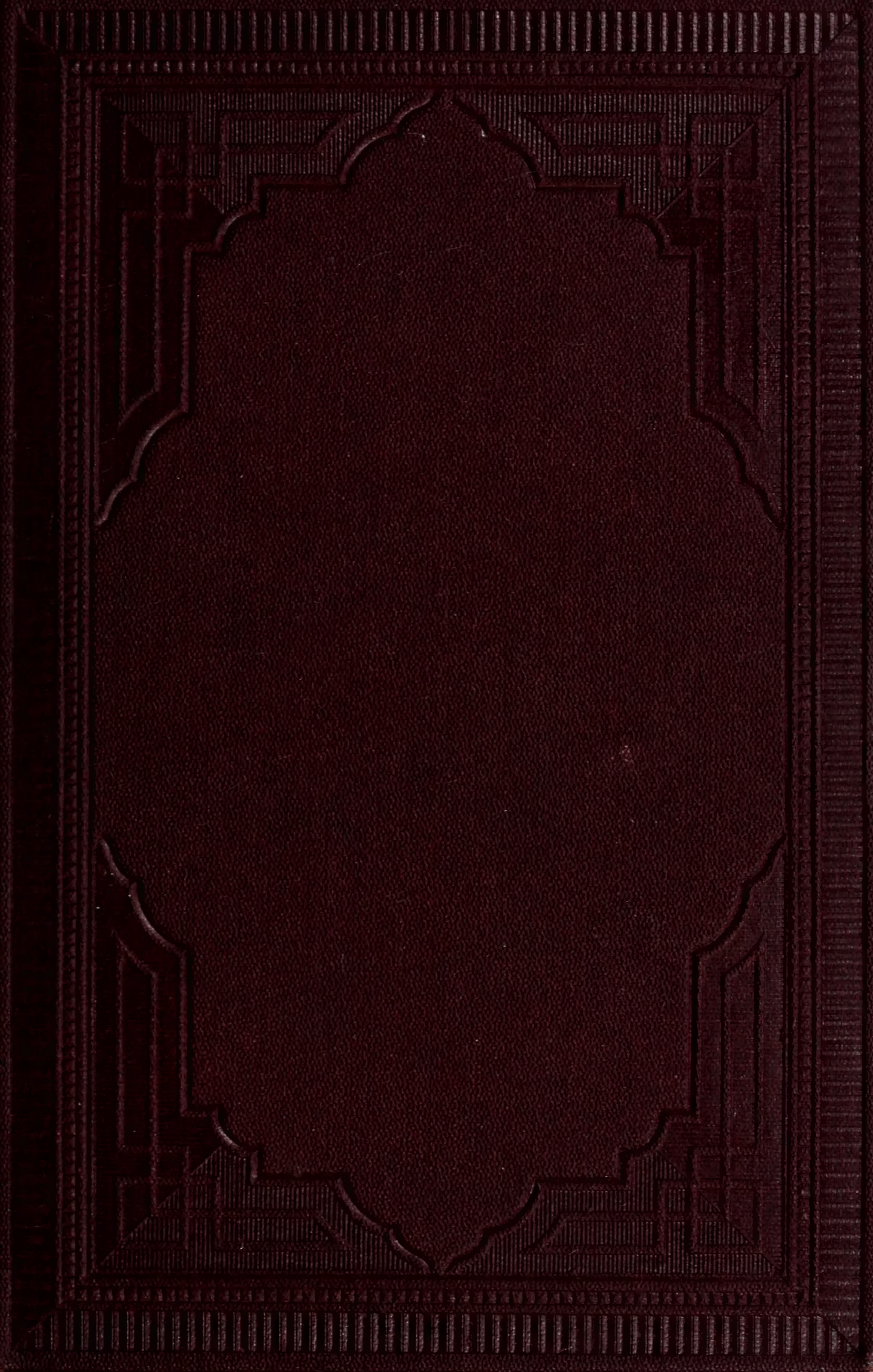
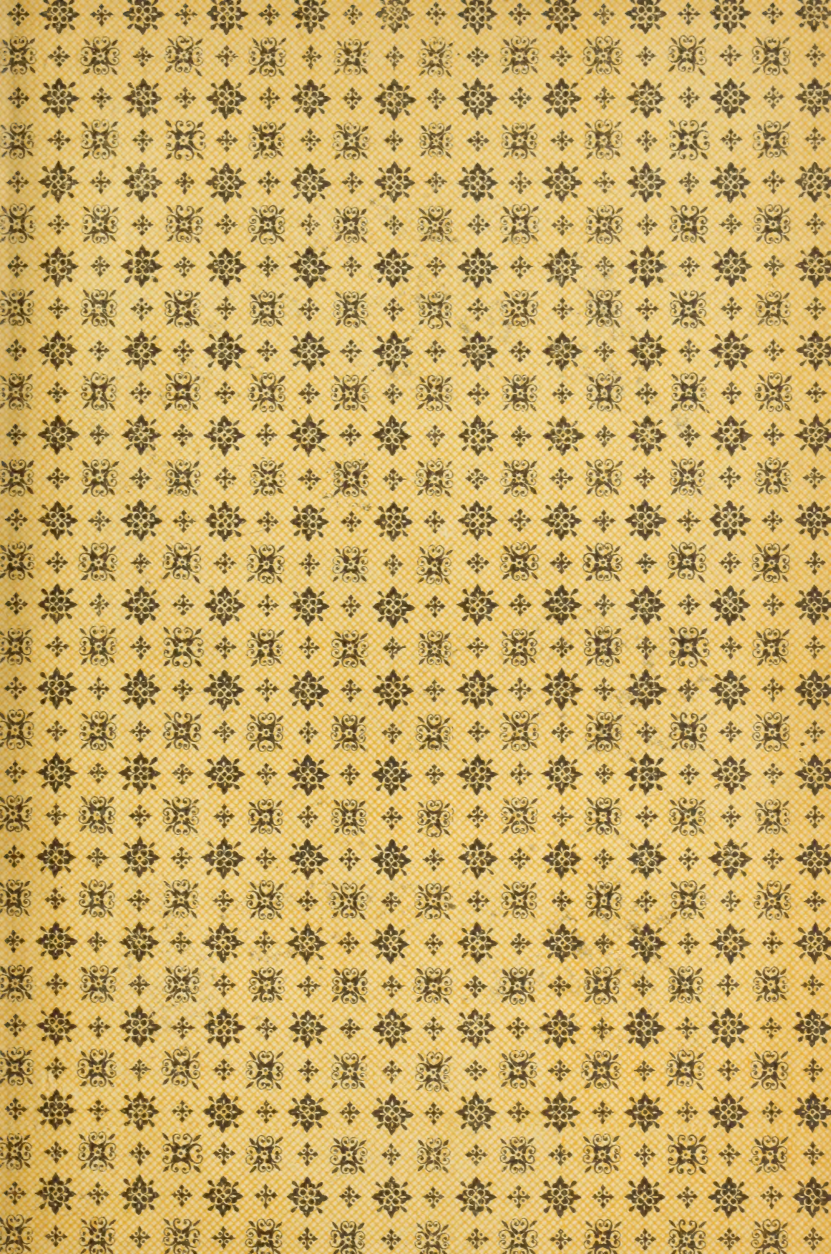



habent su
fata libelli
Aus der Bücherei Franz Pichler.





Im goldenen Zeitalter.

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Goethe.

Im goldenen Zeitalter.

Roman in vier Büchern

von

Karl Frenzel.

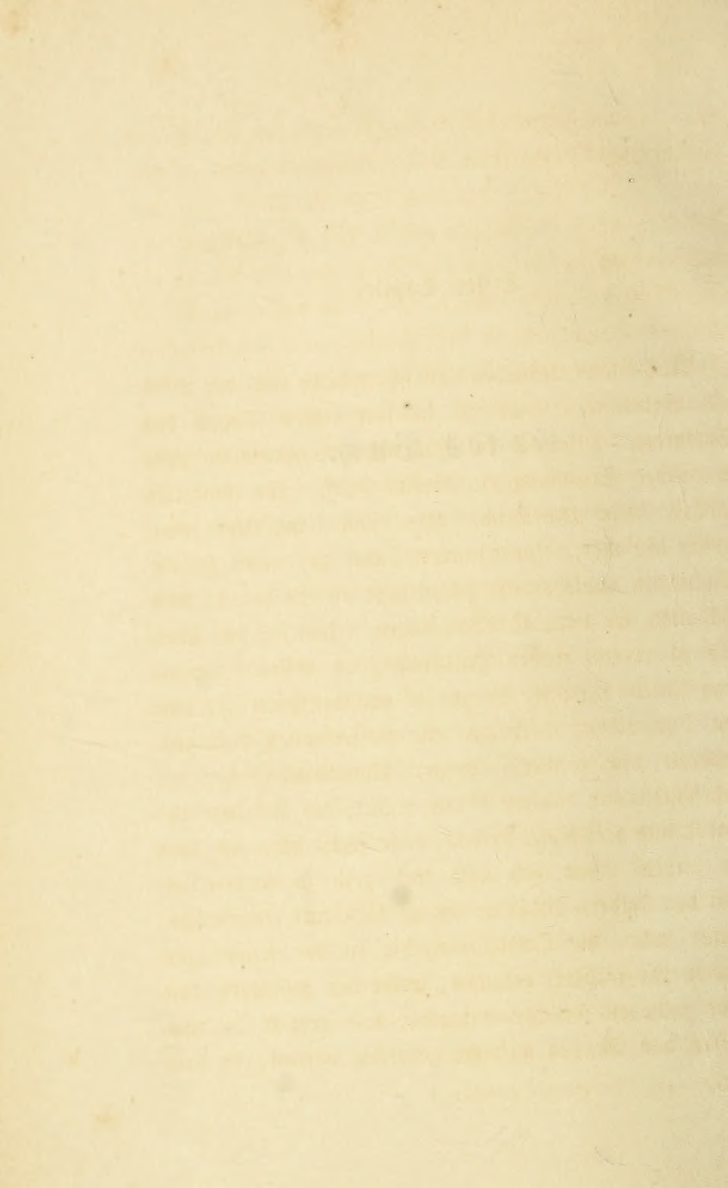


Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Erstes Buch.



Erstes Capitel.

Auf einem lieblichen Landschaftsbilde ruht der Blick des Betrachters. Es ist in den letzten Tagen des Sommers. Glänzend im Nachmittagssonnenschein zieht in rascher Strömung ein breiter Fluß seine königliche Straße durch das Land. Hier sind seine Ufer eben, weiter hin aber, seinem unteren Laufe zu, treten Felsen, Schluchten, waldbedeckte Hügel hart an ihn heran; nach Südosten, wo seine Quellen liegen, öffnet sich das Land wie zu einem großen Halbkreise, an dessen Umgrenzungslinien einzelne Berge in phantastischen Formen von Pyramiden, Kurhüten und Kaiserkronen aufragen. Ueberall ein reicher, üppiger Baumwuchs, der die Schluchten mit dichtem Grün erfüllt, die Abhänge bekleidet und die Gipfel krönt. Leise fängt hier und dort der dunkle Wald sich roth und gelb zu färben an. Von den Feldern rings umher ist die Ernte eingebracht. Dafür stehen die Obstbäume, die in der fruchtbaren Gartenerde trefflich gedeihen, unter der gefälligen Last ihrer goldenen Früchte erliegend, wie gebückt da und müssen von Stützen aufrecht gehalten werden; sie sind

der Stolz und der besondere Reichthum dieses Landstrichs, durch langjährige und sorgsame Pflege veredelt und zur Vollkommenheit gebracht.

Verstreut in der Niederung liegen kleine Dörfer, die Häuser von grauem Sandstein, der aus dem nächsten Felsen gebrochen wird, die Dächer mit Schindeln gedeckt, Kirchthürme ragen schlank in die Höhe, auf einem Berg, der fast in der Mitte des Umkreises sich erhebt und in seinem untern Theil noch dichter als die andern bewaldet scheint, schimmert mit blanken Fenstern, gerade jetzt von den Sonnenstrahlen vergoldet, ein Schloß. Noch stattlicher würde es dem Wanderer, der von Norden her, etwa aus der prächtigen Hauptstadt Kursachsens, in die böhmischen Thäler kommt, in die Augen fallen, wenn nicht dicht vor ihm bei der Biegung des Flusses auf trotzig überhangender Felskuppe ein mächtigeres Gebäude emporstiege: ein weißes vielfenstriges Schloß, das durch seine Größe, seine kühne Lage und eine gewisse Wunderlichkeit in seinem architektonischen Ausdruck sich als Sitz eines stolzen böhmischen Adelsgeschlechtes zu erkennen gibt. Es ist erst vor Kurzem vollendet worden und sein Bau wie seine Herrlichkeit noch immer der Gegenstand lebhafter Erörterung für Alle, die in dem Gasthause „zum rothen Löwen“ auf dem Ringe des Städtchens, des am Bergabhang, gleichsam zu den Füßen des Schlosses gelegenen, einkehren.

Denn wovon soll ein kluger Wirth mit den Frem-

den und den Nichtsthuern reden, damit sie länger auf seiner Bank sitzen bleiben und seinem Ungarwein fleißiger zusprechen?

Die große Weltenuhr steht still oder geht doch einen gar eintönigen Gang.

Dreizehn Jahre sind es her, daß der Preuße aus Sachsen heimzog und die großmächtige Kaiserin mit dem Könige Frieden schloß; auch weit hinten in der Türkei und der Polakei schlagen die Völker nicht mehr auf einander; es ist tiefer Friede. Ungehindert fahren die Kähne mit Aepfeln und Birnen, die langen, schwer mit Bruchsteinen beladenen Fahrzeuge stromab und -auf, Händler kommen und gehen zwischen Dresden und Prag hin und her, böhmische Musikanten und ungarischer Wein sind im Grenzlande bei jeder Festlichkeit zu finden. Von diesen alltäglichen Vorkommnissen läßt sich nicht viel erzählen, und wenn man ihrer erwähnt, sind sie wie ein ausgetrockneter Brunnen, der nur wenige Tropfen Wasser giebt. Eine bedeutsame Weltbegebenheit ist freilich in den Ausläufen ihrer Wirkung bis in diesen verschollenen Erdenwinkel gedrungen, aber kluge Leute schweigen davon: von der Aufhebung des Ordens Jesu, umsomehr, wenn einer dieser geistlichen Herren in ihrer Nähe wohnt und bei ihnen einen Schoppen trinkt. So bleibt denn der Schloßbau, der weitläufige Garten, die gräfliche Familie die Gesprächsquelle, die in dem Städtchen am unversieglichsten strömt.

Ein kleines Städtchen mit einer munteren, betriebsamen Bevölkerung, die von dem Erwerb ihrer Feldwirthschaft und Obstzucht, von der Schifffahrt auf dem Strom ein erträgliches Leben führt. Um den Ring erheben sich einige stattlichere Häuser, nicht das geringste von ihnen ist das des „rothen Löwen“, vor dem heute, an einem Sonnabend, von Bauernwagen und Gefährt aller Art, von trinkenden und schwatzenden, lachenden und zankenden Menschen ein sonderliches Gedränge und Gewühl auf und nieder treibt.

Um so tiefere Einsamkeit herrscht in der Nähe des Schlosses; nicht nur ist der Garten durch Gitter und Mauer von der Gasse getrennt, auch die lange Auffahrt den Hügel hinan schließen hohe steinerne Mauern auf beiden Seiten ein und von der Stadt ab, nur ein kleiner, schmaler, gewölbter Durchgang öffnet sich in ihnen, als wollte das stolze Geschlecht, das oben thront, dem armen Volke unten in jedem Augenblick die unübersteigliche Schranke zeigen, die sie beide von einander scheidet, eine Schranke von so guten und festen Quadern aufgethürmt, daß auch der härteste Kopf eher daran zerschellen, als sie durchbrechen wird.

Zwischen Schloß und Stadt im jesuitischen Styl, mit Bildsäulen von Heiligen in den Wandnischen, eine Kirche, fast zu ansehnlich und reich geschmückt für die Kleinheit des Ortes, wenn nicht in diesem Lande Böhmen die Herrscher bereits seit hundertfünfzig

Jahren der Kirche vor dem Staat den Vorrang eingeräumt hätten.

Durch jenes Thor in der Mauer, an der Kirche vorüber, gerade auf die grün angestrichene Bank vor dem Löwenwirthshause zu, war ein älterer grauhaariger Mann in einem dunkelgrünen, mit großen Stahlknöpfen besetzten Rock, den Hirschfänger an der Seite, nachdenklich geschritten. In seinem starkknochigen, gebräunten, vielgefurchten Gesicht prägte sich der Kampf mit der Natur in Wald und Feld, die Arbeit des Lebens in deutlichen Zügen aus, aber seine Kraft war noch ungebrochen, sein Rücken ungebeugt. Seiner Tracht nach gehörte er zu den Dienenden, und doch lag in seiner Weise, in seinem sichern Gange, in der kurzen Bewegung, mit der er Einem und dem Andern in den Gassen und vor dem Hause zunickte, etwas Herrisches. Und jetzt, wo er auf dem Ringe angekommen, stillstehend den Kopf noch einmal nach dem Schlosse zurückwendet, welch ein Zucken läuft da über sein Antlitz, welch ein Funkeln blitzt aus den grauen Augen! So blickt Keiner von Allen, welche die Livrei des gräflichen Hauses tragen, Keiner von den Bürgern in den Gassen und den Bauern in den Dörfern umher. Auf fünfzig Schritte schon, pflegt Ignaz Hub, der Löwenwirth, zu sagen, merkt man dem Reinhard Rechberger den eigenen Kerl an. Heute muß ihm wohl diese Eigenthümlichkeit besonders scharf in die Augen stechen, denn er nähert

sich dem Manne in dem Grünrock, der noch immer nach den Fenstern des Schlosses starrt, mit dem merkwürdigen, halb spöttischen, halb triumphirenden Blick, und legt ihm die Hand auf die Schulter.

Da kann Rechberger nicht umhin, den Kopf umzudrehen und auch seinerseits den Wirth auf die Schulter zu klopfen.

„Ja, ja", brummt er halblaut, „das Weibsvolk ist überall wie der Wind, wetterwendisch und treulos."

„Ihr wißt?" flüstert der Wirth mit einem Katzenbuckel.

„Das ist eine schöne Bescheerung! Bring' Er mir ein Fläschchen vom Herben! Auf eine gute Geschichte ein guter Trunk! Gönn' es der Gnädigen dort oben!"

„Bitte, Verehrtester!" murmelt der Wirth und deutet mit einem pfiffigen Zwinkern seiner kleinen Augen auf die Menge, die auf dem Markte auf- und niederwogt. „Laßt's geheim bleiben. Man malt doch seine Schande nicht an die eigene Hausthür. Und bei so vornehmen Leuten —"

Dabei machte er eine Verbeugung, als ob er andeuten wolle, daß er Rechberger allenfalls mit zu den Vornehmen zähle, und schlüpfte in sein Haus.

Indessen hat der Grünrock und seine geheime Zwiesprach mit dem Wirth die allgemeine Aufmerksamkeit erweckt. Die Worte, die Einer dem Andern bisher über ihn nur in das Ohr geraunt, werden jetzt laut,

Einige richten sogar Fragen, Grüße und Rufe an ihn; ein alter Bauer, für dessen Wohlhäbigkeit die Silbergulden als Rockknöpfe ein leuchtendes Zeugniß geben, zwei oder drei Bürger der Stadt treten an ihn heran und schütteln ihm die Hände. Die Meisten, wenn sie ihn auch kennen, bleiben in einer gewissen Entfernung, ein Verhalten, zu dem das ganze Wesen des Mannes das Seinige beitragen mag, aber die Hauptsache ...

„Er ist ein lutherischer Ketzer!"

„Vor keinem Heiligenbilde zieht er den Hut!"

„Blos ein Ketzer? Er war bei den Preußen Wachtmeister oder sonst was! Gott's Schande, daß solche Lästerer und Leuteverderber sich unter uns breit machen dürfen!"

„Die Heiligen bessern's, aber die Herren in Prag und Wien sagen, es muß aus dem Reich Verstand und Geld ins Land gezogen werden."

„Daß sich Gott erbarm'! Je mehr Menschen, je theurer das Brod!"

„Und wer will es so haben? Die gnädigste Kaiserin? Ach nein, die ist nicht mehr in Vigueur, der Herr Sohn, der Kaiser im Reich, haben so wunderliche Gedanken und große Reformationes im Sinn."

Die letzte Aeußerung thut der Stadtschreiber, um den sich in einer Ecke des Ringes ein Haufe Mißvergnügter gebildet hat. Hier geht Alles im Flüsterton vor sich, und selbst wenn Einer die Hand ballt, so

ballt er sie nur in der Tasche. Um so lauter offen-
bart sich die Freude und das Staunen der Andern.

„Seid Ihr's wirklich, Rechberger? Gott zum Gruß!"

„Habt Euch lange nicht auf dem Ringe sehen
lassen!"

„Hockt immer im Walde oder in dem verwetterten
Schloß wie ein Einsiedler!"

„Nun, nun, ein Kleines hat den auch nicht hieher
geführt!"

„Ja, was ist denn geschehen? Sind die alten
Mauern zusammengestürzt?"

„Unsere Grafen verstehen es doch besser, als Sein
gnädiger Herr, und haben sich ihr Haus ausgebaut,
daß es eine Freud ist! Das Herz hüpft Einem im
Leibe, wenn man die vielen hellen Fenster sieht."

„Was hat Er Narr von den vielen Fenstern?"
lacht Rechberger den Redner höhnisch an. „Weiß Er,
was sie kosten und wer sie bezahlen muß? Von meinem
Grafen schweig' Er, darüber kenn' ich keinen Spaß!"

„Nehme Er doch nicht Alles krumm! Als sein
Graf Erbach vor zwei Jahren unter uns war, hat er's
arg genug getrieben. Ein vornehmer, freigebiger Herr,
die Ducaten sind ihm denn auch weggeflogen, hui da,
hui! wie die Schwalben im Herbst."

„Seine Ducaten waren es doch nicht, die mein
Graf aus dem Fenster warf!" entgegnet ihm Rechberger.
„Der Eine" — und er schielt nach dem weißen Schlosse

hinauf — „sitzt auf seinen Schätzen wie der Teufel oder seine Großmutter, der Andere verjubelt sie. Lustig gelebt und selig gestorben! Und wenn Er meint, daß mein Graf manchmal über den Strang gehauen, so will ich Ihm sagen, warum ich nichts auf ihn kommen lasse. Wie ich hier leibhaftig stehe, bin ich mit Haut und Haar dem Grafen obligirt, will sagen, verbunden und verpflichtet, wie man es eigentlich nur dem Herrgott sein kann. Denn es wären von mir weder Haut noch Haar da, wenn der Graf nicht gewesen. Der hat mich damals, Anno 1774 am 13. October, als uns der Thurm über dem Kopf zusammenbrannte, auf seinen Armen aus dem Feuer getragen — ja, das hat er! Und damit basta!"

Und während Alle, obgleich sie die Geschichte kennen, noch einmal Mund und Nase darüber aufsperren, der Wirth mit dem Herben auf die Schwelle seines Hauses tritt und einschenkt, brummt giftig der Stadtschreiber:

„Basta! Ueber diese Verschwender! Der Thurm liegt noch in Trümmern und der saubere Graf aus dem Reich . . ."

Hier wird sein Gemurmel durch die Baßstimme Rechberger's übertönt, der das Glas erhebt und ruft:

„Und nun knöpft die Ohren auf! Mein Graf kommt wieder hieher! Heute noch!"

Mit einem Schluck hat er das Glas geleert, schenkt wieder ein, weidet sich mit jener Ueberlegenheit eines

ehemaligen Wachtmeisters bei den Leibhusaren König Friedrich's und jetzigen Castellans und Oberförsters eines deutschen Reichsgrafen an der Verwunderung und dem blöden Erstaunen der Menge umher und gießt den Herben hinunter.

Der Fluth drängender Fragen: woher der Graf komme? ob er längere Zeit auf seinem Schlosse verweilen werde? was er vorhabe, Jagden, Feste, Bauten? ob er seine Gemahlin mitbringe? — Fragen, die in einem unaufhaltsamen Strom auf ihn einstürmen, setzt Rechberger eine großartige Ruhe entgegen, und da er es sich auf der Bank vor dem Wirthshause behaglich gemacht, sein Bandelier von schwarzem Glanzleder, in dem der Hirschfänger hängt, beiseit geschoben, zwei Knöpfe seiner langschößigen Weste geöffnet und die Beine weit von sich gestreckt hat, gleicht er in Wirklichkeit dem Felsen, an dem sich die leicht bewegliche, ewig rauschende Welle bricht. Viele dieser Fragen hält er keiner Beantwortung werth, bei andern nickt er nur mit dem Kopfe, und das Einzige, was der Stadtschreiber als wahrhafte Neuigkeit erfährt, ist, daß der Graf von der sächsischen Grenze her komme und etwa eine Woche sich in Dresden aufgehalten habe. Von dem Wichtigsten aber verlautet kein Wörtchen; darüber ist Rechberger's Mund wie mit siebenfachem Siegel geschlossen. Gar zu gern wüßte nämlich der Stadtschreiber Näheres von der Gemahlin des Herrn

Grafen. Er ist die lebendige Chronik der Umgegend und erinnert sich noch deutlich des Aufsehens, das vor zwei Jahren die Verlobung des Grafen mit der jungen Fürstin Renata Schwarzenberg erregte, vor Allem bei seiner eigenen gnädigen Excellenz, der Gräfin Thurm, der er oben auf dem Schlosse noch als Geheimschreiber diente, ehe er unten in der Stadt wohlbestallter Schreiber von Obrigkeitswegen wurde, ohne deshalb den Dienst der Gnädigen ganz aufzugeben.

Schon bei der Verlobung sollten merkwürdige Dinge vorgefallen sein; einmal hieß es, die ganze Verbindung wäre aufgehoben, dann war doch die Trauung mit großem Glanze in Prag geschehen und die Vermählten waren nach Italien gereist. Allein es reisen nicht nur Glückliche nach Italien; die alte Gräfin hatte das Wort fallen lassen: die Ehe sei unglücklich ausgeschlagen und schon in Venedig habe sich die junge Gräfin von ihrem gottlosen und leichtfertigen Manne getrennt, und der Schreiber hatte es sich, als eine wohl zu beachtende Bemerkung für die Zukunft und seine Chronik, hinter das Ohr geschrieben. Daher rückt er Rechberger immer näher auf den Leib und sucht sogar auf der Bank neben dem Ketzer einen Platz zu gewinnen; er fürchtet die Ansteckung nicht mehr. Es weht überdies eine so schwüle Luft von dem Schlosse her über den Ring, der arme kleine Mann muß seit der Frühe, als ihn die Excellenz zu sich beschieden, hundert Augen und Ohren

haben; hat sich doch etwas ereignet, was sich nicht hätte ereignen dürfen: seltsam, erschrecklich, ein Geheimniß, das vielleicht, zum noch größeren Unglücke, kein Geheimniß mehr ist.

Die Schatten sind länger geworden, vom Lilienstein in Sachsen über den Winterberg her kommen dunkle Wolken drohend gezogen, grauschwarz mit fahlen gelblichen Rändern. Trotz der Neugierde, den Grafen einfahren zu sehen, brechen die Bauern auf und rüsten ihre Wagen zur Heimkehr. Statt ihrer sammeln sich jetzt die Weiber und Kinder auf dem Ringe, die große Nachricht hat sich mit Windeseile in dem Städtchen verbreitet und sie herbeigelockt. Ein Graf ist nicht alle Tage zu sehen, denkt der Handwerker, und noch dazu ist heute Sonnabend; im Schurzfell läuft er zum Meister Wirth hinüber und hält Maulaffen feil. Schläfriger klingt der Hammer drüben in der Schmiede, der Meister und sein Geselle gucken jede Minute hinaus, als müsse die sechsspännige Kutsche nun heranrollen und der Postillon sein Lied blasen: Erwartungen, die sich nicht erfüllen. Dem Schreiber ist es endlich gelungen, auf der Bank Posto zu fassen; kaum aber sitzt er, als sich Rechberger erhebt, weniger aus Verdruß über den ungebetenen Nachbar, als aus Ungeduld. Die sechste Stunde verkündigt die Uhr des Kirchthurms mit lauten Schlägen, und eine Wolke, so dunkel wie die am Himmel, steigt auf die Stirne des treuen

Mannes. Um Mittag wollte der Graf einfahren, so hat er geschrieben, und jetzt will es Abend werden. Wenn es nur kein Unglück gegeben hat. . . .

„Mordio! Mordio!“ schallt es da, gleichsam als Antwort auf die unausgesprochenen Gedanken Rechberger's aus einer Gasse her, die vom Ringe nach Norden zu in das freie Feld und nach dem Walde der Gemeinde läuft: es ist die Straße, auf der von Dresden her über das Gebirge der Graf Erbach kommen müßte.

Eine Weile stehen Alle, als wären sie versteinert, als wäre aus dem düstern Gewölke über ihnen ein schrecklicher Donner gerollt.

„Mord!“ kreischen dann die Weiber. „Jesus Maria steh' uns bei!“

Und schon sind die beiden Männer, welche das fürchterliche Wort ausgestoßen haben, auf dem Markte angelangt: es sind arme Leute, Holzfäller, die weiterhin in den Waldschluchten von der gräflich Thurm'schen Försterei beschäftigt werden.

„Was ist geschehen? Es war wohl grauslich? Seid Ihr dabei gewesen? Waren es Räuber?“

Schwerlich würden sich in diesem Durcheinander und Stimmengewirre die Holzfäller haben verständlich machen können, wenn sich jetzt nicht, im vollen Bewußtsein seiner doppelten Würde als Stadtschreiber und Diener des gräflichen Hauses, Wenzel Swoboda

erhoben hätte und zu den beiden Männern getreten wäre. Ihm waren sie nicht nur Rede und Antwort als einer Amtsperson schuldig, sie verdankten ihm auch ihre Arbeit im Thurm'schen Forst. Auf seinen kurzen Beinen, den breiten Kopf aus den verwachsenen Schultern hervorreckend, das Gesicht in richterliche Falten gelegt, die Arme übereinander geschlagen steht er da, eine groteske Figur für die, welche ihn nicht zu fürchten brauchen, aber ein Tyrann für die Kleinen. Am liebsten hätte er freilich die beiden Uebelthäter, denn in seinen Augen waren sie durch den Ruf: Mordio! verdächtig geworden, an Händen und Füßen gefesselt in einem sicheren Thurmzimmer verhört, allein bei der Neugierde und Unruhe der Menge hielt er es nicht für gerathen, ihr die erste Kunde des geschehenen Verbrechens durch Verhaftung der Holzfäller zu entziehen. Man kann sie später einstecken und schärfer inquiriren, dachte er und gebot mit seiner kreischenden Stimme Ruhe.

Ueber der Stadt und dem Schlosse hatten sich die Wolken zu einem einzigen dunkeln Mantel zusammengezogen, der Wind brauste näher. Ein fahles Grau bedeckte die Landschaft, alle Farben verwischend. Und in dieses Grau ragte die grausteinerne Gestalt eines Heiligen mit längst erblichener Glorie in der Mitte des Ringes auf. In seinem Schutz, an das Postament gelehnt, stand der Schreiber, um ihn herum drängte sich das Volk.

So schrecklich indessen, wie die Meisten mit dem natürlichen Wohlgefallen niedriger Bildung und Gewöhnung an gräßlichen Geschichten erwartet hatten, klang die Erzählung der Holzfäller, die endlich nach vielem Hin- und Herirren der Rede, nach Kreuz- und Querfragen, durch die Geschicklichkeit des pfiffigen Schreibers zu einem Ganzen sich schloß, nicht; es fehlte nämlich der nothwendigste Gegenstand, das Grausen zu erwecken, die Leiche. Seit der Frühe hatten die Männer im Walde gearbeitet, am äußersten Rande desselben in nördlicher Richtung, wohl zwei Stunden von der Stadt. Aus dem Forst, der bald in die Schluchten niedersteigt, bald auf den Höhen hinzieht, führen manche Pfade zu der Fahrstraße, welche das Städtchen mit den nächsten Dörfern bis nach der kursächsischen Grenze hin verbindet. Die Gegend ist nicht immer geheuer, Wein und Glaswaaren werden über die Grenze geschmuggelt, auch an Holz- und Wildbieben ist kein Mangel. Die Holzfäller hatten sich eben zu ihrem Frühstück niedergesetzt, als aus der Tiefe einer Schlucht das Geklirr von Degen zu ihnen herauftönte. Wenzel Swoboda inquirirte scharf auf den Ton, aber sie blieben dabei, daß es ein Geräusch gewesen wäre, wie wenn ein Degen an den andern klirrt.

„Hm“, hatte der Schreiber gemacht und bedeutungsvoll den Finger an die Nase gelegt. „Das sieht aus wie ein Zweikampf, will sagen, ein Duell zweier

Cavaliere, ausdrücklich und auf das allerstrengste untersagt, verboten von Sr. Majestät dem römisch-deutschen Kaiser, den Gott erhalte!“

Dies war nun der Fortgang der Geschichte.

Erschreckt waren die Arbeiter aufgesprungen und nach dem Rand der Höhe geeilt, um in die Thalschlucht niederzusehen. Aber der Bergabhang war gerade an dieser Stelle so dicht mit Bäumen bestanden, mit Gebüsch und Gestrüpp so verwachsen, daß kein Blick hindurchdringen konnte. Und als sie sich entschlossen, hinabzugehen, hinderte sie die Steile, es dauerte lange, ehe sie unten ankamen. Da war Alles leer, obwohl der Rasen an einer Stelle Spuren von Fußtritten zeigte. Ein kleiner Bach, der in der Hitze des Sommers halb ausgetrocknet war und nur in einem dünnen Wasserfaden dahinrieselte, fließt durch die Schlucht. In ihm fanden die Holzfäller einen kleinen, schwarzen, dreispitzigen Hut mit einer schwarzen Feder, und an einem andern Punkt ein weißes Taschentuch mit einigen Blutflecken und einen zerbrochenen Degen.

Sorgfältig banden sie Alles in ein Bündelchen und machten sich auf den Rückweg.

Als der Schreiber die drei Stücke eines nach dem andern herausnahm, prüfend betrachtete und dem Volk zeigte, wollte das Geschrei der Verwunderung kein Ende nehmen. Was ist ein Hut, ein Degen, ein Tuch? Dinge, die fast ein Jeder hat und die kaum einen

Werth haben, an diesen jedoch haftete eine geheimnißvolle Geschichte; wenn sie sprechen könnten . . .

„Jesus, Maria und Joseph!“ schreit plötzlich eine Alte. „Seht doch nur, Nachbarin, die gelbseidene Schnur um den Hut, das ist des Herrn Antonio Hut. Bei allen guten Geistern, das ist sein Hut und keines Andern Hut!“

Wie leuchtete es da in Wenzel's verschmitztem Gesichte auf! „Des Signore Antonio Rossi, des kursächsischen Hofsängers und Musikmeisters, Hut, sagt Sie?“

„Ja, ja“, schrien die Frauen und Männer, „es ist so! Das ist Herrn Antonio's Hut!“

Dumpf grollend mischte sich der Donner in den Lärm der Menge, noch klang er fernher, aber es konnte nicht mehr lange dauern, daß sich das Gewitter mit voller Gewalt über dem Städtchen entlud. Die Vorsichtigen suchten eilig unter Dach und Fach zu kommen, zumeist die Frauen besorgten, daß der Blitz einschlagen könnte, und rannten, die Kinder an der Hand, nach ihren Wohnungen. Die Männer, die noch einen Kreuzer daran wagen durften, zogen es vor, in der Gaststube zum rothen Löwen das Unwetter abzuwarten und über das merkwürdige Abenteuer des Sängers gründlicher zu „discuriren“, wie der Schreiber sich ausdrückte; Hut, Tuch und Degen hatte er sogleich „von amtswegen“ bei sich „deponirt“ und in ein Stück

Leinwand geschlagen, die er auf dem Wirthstisch mit ernster Feierlichkeit versiegelte.

In der Schmiede hatte der Schmied das Feuer gelöscht und war zu dem großen Discurse in den rothen Löwen hinübergegangen, denn Alles, was den Herrn Antonio betraf, berührte im Grunde auch ihn. Hinter seinem Hause besaß er einen ansehnlichen Garten und darin einen kleinen Pavillon, der sich noch aus der Zeit herschrieb, als Garten und Haus der gräflichen Familie gehörten, die das Grundstück vor nun zwanzig Jahren verkauft hatte. In diesem Gartenhause hatte bis vor wenigen Tagen Antonio Rossi gewohnt; er pflegte seit zwei Sommern von Dresden herüberzukommen und einen Monat in der Stadt zu verweilen. Eine bestimmte Ursache für sein Kommen wußte Niemand anzugeben, es sei denn, daß er der alten Gräfin auf dem Schlosse öfters etwas vorspielen und vorsingen mußte.

Daher, daß sich Beide um die Gunst der Dame bemühten, mochte sich auch wohl der Haß herschreiben, den Wenzel Swoboda gegen den italienischen Sänger in seinem Innern nährte.

Antonio Rossi war der Held des Tages geworden; um Rechberger, der beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Herrn noch heute eintreffen zu sehen, kümmerte sich Keiner mehr. Verdrießlichen Sinnes

saß er unter den Andern und starrte, ihren Reden nur ein halbes Ohr zuwendend, in sein Glas.

Auch ohne den Glanz, den ein seltsames, noch mit so vielen Schleiern bedecktes Geschick ihm verliehen, mußte der italienische Sänger eine anziehende Persönlichkeit gewesen sein. Schwarzlockig, mit schwarzen Augen, schlank gewachsen, von leutseligem Benehmen, schilderten ihn die Männer, und diejenigen, die ihm wohlwollten, gingen in ihrem Lobe noch weiter und nannten ihn so schön wie einen Erzengel. Darin stimmten Alle überein, daß er eine wunderbare, zum Herzen dringende Stimme habe, süß und voll und kräftig; noch jüngst habe er am Feste der Himmelfahrt Maria's in der Kirche gesungen; es sei eine wahre Bezauberung aller Zuhörer gewesen. Darauf gab der Schmied einige kleine Züge aus dem alltäglichen Leben und Treiben seines Gastes, die seine Höflichkeit, Liebenswürdigkeit und Mildthätigkeit bezeugten, zum Besten. Auch Antonio's Frömmigkeit — so selten bei einem Sänger und Musikanten! — wurde gerühmt, niemals habe er an Sonn- und Festtagen den Besuch der Kirche versäumt. Wenn die Italiener ein leichtfertiges Volk seien und sich gegen die Frauen allerlei Scherze und Freiheiten erlaubten, die einem ehrbaren Deutschen schlecht anstehen würden, so machte Antonio auch in dieser Hinsicht von seinen Landsleuten eine Ausnahme; mit keinem Weibsbilde habe er sich eingelassen, ja die

schönsten kaum angeblickt, immer sei er mit ernster träumerischer Miene umhergegangen, ganz schwarz gekleidet, als habe er ein schweres Unglück zu betrauern. Wenzel Swoboda sagte schon längst kein Wort mehr, er hatte seine Augen fast ganz zugekniffen und beide Hände auf das wohlversiegelte Leinwandbündel gelegt, als könne es ihm sonst mit allen hochwichtigen corporibus delicti abhanden kommen.

Um so eifriger verschlangen seine Ohren jedes gesprochene Wort, und während er scheinbar theilnahmlos dasaß, webte er geschäftig wie die Spinne ein großes Netz daraus; nur zuweilen, wenn ihm in seinen Gedanken eine besonders glückliche Verknüpfung der Fäden gelungen war, nickte er sich selbst mit dem Kopfe Beifall zu, und sein sorgfältig gedrehter Zopf schlug dazu, sich hin- und herdrehend, auf seinem Rücken den Tact.

Einmal im Zuge war die gesprächige Gesellschaft inzwischen von dem bürgerlichen Frauenzimmer zu den adeligen Damen aufgestiegen, und ein vorlauter Gesell rief:

„Jemine, was für ein Gesicht wird die gnädige Comtesse Corona machen, wenn sie die traurige Geschichte von ihrem Singmeister erfährt!“

War es doch, als hätte ihn eine Schlange gestochen, so fuhr der Schreiber bei dieser Aeußerung in die Höhe, und sein Zopf gerieth in eine heftigere Bewegung:

„Wer erlaubt sich hier gräfliche Gnaden von Thurm in so despectirliche Verbindung mit einem hergelaufenen Landstreicher zu bringen? Ist so etwas erhört? Wo ist der Respect vor der Herrschaft? Das sind die Folgen der sogenannten Reformationes, die man in Wien beliebt hat. Wenn sie dort über kaiserliche Majestät das Maul aufthun dürfen, warum sollten sie es hier verschließen, wenn es sich um unsere gnädige Herrschaft handelt? Nehme Er sich in Acht", drohte er dem letzten Redner, „die Obrigkeit hat feine Ohren und lange Hände!"

„Aber Herr Stadtschreiber . . ."

„Ich will Seine Entschuldigung nicht weiter hören. Rede Er über den Vagabunden, so viel Er will, Sänger und Comödianten sind lose Leute, denen an der Ehre nichts abzuschneiden ist, weil sie keine haben. Gräfliche Gnaden . . ."

Hier unterbrach ihn Rechberger, der bisher dem Gespräche keine Beachtung geschenkt, mit einem lauten, fröhlichen Gelächter und sah ihn von unten auf mit einem Blicke an, so vielsagend, so scherzhaft und verschlagen zugleich, daß Wenzel sein Bündel ergriff, seinen Dreispitz aufstülpte und wie ein Pfeil aus dem Gemache schoß.

„Was ist dem denn in das Oberstübchen gefahren?"

„Laßt ihn doch gehen, den giftigen Kerl!"

„Er steckt voller Galle und bläst der alten Excellenz seinen Geifer in's Ohr."

„Wahrhaftig, er läuft zum Schloß."

„Da wird er alle seine Neuigkeiten und Verleumdungen los."

„Das ist ein ewiges Verhetzen und Verklatschen, die Dienerschaft kann es kaum noch aushalten, und die junge Comtesse soll bei der Großmutter auch keine Tage von Seide spinnen."

So hin und wieder ging die Rede der Bürger, und wer weiß, zu welchen übermüthigen Sprüngen sie sich noch hätte verleiten lassen, da sie durch den Fortgang des Schreibers von jedem Zügel los und ledig geworden war, wenn nicht der Eintritt zweier neuen Gäste die Aufmerksamkeit von jedem andern Gegenstand abgelenkt hätte.

Merkwürdig genug war es, daß in diesem Augenblick mit Blitz und Donner und gewaltigem Regen das Gewitter in ungestümer Heftigkeit ausbrach.

Krachend, vom Windstoß getroffen, flog die Thür aus der Hand des einen Fremden ins Schloß; der Blitzstrahl beleuchtete das in halber Dämmerung liegende Gemach.

„Grad' unter dem Donner Jupiters weg und in den besten Hafen eingefahren, Hochwürden", sagte der stattliche Herr, der zuerst über die Schwelle geschritten, und mit vornehmer Nachlässigkeit legte er die Hand

an den Hut, ohne ihn abzunehmen: „Gott zum Gruß!“

„Bei allen ...“, aber der Fluch blieb dem braven Rechberger in der Kehle stecken, er stürzte nur vor, ergriff die Hand des Fremden und drückte sie an seine Lippen. Eine herzliche Freude verklärte wie mit sonnigem Scheine seine harten und strengen Züge; es war, als träte ihm ganz leise eine Thräne an die Wimpern, und stammelnd rief er:

„Sie sind es, gnädigster Herr! Sie?“

„Ja, ich!“ entgegnete der lustig. „Gesund, wie Du siehst, und fest auf den Füßen, obgleich ich mit dem geistlichen Herrn da einen tüchtigen Spaziergang gemacht habe. Und doppelt froh, Dein treues Antlitz wieder zu erblicken. Hochwürden, der treueste Mann, den ich noch auf meinem Lebensweg gefunden.“

„Unterthänigste Devotion, Herr Graf, unterthänigste Devotion“, drängte sich der Wirth heran. „Bitte unterthänig, mir zu folgen. Kommen der Wagen und die Dienerschaft ...“

„Fehlgeschossen“, lachte Graf Erbach, „diesmal muß Er mit unserer Reichsgräflichkeit allein vorlieb nehmen. Mach' Er mir oben ein Zimmer zurecht. Fürs erste ruh' ich hier aus. Herr Pater Rothhahn, wenn's gefällig ist —“ und er wies auf einen kleinen, abseits von den anderen, in einer Fensternische stehenden Tisch, zu dem dienstfertig Rechberger zwei Schemel rückte.

Unverwandt hingen seine Blicke an dem geliebten Herrn, als wollte er jede Falte, jede Aenderung erkunden, welche die Zeit während ihrer Trennung vielleicht hervorgebracht hatte. Denn Rechberger hatte den Grafen auf seiner letzten Reise nicht begleitet, sondern war als Verwalter seiner böhmischen Güter daheim geblieben; ein Umstand, in den er sich nur mit schwerem Herzen gefügt hatte und nur, weil ihm seine Gattin gestorben war und er seine einzige, zur Jungfrau heranwachsende Tochter nicht in dem fremden Lande, unter Katholiken, allein lassen wollte. Rechberger wie sein Graf Erbach stammte aus Franken, von der dortigen Herrschaft führte Erbach Titel und Rang eines Grafen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Gutsankäufe und Familienverbindungen, die sich daran knüpften, hatten seit dem Anfang des Jahrhunderts das reichsgräfliche Geschlecht auch in Böhmen ansässig und vielbekannt gemacht.

Je länger aber Rechberger den Grafen betrachtete, desto sorgenvoller ward der Ausdruck seines Gesichts. Aeußerlich hatte sich nichts an dem Grafen geändert, der wackere Mann war eher geneigt, ihn noch stattlicher als früher zu finden, dennoch beklemmte ein unbeschreibliches Gefühl seine Brust. Der Graf ohne Dienerschaft zu Fuß durch das Gebirge ziehend: welch ein abenteuerlicher Gedanke! Und wenn sich dafür auch noch eine genügende Erklärung ergeben hätte, wie kam

er in die Gesellschaft dieses Pfaffen! Dieser Pater Rothhahn, der ein Mitglied des ehemaligen Ordens Jesu gewesen war und in Prag bei der Regierung und den großen Adelsgeschlechtern viel Steine im Brett gehabt!

Dem ehrlichen lutherischen Rechberger war der Name Jesuiten schon ein Gräuel; in seiner fränkischen Heimath, im Kriegslager König Friedrich's und wohin er dann später mit dem Grafen gekommen, überall hatte er Schauergeschichten von ihrem Einfluß, ihrer Habsucht, Rachsucht und Bosheit gehört. Was in der physischen Welt die Kröten und Schlangen, das waren für ihn in der moralischen die Jesuiten. Unerschütterlich stand es bei ihm fest, daß der fromme Papst Ganganelli, der den Orden aufgehoben hatte, ein heimlicher Lutheraner gewesen und von den Jesuiten durch langsames Gift zu Tode gemartert worden sei. Freimüthig hatte er dem Grafen bei seiner Vermählung mit der katholischen Fürstin die Angst und Bekümmerniß gestanden, die ihm diese Ehe wegen seines protestantischen Glaubens und des Heils seiner Seele bereite; damals hatte der Graf im Uebermuth des Leichtsinns und der Freigeisterei über solche Besorgnisse gelacht: ob er wohl Anlage zu einem Mönch habe? und jetzt kam er mit einem Jesuiten daher! Hätte er doch in Italien seinen Glauben abgeschworen? In ein

Labyrinth von Vermuthungen und Schrecken ohne Ausgang vertiefte sich der Geist des treuen Dieners.

Derjenige, dem alle diese Gedanken und Befürchtungen der hingebenden Liebe galten, ahnte nicht das Geringste davon und schlürfte gemächlich seinen Tokayer.

Paul Graf zu Erbach stand in der Mitte der dreißiger Jahre; ein Mann mit freundlich offenem Gesicht und hellen blauen Augen. In seiner schlanken, feingegliederten Gestalt, wie in dem Ausdruck seines Gesichts, der hohen Stirn und dem edelgeformten Munde prägten sich der Adel seiner Geburt und eine nicht gemeine Seele aus. Kein scharfer Zug einer heftigeren Leidenschaft, aber, wenn man der neumodischen Kunst der Physiognomik: aus dem Gesichte den Charakter des Menschen zu erkennen, Glauben schenken wollte, in den weichgezogenen Mundwinkeln, den feinen Lippen, die sich selten fest zusammenschlossen, auch keine rechte, ausdauernde Kraft des Willens: eine Natur, die sich gern von außenher bestimmen und treiben läßt, die viel versucht und wenig vollendet, jäh und schnell im Ansturm, doch nicht zähe im Beharren, der die Dinge und Erscheinungen um sie her eher ein Lächeln oder eine Thräne, als eine That abgewinnen. Wie er so dasaß, zurückgelehnt, auf dem schlechten Holzschemel, die Beine übereinander geschlagen, in seinem braunen Sammetrock mit den goldenen, zierlich ciselirten Knöpfen, der hellseidenen, reichgestickten, langschößigen

Weste, aus deren einer Tasche eine schwere goldene Uhrkette von alterthümlichem Muster herabhing, tüchtig bestaubt von dem Wege, den Hut noch auf das leicht gepuderte, in gewellten Locken sich an die Schläfen legende Haar gedrückt; mit der einen Hand, die sich fein und schmal aus den Spitzen des Rockärmels hervorstreckte, auf dem Tische trommelnd, die andere auf den Knien, lachend sich in dem engen Raum umschauend und die wunderliche Gesellschaft, unter die er verschlagen war, musternd: das Bild eines Mannes, der ohne Hochmuth sich sicher im Genuß des Reichthums, der Bildung und einer behaglichen Lebensstellung weiß.

Solch ein Herr verdiente wohl die Bewunderung, mit der ihn Rechberger betrachtete, die Theilnahme, die er schon im Eintreten allen Anderen eingeflößt hatte.

Sein Nachbar auf der andern Seite des Tisches scheint das genaue Widerspiel von ihm zu sein.

Es ist nicht allein der lange schwarze Priesterrock, das dunklere Haar mit der deutlich hervortretenden Tonsur, die kleinere und schmächtigere Gestalt, die den Pater von dem Grafen unterscheiden; auch eine gewisse Unterwürfigkeit in Haltung und Rede gegenüber dem freieren Gebahren Erbach's war zu natürlich, als daß sie hätte auffallen können. Ein Anderes, das sich kaum in Worte fassen läßt und mehr empfunden wird, bringt

den tiefen Gegensatz beider Männer hervor. An dem Grafen ist Alles offen, unverhüllt; über den Zügen des Paters liegt es wie ein Schleier, seine Rede ist langsamer und zurückhaltender. Mit einem Blick in seine Augen glaubt man auch einen Blick in die Seele Erbach's gethan zu haben, in eine wohlwollende, herzlich an menschlichen Dingen, Freuden und Leiden theilnehmende Seele; hinter den grünlichen, in allen Farben schillernden Augen des Pater Rothhahn dagegen, die über Alles nur hinzugleiten, nirgends zu haften scheinen, dämmert ein Abgrund auf, es lauert hinter ihnen etwas Unergründliches und Dunkles. Um wenige Jahre hat er im Alter Erbach überholt und mag auf der Schwelle der Vierziger stehen, sein Gesicht hat eine bleierne Farbe, die sich vielleicht von seinen Studien und Nachtwachen herschreibt, fest drückt sich seine obere Lippe auf die untere. Von dem Wein, der vor ihm steht, hat er nur einen kurzen Zug gethan.

Draußen tobt das Gewitter sich aus; drinnen ist es still geworden.

Die Bürger wagen es nicht, in der Gegenwart des Reichsgrafen ihren Discurs fortzusetzen; einige haben vor lauter Respect sogar die Pfeifen ausgehen lassen.

„Das ist ein Sturm, wie ich ihn liebe, Pater“, beginnt der Graf. „Mir ist, als fegte er den Himmel

nicht nur von Dünsten und Wolken, sondern auch mein Gemüth von Sorgen rein."

„So unzweifelhaft ist der Einfluß mächtigerer Naturerscheinungen auf unsere Nerven und Stimmungen, gräfliche Gnaden, daß ich mich nur wundern kann, wie die Aerzte so wenig Rücksicht darauf nehmen und die wichtigsten Erscheinungen dieser Art unbeachtet lassen."

„Ich denke mir oft, Jeder von uns wäre im Weltall eine Saite, von einer ganz bestimmten Höhe oder Tiefe, Rechberger zum Beispiel gehörte zu dem System der Grundbässe, ich zu dem der zweiten Violine, und aus ihnen allen entstände das Concert des Universums; harmonisch für die erhabene Gottheit, die den Zusammenklang der Töne vernimmt, und etwas wie Katzenmusik für uns, die wir nur das Gekreisch einzelner Saiten hören. Die Naturerscheinungen nun stimmen diese Saiten reiner und ordnen die verschiedenen Töne mehr einem allgemeinen Grundaccord unter. Im Augenblick beherrscht so der Donner Alles, und unsere Stimmungen und Reden schwingen ihm leise nach."

„Wie groß ist der Genuß für mich, gräfliche Gnaden zuzuhören! Um so größer, je seltener mir in dieser Einsamkeit das Glück zu Theil wird, einem Kenner und Freunde der Natur zu begegnen . . ."

„Sie vergessen, Pater Rothhahn, daß der Vortheil durchaus auf meiner Seite ist und die Bescheidenheit

es sein sollte. Sie suchen die Natur in ihren Tiefen und Geheimnissen zu ergründen, ich streife guckend, riechend, tastend an ihrer Schale hin. Ich bin, wie der Italiener sagt, ein Dilettant. Ich möchte wohl den rothen Löwen im Silberbade sehen, schon meiner Gläubiger wegen, aber es will mir nicht gelingen. Sie sind ein Gelehrter und treten anders, gründlicher und vorsichtiger an die Dinge heran, als wir, denen Geburt und Erziehung selbst in der Wissenschaft gewisse Schranken ziehen. Für uns ziemt es sich wohl, nach dem Stein der Weisen zu suchen, aber mit dem Steinhammer in der Hand in den Bergen umherzustreifen, wie ich Sie vorhin traf, verbietet uns das Vorurtheil."

Ein feines Lächeln erschien auf den Lippen des Paters, das sagen wollte: ein Vorurtheil, das Du leicht brechen könntest, wenn Du es redlich wolltest; aber er sprach nur:

„Die Musen sind mit der Gunst der Fürsten schon zufrieden; die Anregung, die ein hochstehender Mann für diese Kunst, für jene Wissenschaft durch seine Theilnahme zu erwecken weiß, ist ebenso schätzbar, als übte er sich selbst darin. Solchen Neigungen verdanken die Italiener ihre Malereien, ihre Opern und ihre Museen. Gewiß war der Cardinal Albani kein Winckelmann; aber was wäre Winckelmann ohne den Cardinal?"

„Richtig, und in diesem Sinne ist es unbegreiflich,

daß ein so bedeutender Naturkenner hier in dem öden Neste sitzt, während seine Stelle in einem Hörsaal der hohen Schule zu Prag oder Wien ist . . ."

Der Schleier um des Paters Gesicht schien sich noch zu verdichten, als er jetzt nicht ohne Bedeutung den Vers des Virgil sagte: „Deus nobis haec otia fecit."

„Ich verstehe", entgegnete der Graf, „die Aufhebung Ihres Ordens. . . Aber ich sollte doch meinen, Ihre Kenntnisse müßten Ihnen darüber hinweghelfen. Der Rock ist doch nicht der Mann."

„Es hat meinen Obern nicht so gefallen", antwortete der Pater mit einem Tone, der für den Grafen jede weitere Erörterung dieses Punktes abschnitt. — „Schicksalsschläge, gräfliche Gnaden, in die wir uns ergeben müssen. Ich habe die Erlaubniß erhalten, meinen Aufenthalt wählen zu dürfen, und begab mich auf eine Zeitlang hieher, um diesen Theil des Gebirges zu untersuchen. Die gräfliche Familie hatte sich mir schon früher freundlich bewiesen; ein schlichter Mann findet sich leicht auch in schlimmere Verhältnisse. Und wofür wären wir Naturforscher, wenn wir in der Betrachtung des Makrokosmos uns nicht still bescheiden lernten? Mit den Vergrößerungsgläsern erkennt man in einem Wassertropfen eine Fülle lebendiger Wesen; vielleicht ist die Erde mit uns allen darauf auch nur solch' ein Wassertropfen, der aus der Unendlichkeit

rieselt! Wozu das Aufheben über unser freudiges oder trauriges Geschick?"

„Sie sind ein Philosoph, Pater, und wenn ich leider noch keiner bin, so habe ich doch die größte Anlage dazu. Offenbar stehen wir im Beginne eines neuen Zeitalters; das eiserne neigt sich seinem Ende zu und ein neuer Weltentag fängt wieder mit dem goldenen an. Zu neuem Fluge spannt Phöbus Apollo seine Sonnenrosse an, ihm voranziehend streut der Friede, von Musen und Grazien im holden Tanz begleitet, seinen Weg mit Blumen. In reichlicherem Segen erblüht Feld und Flur, festlicher schmücken sich die Städte. Die alten Vorurtheile fallen, über die tiefsten Abgründe spannen sich Zauberbrücken. Und wem verdanken wir diese glückliche Wandlung? Der Naturwissenschaft, der aufklärenden Philosophie. Ueber dem Portal des neuen Jahrhunderts steht geschrieben: wage es zu denken, wage es ein Mensch zu sein! Die Rückkehr zu der reinen unverfälschten Natur, zur Verbrüderung der Menschen und zu der Naturreligion ..."

Er hatte das, wie es so seine Weise war, zwischen Ernst und Scherz hingesprochen, jetzt streifte sein Blick zufällig den langen schwarzen Rock seines Begleiters, und er hielt inne. Seiner Höflichkeit widersprach es, einem Geistlichen gegenüber ohne Noth die Naturreligion zu preisen, und leicht vom Höchsten zum Kleinsten übergehend, fuhr er fort: „Ist doch der Hauch der

neuen Zeit sogar in diesen Winkel Böhmens gedrungen. Die herrlichen Gartenanlagen, mit denen mein Herr Vetter seit einigen Jahren den Schloßhügel zu schmücken angefangen, legen Zeugniß dafür ab. Wie freue ich mich, einmal wieder unter diesen Bäumen zu wandeln! Sie genießen täglich dieses Vergnügen. . . .“

„Die gnädige Frau Gräfin hat mir huldvoll den Besuch des Gartens zu jeder Stunde gestattet.“

„Ist meine Muhme, die junge Gräfin Corona, zufällig oben auf dem Schlosse oder bei ihrem Herrn Vater in Wien?“ fragte Erbach leichthin und sah in sein Glas.

„Sie ist im Schlosse.“

Rechberger, der hinter dem Stuhle seines Herrn stand, konnte ein kurzes, heiseres, respectwidriges Lachen nicht unterdrücken, so daß sich der Graf nach ihm umwendete: „Was hast Du?“ War es nun die Anstrengung, die Rechberger machte, ernsthaft zu erscheinen, oder stiegen in Erbach's Innerm selbst lustige Geister auf, daß ein Zucken um seine Lippen spielte? „Verzeihen Sie meine Frage und mein Lächeln, Pater“, sagte er dann. „Ich bin durch meine Reisen fast zum Fremden in dieser Gegend geworden, und habe lange keine Nachricht von dem Grafen Thurm, seiner Mutter und seiner Tochter gehabt. Zwei Jahre! Was sind zwei Jahre? Noch keine tausend Tage, und was schließen sie doch ein! Aus einer Eichel können sie

keine Eiche machen; was aber machen sie oft aus unserm Herzen! Die Verwandlungen, die Ovid besungen, sind Spielereien dagegen. Damals, als ich hier glücklich war, erwuchs das Fräulein eben zur Jungfrau. . . .“ Er bedeckte eine Weile seine Augen mit der Hand und schien stillen Erinnerungen nachzusinnen. Als er die Hand aber von den halb geschlossenen Augen nahm, sprangen seine Gedanken in andere Stimmungen und Richtungen um: „Wer sich nicht verändert hat, ist unser Löwenwirth, immer geschäftig, immer roth! Und das ist der wackere Schmied, der mehr als ein Hufeisen meinem Apfelschimmel angeschlagen hat. Gelt, es war ein prächtiges Thier und hieß Ariel. Aber er stürzte dennoch und brach sich die Rippen. Menschen und Pferde, Bäume und Schlösser, es geht Alles zu Ende. Dabei macht der Nachbar Glaser ein schlaues Gesicht, denn er denkt: wenn der Sturm heult und die Scheiben zerschlägt, haben die Glaser zu thun. Zürnt Er mir immer noch, Meister, daß ich die zerbrochenen Fensterscheiben in meinem alten Jagdschloß nicht durch neue ersetzt habe? Soll jetzt geschehen! Es ist nicht gut, in der Fremde sterben. Hier, dieser wackere Mann soll mir den Sarg zimmern, wenn es so weit ist — und ein paar Fuß böhmischer Erde darüber! Beim Wein, der geistliche Herr wolle es uns nicht übel deuten, hat man die gottesfürchtigsten

Gedanken. Ich hoffe eine Weile bei Euch zu bleiben, und damit auf gute Nachbarschaft!"

Mitten in seiner Rede schon war er aufgestanden und hatte, im Gemach auf- und niedergehend, den verwirrten, erstaunten und erfreuten Bürgern die Hände geschüttelt. Rechberger's Gesicht strahlte: wie gern hätte er dem „schwarzen Pfaffen", der trotz seiner Verschlossenheit doch seine Verwunderung über das Benehmen Erbach's nicht ganz verbergen konnte, oder, was wahrscheinlicher ist, verbergen wollte, frohlockend zugerufen: das ist ein Herr, der versteht's, der redet Dich und die Jesuiterei in Grund und Boden! So mußte er schweigen und konnte nur zuschauen, wie der Graf für Jeden ein gutes Wort hatte und mit Allen wie mit alten Bekannten verkehrte. Den Bürgern thaute gleichsam das Herz auf; wohl war Graf Erbach ein leichtsinniger, verschwenderischer Herr, der viel tiefer in den Beutel griff, als er hätte greifen sollen, und es kostete zuweilen saure Mühe, für die Arbeit, die man ihm geliefert, den Lohn von ihm zu bekommen: ja der Tischler entsann sich, daß er noch einen kleinen Rest wohl angekreidet von ihm zu fordern hatte, aber solch ein Augenblick machte Manches wieder gut und tilgte selbst die Schulden. Ein so leutseliger Herr! Einer, der so zu reden wußte, daß es Einem warm wurde!

Graf Erbach hatte seine Runde vollendet, und noch einmal die Anwesenden musternd, sagte er:

„Einen vermiß ich unter Euch, und er war doch zu meiner Zeit ein großes Licht. Besucht der Mann den rothen Löwen nicht, welches doch der honetteste Gasthof im Orte ist, und wo der Wein nur um ein Weniges verfälscht wird, und sitzt einsam in seinem Stüblein hinter Actenstößen? Wo ist Ehren Wenzel Swoboda, der Schreiber?“

Während die Bürger lachen und sich dennoch keiner getraut, gräflichen Gnaden zu antworten, bemerkt der Pater:

„Wenn ich nicht irre, verließ der Amtsschreiber gerade, als wir um die Ecke bogen, Herr Graf, das Haus und rannte spornstreichs nach dem Schlosse zu.“

Darüber hat der Schmied Muth gefaßt, sich in die Brust geworfen und beginnt die wundersame Geschichte von Antonio Rossi, seinem Hut und blutbefleckten Taschentuch zu erzählen: ein gefährliches Unterfangen, das er indessen mit Hülfe Rechberger's zu einem leidlichen Ende führt. Gleich bei den ersten Worten hat sich der Graf niedergesetzt und ist immer ernsthafter geworden. Auch den Pater beschäftigt die Erzählung lebhaft, er hat zu dem Sänger in freundlichen Beziehungen gestanden und, was den Anderen verborgen geblieben, ist ihm bei schärferer Beobachtung nicht entgangen: ein Hang zum Trübsinn, der fortwährend steigend den Unglücklichen an einen Abgrund, zu Selbstmordsgedanken geleitet habe.

„In dem Gedanken des Selbstmordes“, sagt er dem Grafen, „liegt eine zauberische, in die Tiefe ziehende Gewalt. Wie auf dem Grunde einer schauerlichen Bergschlucht, in die man von einem jäh abfallenden Felsen hinabblickt, ruhen auch in diesem Gedanken Geheimnisse, die uns schwindlich machen. Töne klingen da herauf, die ich doch auch Sirenenlieder nennen möchte. Vom leiblichen Schwindel ergriffen, stürzen wir in den Abgrund, in einem Schwindel der Seele tödten wir uns selbst. Und es wäre noch zu entscheiden, ob die Verirrung des Geistes etwas anderes als die physische Verwirrung unserer Sinne ist. Hier ist wieder ein inniger Zusammenhang zwischen der Natur und der Moral. Jetzt mache ich mir Vorwürfe, den jungen Mann, dessen traurigen Seelenzustand ich freilich mehr errieth, als durch sein Vertrauen kennen lernte, nicht schärfer im Auge behalten, nicht durch innigeren Zuspruch getröstet und beruhigt zu haben. Wenn in der That ein Unglück geschehen wäre!“

Beruhigend legte der Graf seine Hand auf den Arm des gegen seine Gewohnheit erregten Mannes:

„Ich kann an alle diese Schreckbilder nicht glauben, weder an einen Zweikampf, noch an einen Selbstmord. Wie leicht kann ein unvorsichtiger Wanderer auf den Gebirgspfaden ausgleiten und in eine Schlucht fallen! Solcher Sturz kostet aber doch nicht in jedem Falle das Leben. Der Sänger kann mit dem Schrecken

oder selbst mit einem gebrochenen Arm davongekommen sein . . ."

„Wenn nur die Holzfäller nicht so fest behaupteten, daß sie lang anhaltend Degengeklirr gehört", erlaubte sich Rechberger einzuwenden und sah seinem Herrn scharf in das Gesicht.

Wie um ihm Stillschweigen zu gebieten, legte Paul den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Lippen, wiegte den Kopf nachsinnend hin und her und sagte dann in einer jener unerwarteten Wendungen, in denen er sich gefiel:

„Das Leben ist noch wunderlicher, als eine Oper von Metastasio. Stürme, Entführungen, Zweikämpfe, Götter, die aus den Wolken steigen, welch ein buntes Gaukelspiel! Und bedenken Sie einmal, Pater, wie würde uns zu Muthe sein, wenn wir, statt hier im Trockenen zu sitzen, von diesem Wetter auf offenem Felde ausgewaschen worden wären! In welche zerknirschte, reuige, verdrießlich schwermüthige Stimmung wären wir da gefallen!"

Allmälig ließ jedoch das Gewitter nach, der Wind hatte seine Flügel gesenkt, in der Ferne erstarb das Rollen des Donners zu einem dumpfen Gemurmel, wie in der Kirche die Orgel austönt. Hier und dort in dem bis dahin undurchdringlichen Wettergrau des Himmels tauchten einzelne lichtere Stellen auf, bläuliche, weißschimmernde, langsamer fielen die Regentropfen.

Blaß malten sich auf dem dunklen Grund die Farben des Regenbogens ab, er schien auf einer Felsspitze des jenseitigen Ufers zu ruhen, wölbte sich kühn über den Strom und senkte sich in den dunkeln Hochwald eines Berges, der aus der Ebene aufragend im Munde des Volkes der Rosenberg heißt. In der niedrigen Wirthsstube wurde es schwül, und wenn nicht der Respect vor dem Grafen gewesen, hätten sie gern Thür und Fenster geöffnet. Allen willkommen war darum die „unterthänigste" Meldung des Wirths, daß ein Staatszimmer für reichsgräfliche Gnaden im Oberstock eingerichtet sei, luftig, mit der Aussicht nach dem Wasser über Gärten hin.

Paul erhob sich und wollte eben Abschied von dem Pater nehmen, als die Thür, die sich nach dem Ringe zu öffnete, aufgerissen ward, und Wenzel Swoboda, den Dreispitz unter dem Arm, in „devotester" Haltung auf der Schwelle sich zeigte.

„Gräfliche Gnaden Erlaucht", begann er nach vielen Bücklingen zu dem Grafen, „wollen generaliter Ihrem unterthänigen Diener immer gewogen bleiben und specialiter jetzt mein ungestümes Eindringen verzeihen. Meine hochgeborene Gönnerin und gnädige Herrin, die Excellenz Gräfin Elisabeth Thurm, haben von der Ankunft Ew. gräflichen Gnaden gehört und lassen Sie durch mich freundlichst ersuchen, Ihr Quartier im Schlosse nehmen zu wollen . . ."

„Ueberbring' Er der Gräfin meinen ergebensten Dank, aber da sich das Wetter aufgeklärt hat, werde ich schon in der nächsten Stunde abreisen."

„Wollen gräfliche Gnaden wenigstens nicht die Gewogenheit haben, vorzusprechen?"

Und näher an Erbach herantretend, flüsterte er:

„Die Gräfin wünscht dringend mit Ew. Gnaden zu sprechen, wenn auch nur eine kurze Zeit ... Familien-Angelegenheiten ..."

„Wohl, den Damen muß man gehorchen."

„Ihre Excellenz haben sich erlaubt, Ew. Gnaden ihre Sänfte zu senden, sie wartet draußen."

„Im Augenblick steh' ich zu Befehl Seiner Herrin."

Und Rechberger winkend, stieg er schweigend die Treppe zu dem Staatszimmer hinauf, das ihm der Wirth eingerichtet.

Und auch oben, in dem stillen Gemach, während der Graf den Reisestaub abschüttelte, wurde nur in längeren Pausen ein einsylbiges Wort zwischen den Männern gewechselt. Erbach war über die bevorstehende Zusammenkunft in einer Verstimmung, der er nicht Herr werden konnte.

„Ich hätte lieber unhöflich sein sollen", meinte er abgebrochen.

„Sprechen der Herr Graf glatt von der Leber weg, ohne Schonung, diese Jesuiterin hat es nicht besser um uns verdient."

„Es ist eine alte Geschichte. Gras ist darüber gewachsen, so hoch!“

„Aber unter dem Grase . . .“

Der Graf stand am offenen Fenster. Im Abendsonnenglanz leuchtete der Fluß, die Berge und Wälder. Von den Regentropfen auf Blättern, Steinen, in der Tiefe und auf den Höhen leuchtete es überall wie von Demantengefunkel. Bis auf einen schwachen, grünröthlichen Streifen war am Himmel der Regenbogen erloschen.

„Bist Du herübergeritten?“

„Nein, ich habe den kleinen Jagdwagen anspannen lassen; der Herr Graf fuhren früher so gern darin.“

„Guter treuer Mann!“

Und nun wieder ein langes Schweigen.

Dann deutete der Graf mit der Hand nach dem kleinen Schloß, das in weiterer Ferne auf einem Berge sichtbar wurde. Unten dampften schon die bläulichen Dunstnebel aus dem Walde auf, die Fenster und Zinnen des Hauses aber glühten von dem rothen Sonnengolde magisch wieder.

„Das ist unser Schloß“, sagte Rechberger.

Paul nickte nur, er war fertig zum Gehen.

„Laß den Wagen anspannen, wir fahren, wenn ich vom Schlosse herunterkomme.“

Da legte Rechberger vertraulich seinen Mund dicht an seines Herrn Ohr:

„Das Fräulein Corona ist in der Nacht entflohen."

Keine Miene veränderte sich in Erbach's Gesicht; er that wie Einer, der all das wußte oder sich doch über nichts im Wechsel des Lebens und der Erscheinungen mehr wunderte.

Unten in der Gaststube gab er dem Pater Rothhahn die Hand.

„Auf Wiedersehen in meinem Hause, hochwürdiger Herr. Vergessen Sie es nicht, ich wenigstens bin nicht willens, eine Bekanntschaft wie die Ihre leichten Sinnes wieder zu verscherzen. Also in einigen Tagen."

Diensteifrig öffnete der Schreiber, der dem Wirth diese Ehre nicht lassen wollte, die Thür.

Zweites Capitel.

In verdrießlichen Gedanken saß Paul Erbach in der Sänfte, die sicher und schnell von den handfesten Dienern den Weg zum Schlosse hinaufgetragen ward. Der unbehagliche Aufenthalt in dem engen Glaskasten verstimmte ihn noch mehr; wenn es nicht gegen die Sitte gewesen wäre, würde er hinausgesprungen sein: in diesem Falle aber, wo ihm noch ein schwerer Wortkampf mit der Gräfin bevorstand, hielt er eine schweigende Unterwerfung in das Unvermeidliche für geboten: er stählte sich so gleichsam gegen alle Bitterkeiten und die üble Laune, die Vorwürfe und Anklagen der alten Dame, die ihn nach seiner Meinung erwarteten. Ja, wenn er den kleinen buckligen Schreiber mit dem boshaften Gesicht unwandelbar neben der Sänfte einhergehen sah, kam er sich wie ein Staatsgefangener vor, der vor den Richter geführt wird. Diese Vorstellung erheiterte ihn ein wenig, und er schlug in die Hände, wie Einer, der seiner Sache sicher ist. Gerade hielten auch die Träger vor dem innern Thore des Schlosses.

Da galt es noch, einige Treppen hinaufzusteigen, einige Zimmer zu durchschreiten, zwei Diener voran, zwei hinterdrein; da war ein Gaffen, ein Flüstern von denen, die müßig im Hofe oder in den langen Gängen standen und Seitenblicke auf den seltenen Gast warfen... Endlich konnte Paul der Gräfin seinen Gruß darbringen, ihr die mit dem halben Handschuh bedeckte Hand küssen und sie zu dem Lehnsessel zurückgeleiten, von dem sie sich bei seinem Eintritt erhoben hatte, einige Schritte ihm entgegen . . .

Kerzen erhellten das Gemach, die Vorhänge der Fenster waren niedergelassen, doch mochten sie bis vor Kurzem geöffnet gewesen sein, denn eine wohlthuende Kühle wehte den Grafen an. Die Wände bedeckten dunkle Tapeten mit eingedruckten goldenen Streifen, alte Ahnenbilder, Herren und Damen aus dem vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts, so weit Erbach sie erkennen konnte. In dem gepolsterten Sessel, mit wohlgeordnetem weißen Haar, in steifer Haltung eine siebzigjährige Dame, Fächer und Spitzentaschentuch in der Hand; auch Schminke und Schönpflästerchen werden ihren Wangen nicht fehlen, denkt der Graf, entdecken kann er es freilich nicht, denn die Dame sitzt im tiefen Schatten, während die Kerzen ihn hell beleuchten. Ueber den Reifrock fällt ein schwerer grauseidener Rock mit schwarzen Spitzen- und Atlaspuffen aufgenommen, ein schwarzes Flortuch umgibt dicht Hals und Schultern

und ist mit seinen langen Zipfeln hinten zusammengeknüpft.

Wenn die Gräfin sich vornüber neigt, um Erbach besser zu verstehen, da ihr Gehör schwach zu werden anfängt, werden ein scharf vortretendes Kinn, eine Adlernase und große, graue, etwas starre Augen sichtbar; in Allem, auch in der harten und gebieterischen Stimme eine vornehme Dame, die vielleicht Ehrfurcht, aber gewiß nicht herzliche Neigung und Theilnahme einzuflößen vermag.

Die ersten Begrüßungen sind vorüber; die Gräfin hat ihre Bitte, Erbach möge es sich für diese Nacht im Schlosse gefallen lassen, erneut, der Graf sie artig abgelehnt.

„Es drängt mich endlich einmal wieder, unter meinem Dache zu schlafen, nicht in fremden Häusern", sagte er. „Wolle die werthe Cousine nur bedenken, daß ich achtzehn Monate lang ein Vagabundenleben geführt."

„Das Ihnen, werthester Herr Vetter, doch gut ausgeschlagen sein muß, Ihr Aussehen ist so blühend, Ihr Geist so munter."

„Einen Theil dieser Munterkeit, Frau Gräfin, mögen Sie getrost auf Ihre Rechnung setzen. Nach Allem, was zwischen uns geschehen, war ich mir eines solchen Empfangs nicht vermuthend."

„Was zwischen uns geschehen? Ja, hält mich denn der Herr Vetter für seine Feindin?“

„Bewahre, wertheste Cousine. Ich habe nur einmal die Pfade der Frau Gräfin gekreuzt, als ich um meine Gemahlin freite, die sie ihrem Enkel bestimmt hatte.“

Die Gräfin hustete, um ihre Verlegenheit zu verbergen: „Ich habe doch den Procop nicht angestiftet, sich in Renata Schwarzenberg zu verlieben. Uebrigens hat der Herr Vetter und nicht mein Enkel die Braut heimgeführt. Wenn ich seiner Heirath mit dieser Dame abgeneigt war, wird er mir jetzt wohl Recht geben; der Reichsgraf Paul Erbach und die Fürstin Schwarzenberg paßten nicht für einander.“

Wie so bestimmt und hart war das gesprochen, als ob es aus dem Munde einer Sibylle käme! Haarscharf dabei, wie die Schneide eines Messers, der Ton der Stimme. Gleich einem Stich in die Brust empfand es der Graf, dem das aufdämmernde Gedenken an vergangene glückliche Tage die Seele weicher stimmte.

„Die Frau Gräfin haben es gut mit mir gemeint“, sagte er zwischen Ernst und Spott. „Ich empfand es in Venedig, als sich meine Gemahlin von mir trennte, vielleicht nach der Verschiedenheit unserer Charaktere trennen mußte. Seitdem habe ich Zeit genug gehabt, über die Wunderlichkeiten des Zufalls und die Irrungen des Herzens nachzugrübeln. Am Ende war es

die Absicht der Frau Gräfin, mich mit ihrer Enkelin Corona zu vermählen..."

„Sie spotten, Herr Graf", entgegnete die alte Dame, und nun zitterte ihre Stimme.

„Warum sollte ich jetzt, wo mich unlösliche Fesseln binden, eine Absicht verhöhnen, deren Erfüllung mir wahrscheinlich große Schmerzen erspart hätte? Corona's fröhlicher Sinn und leicht bewegliche Phantasie klingen mein Gemüth, meine Stimmungen wieder. Und wenn ich bis heute der Jugend der Braut wegen hätte warten müssen, es wäre auch das zum Vortheil unserer Ehe ausgefallen."

„Immer belieben der Herr Vetter die ernsthaftesten Dinge scherzhaft zu behandeln. Mir gegenüber haben Sie es nicht nöthig, mein lieber Herr Graf, Ihren Witz zu zeigen."

„Was hören Sie nur heute aus meinen Worten heraus? Bin ich um so viel leichtsinniger als älter geworden? Wie rasch verurtheilen Sie mich, Frau Gräfin! Wer hat empfindlicher von und in der Ehe gelitten als ich? Nicht, daß ich gegen meine Gemahlin einen Vorwurf erheben wollte! Sie ist eine vortreffliche Dame, eine Vereinigung seltener Tugenden. Aber die Schwächen sind unser gemeinsames Erbtheil, und wenn es nun gilt, Schwächen zu vergeben, Irrthümer auszugleichen, sich hier in ein Zuviel zu schicken, dort ein Zuwenig zu erhöhen, die Kälte sanft zu erwärmen,

ein wildes Feuer leise zu dämpfen, sind das nicht Aufgaben, an denen auch die Besten zu Grunde gehen können? Die Ehe ist wie die Natur, dicht neben und in einander wohnen bei ihr das Leben und der Tod der Seele. Es gibt kein ernsthafteres Ding auf Erden, als die Ehe. Pater Rothhahn meint zwar: der Tod, aber —"

„Wo ist denn der Herr Vetter mit dem Pater zusammengetroffen?" unterbrach ihn die Gräfin, in unverhohlener Neugier sich weit nach ihm hinüberlehnend.

„In einer Gebirgsschlucht. Mein Wagen hatte auf der Fahrstraße ein Rad gebrochen, es entstand ein längerer Aufenthalt, und ungeduldig, wie ich war, vom Sonnenschein und Walddust verlockt, beschloß ich, den Weg nach dem Städtchen zu Fuß zurückzulegen. Ein thörichter Einfall, wie aus einer Comödie Molière's! Aber ich bin doch mit ihm zufrieden, da er mir die Bekanntschaft mit einem so gelehrten Manne eingebracht hat."

Die Gräfin hatte eine Frage auf dem Herzen und suchte nach den rechten Worten dafür. Schneller bewegte sie den Fächer, zog eine kleine Dose mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia aus der Tasche und nahm, um sich zum Angriff zu stärken, oder von Sorgen zu erleichtern, eine Prise spanischen Tabacks.

„Und ist den beiden Herren", fing sie nach diesen Vorbereitungen an, „nichts Absonderliches begegnet?"

„Danach sind wir schon im Wirthshause gefragt worden. Das Abenteuer mit dem italienischen Sänger scheint hier Hütte und Schloß in dieselbe Aufregung zu versetzen…“

Nun mußte die Gräfin niesen und Paul mit einer Verneigung und dem üblichen „Zur Gesundheit!“ antworten. Eine Pause trat ein, in der die Augen der alten Dame lauernd auf dem Gesicht Paul's ruhten, als wollten sie in der Veränderung seiner Farbe oder seiner Züge ein Geheimniß erforschen. Doch an dem harmlos ruhigen Gleichmuth dieses Mannes möchten auch schärfere Blicke stumpf geworden sein.

„Was mir der Pater von Antonio Rossi vorhin erzählte“, fuhr er fort, „hat meine Theilnahme erweckt; Schönheit, Begabung, Schwermuth besitzen vereint eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Um so schlimmer für mich, daß ich diesen Phönix nicht gesehen und über sein Verbleiben nichts zu sagen weiß.“

„Unbegreiflich!“ murmelte die Gräfin. „Ich hatte so sicher darauf gehofft, Näheres von Ihnen zu erfahren…“

„So erkläre mir die Frau Cousine doch: was ist es mit diesem Manne? Ist er ein verkleideter Prinz? Um einen Sänger, wie es deren Hunderte diesseits und jenseits der Alpen gibt, geräth doch, er mag leben oder sterben, eine Elisabeth von Thurm nicht in eine

Erregung, die fast — sie erlaube es mir zu sagen! — fast an Bestürzung grenzt."

„Und sollt' ich nicht", brach sie, durch diese Aeußerungen noch mehr gereizt, aus, „bestürzt sein, wenn es sich um die Ehre meines Hauses handelt? Der Herr Vetter wird gleich ein anderes Gesicht machen, wenn ich ihm ein Wörtchen zuflüstere" — und nun hatte sie die Leidenschaft so übermannt, daß sie den Fächer fortwarf, statt seiner den Krückstock ergriff, der an ihrem Sessel gelehnt stand, sich erhob und zornig mit dem Stock auf den Boden stampfte:

„Corona ist diese Nacht entflohen."

„Corona..."

„Begreift der Vetter? Der Sänger fort, das Mädchen fort —" und wieder stampfte der Stock auf den Boden.

„Oho!"

Erst hatte Paul gelacht wie über eine tolle Geschichte, dann schien ihm die bedenkliche Seite des Vorfalles einzuleuchten, zuletzt mochte ihn der Zorn der Alten angesteckt haben: er war aufgesprungen, hatte den Degen halb aus der Scheide gezogen und rief:

„Und sollt ich diesen Verführer in der Unterwelt suchen müssen..."

Auch wenn sie ruhiger gewesen wäre, würde Frau Elisabeth nicht haben entscheiden können, was in dieser Aufwallung Wahrheit, was Verstellung war.

„Ich kann es noch nicht glauben, ich will es nicht“, fuhr er nach einer Weile, die Hand vom Degengriff lassend, fort, „Corona Thurm auf der Flucht mit einem italienischen Sänger! Entführt unter den Augen einer so wachsamen, so sittenstrengen Großmutter, einer Frau, die schon in ihren jüngeren Jahren mit der erlauchten Kaiserin in Wien die Sittenlosigkeit der Hofdamen bekämpfte und den Vorsitz in der Keuschheits-Commission mit so großer Würde inne hatte! Ein weiblicher Cato! Und ihr muß das von der eigenen Enkelin geschehen! Ich komme von meinem Erstaunen nicht zurück. Wie ist, wie konnte nur solch Unerhörtes geschehen?“

Erschöpft von dem Ausbruch ihres Zorns, im schmerzlichen Aerger über die Bosheiten, die Paul in das Gewand des Antheils zu kleiden versuchte, und ohne Waffen dagegen, weil sie in der Lage der Dinge seines Beistandes bedurfte, hatte sie sich wieder in ihren Sessel gesetzt und ballte krampfhaft die Finger um die Krücke ihres Stockes.

„Woher kommt der Sturm?“ erwiederte sie. „Wie klein und unscheinbar ist die Feuerflocke, die ein stattliches Schloß verbrennt! Das viele Musiciren in Prag, wo wir diesen Winter zugebracht, der Singsang und die Flöten-Adagio's hatten der Corona den Kopf verdreht. Wo sie ging und stand, trillerte und seufzte sie in Tönen trotz der besten Primadonna. Unablässig quälte sie mich mit ihren Bitten, ihr einen Gesang-

lehrer zu verschaffen. Um sie von schlimmeren Dingen abzulenken, denn sie ist eine wilde Reiterin und Jägerin und redet beständig von einem gräulichen Weibervolke der Amazonen, gab ich nach und ließ diesen unglückseligen Antonio Rossi auf das Schloß fordern. Der Herr Vetter kann sich keine Vorstellung von der Frechheit dieses Menschen machen, rundweg schlug er mein Verlangen, Corona im Gesange zu unterrichten, ab, erst, als er das Mädchen gesehen, die mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit in das Zimmer getreten war, gab er nach."

„Daran hätte die Frau Gräfin den Fuchs erkennen sollen, der in den Hühnerstall bricht", wendete Paul lächelnd ein.

„Ich hätte meine Enkelin durch solchen Verdacht entehrt", sagte dagegen mit stolzer Betonung Elisabeth. „Mir erschien der Abstand zwischen ihr und dem Sänger wie eine Schlucht, über die keine Brücke geschlagen werden kann. In meiner Gegenwart unterrichtete er sie, und der Vetter mag mir's glauben, mich schläferte sein Gesang nicht ein, wie die Zauberlieder das heidnische hundertaugige Unthier, das eine griechische Princeß bewachen sollte, leider einschlafen ließen. Weder an dem Mädchen, noch an dem Sänger verriethen sich die Zeichen der Liebe. Doch dankte ich den Heiligen, als der Unterricht vorüber war und der Italiener die Stadt verließ. Das mag drei Tage her sein. Corona

sang nach wie vor und ließ nichts Auffälliges merken. Gestern sagte sie mir früher als gewöhnlich gute Nacht und begab sich auf ihr Zimmer. Da sah ich sie von meinem Fenster aus das Licht verlöschen — heute in der Frühe war sie verschwunden."

„Aber wie kam sie aus dem Schlosse? Unbeachtet? Unaufgehalten?"

„Gewiß wird sie unter der Dienerschaft ihre Helfershelfer haben! Sind doch Alle, die ich ihr nachgesendet, ohne eine Spur von ihr zu finden, zurückgekehrt! Es ist Alles boshaftes, käufliches Gesindel! Aber das Strafgericht soll nicht ausbleiben! Ich dachte im Anfang gar nicht an den Sänger, wie käme ich auch dazu? Erst der Schreiber hat mir den Verdacht erregt und, wenn ich Alles überlege, muß ich ihm Recht geben. Es ist eine Schmach ohnegleichen. Rathen Sie mir, Vetter, unterstützen Sie mich. Der Vater des ungerathenen Mädchens ist fern in Wien, ich bin eine alte Frau, die den Stock nicht mehr festhalten kann, und beiseit geschoben wird von der neuen Zeit, wie meine Gebieterin, die gnädige Kaiserin, auch. Es ist nicht gut, siebenzig Jahre alt zu werden, um das zu erfahren. Da ich es aber erfahren habe, will ich auch noch länger leben und die leichtfertige Dirne züchtigen. In ein Kloster mit ihr, je früher, je besser!"

Bösartig funkelten die Augen der alten Frau, dreimal stieß sie mit ihrem Stock auf den Boden.

„Wenn es noch Gerechtigkeit auf Erden gäbe, müßte der schändliche Entführer an den Galgen gehängt werden und die Dirne…“

„Allein auch diese strenge Gerechtigkeit könnte doch nur geübt werden, wenn wir die Schuldigen in Gewahrsam hätten“, damit schnitt Paul ihrer Wuth die Rede ab. „So weit ich den Vorfall übersehe, haben sie einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden und sind vielleicht schon in Dresden. An Geld wird es ihnen nicht fehlen, und in dieser Welt soll die Thüre noch gefunden werden, die ein goldener Schlüssel nicht öffnete.“

„Ich habe mächtige Freunde am kursächsischen Hofe und noch diese Stunde will ich einen Boten abfertigen.“

„Verfügen Sie über meinen Einfluß, ich werde auch meine Bekannten auffordern, das arme, bethörte Mädchen aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Ja, wenn Sie es für nöthig halten, reise ich selbst nach Dresden zurück, um sie zu holen. Aber, wer sagt uns denn, daß sie in Dresden ist? Wenn sie sich nach Prag gewendet? Dieser Hut, dieser zerbrochene Degen — wenn sie die Verfolger auf eine falsche Spur leiten sollten?“

„Welche Sorgen, welche Beängstigungen!“ stöhnte die Gräfin. „Ich treibe mich in Zweifeln und Kümmernissen wie in einem Irrgarten ohne Ausgang um-

her. O über mich Unglückliche, daß ich auch die Erziehung dieses Kindes übernehmen mußte!"

Mit einer Empfindung leiser Schadenfreude betrachtete der Graf das Schauspiel, das ihm die alte Frau in dem Wechsel ihres Schmerzes und ihres Ingrimms bot. Will es ihm Jemand verargen, daß er sich all' der heimlichen Ränke erinnert, die sie gegen ihn gesponnen, mit denen sie und Andere das Herz seiner Gattin umstrickt und es ihm, wie es scheint, für immer entfremdet haben? Er kennt sie, diese schrecklichen Stunden der Angst, der Selbstanklage und Verzweiflung, wenn sich ein Wesen, das wir geliebt, gewaltsam von uns losreißt und in die Fremde hinausflüchtet, wenn wir bang jeder Nachricht lauschen, die zu uns dringt, jetzt dies und im nächsten Augenblick jenes wollen, wenn der Stolz uns räth, die Entflohene ihrem Schicksal zu überlassen, und die Liebe, ihr nachzueilen: bis zur Neige hat er die Qualen dieser Stunden gekostet!

„Was Sie leiden, Frau Gräfin", sagt er darum nicht ohne Beziehung, „ich habe es in Venedig gelitten, als eines Morgens meine Gemahlin aus meinem Hause verschwunden war. Fassen Sie sich, gedulden Sie sich."

„Unter Umständen, wie sie einmal eingetreten sind", fuhr er nach einer längeren Pause fort, „erreichen wir nur durch Besonnenheit und Klugheit unseren Zweck.

Schreiben Sie nach Dresden, nach Prag an die Freunde, die Verwandten Ihres Hauses. Aber stellen Sie das arme Mädchen nicht bloß, geben Sie sich den Anschein, als hielten Sie die ganze Flucht für einen tollen, kindischen Einfall Corona's, dem Sie selbst keine besondere Bedeutung beilegten. Von dem Sänger kein Wort. Warum die Zukunft eines jungen Mädchens mit einer solchen Beschuldigung vergiften und verderben? Vielleicht ist Corona gar nicht mit Antonio entflohen; weshalb eine Vermuthung zur Gewißheit stempeln? Ich möchte Sie nicht ohne jeden Trost verlassen, Frau Gräfin: vertrauen Sie der inneren Stimme, die mir sagt, es wird weder Corona, noch dem Hause Thurm Unheil und Unehre aus diesem Jugendstreich erwachsen. Mir ist Corona theuer wie eine Schwester, ich habe die Ahnung, daß ich sie wiederfinden werde."

So redete er noch eine Weile mit ruhiger, eindringlicher Bestimmtheit, die auf die Gräfin einen um so stärkeren Eindruck ausübte, je unerwarteter sie ihr in dem Munde Paul's war. Auch wußte sie sich selbst keinen besseren Rath. Seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang der Verwicklung erhöhte ihre Hoffnungen und verscheuchte ihre schlimmsten Besorgnisse. In besserer Stimmung, als sie sich begrüßt, trennten sie sich.

Nun wollte die Gräfin auch ihrerseits eine innige Theilnahme an Erbach's Geschick ausdrücken und sagte,

hier und dort mit stockender Stimme: „Ich habe kürzlich einen Brief von Ihrer Frau Gemahlin erhalten... aus Versailles, die junge Königin von Frankreich hatte sie eingeladen ... mit ihrer Gesundheit war sie zufrieden, aber ihr Herz..."

Paul wendete sein Gesicht etwas zur Seite und entgegnete hastig: „Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, ich danke."

„Sollte denn keine Annäherung mehr möglich sein? Es vergibt und vergißt sich so viel im Laufe der Zeit, so viel! Wir wissen nicht was Alles!"

„Und das ist das Unglück, daß ich noch weiß, was ich vergessen soll und muß."

Damit schied er.

Jede Begleitung ablehnend, schritt er über den Schloßhof, durch die Laubgänge des Gartens, die sich den Hügel hinabwinden, und die widerhallende, von steinernen Mauern eingefaßte, einsame Auffahrt zur Stadt nieder. Der Mondschein beglänzte die Wipfel der sanft rauschenden Bäume und die Thürme der Kirche. Einmal blickte Paul noch hinter sich, nach dem weißschimmernden Schlosse hinauf: in der eigenthümlichen Beleuchtung hatte es etwas Märchenhaftes. Aus dem Dunkel des Gartens stieg es mit seinen weißgetünchten Mauern und Fenstern wie ein Zauberpalast empor. Ueber den Mauern der Auffahrt waren in gewissen Zwischenräumen Altane und kleine Pavillons

errichtet, eine Aussicht über das Städtchen, den Strom und weit in das Land hinein gewährend. Die Stille umher, die letzte Wendung des Gesprächs, die seinen Gedanken, sehr wider seinen Willen, die Richtung in die Vergangenheit gegeben, riefen eine phantastische Welt herauf: er ging dahin wie im Traum — wie ein Traumbild zog ein Stück seines Lebens an ihm vorüber.

Eine so lebenslustige, fröhliche Zeit war das gewesen! Vor drei Jahren... Er war von seinen fränkischen Gütern hergekommen und hatte sich zum ersten Male voll und ganz als Mann und Herr, ohne Sorgen und Kummer gefühlt. Durch Verbindungen, die sein Großvater in Wien am Kaiserhofe Karl's VI. angeknüpft und gepflegt, war die Familie mit den böhmischen Adelsgeschlechtern bekannt und verschwägert geworden; zuletzt hatte der Großvater gar eine Rosenberg heimgeführt, zum langdauernden Verdruß seiner fränkischen Vettern und Muhmen. Ihr Sohn Jodocus, Paul's Vater, bevorzugte denn auch die böhmischen Besitzungen des Hauses und verkaufte, was er konnte, von den fränkischen. Ein wunderlicher, grillenhafter Herr, dem man unter Anderem nachsagte, daß er im Geheimen zur katholischen Kirche übergetreten wäre, Geister beschworen und während der Belagerung von Prag im Jahre 1757 den Plan gesponnen hätte, den großen Preußenkönig bei seinen Spazierritten aus dem Lager

gefangen zu nehmen und nach Wien zu führen; Einfälle, die nicht zur Ausführung kamen und darum in dem Munde der Leute um so abenteuerlichere Formen annahmen. Solche Launen kosteten Geld, und nur das thatkräftige Eingreifen der Reichsgräfin Anna, aus dem Geschlechte derer von Schönburg in Sachsen, bewahrte das Haus vor gänzlichem Verfall. Bei Zeiten hatte sie sich mit ihrem einzigen Sohne nach Franken begeben; ihr Gemahl, mit dem sie längst zerfallen war, überließ ihr die Verwaltung der dortigen Güter und die Erziehung des Kindes, froh, daß er nicht in seinen Neigungen und Beschäftigungen gestört wurde. Zuweilen sahen sich Vater und Sohn, aber die Mutter erlaubte Paul kein langes Verweilen auf dem böhmischen Schlosse und der Vater seinerseits pflegte niemals die Abreise des Sohnes aufzuhalten. Feinfühlig, empfand Paul den Zwiespalt der Eltern schmerzlicher als sie selbst, die ruhig in getrennten Kreisen dahinlebten. Herangewachsen machte er Versuche, beide einander wieder näher zu bringen, Versuche, die hier an der Starrheit der Mutter, dort an der Trägheit und Gleichgültigkeit des Vaters scheiterten. Er mußte es endlich aufgeben, eine Versöhnung zwischen zweien Menschen zu stiften, die sich in keinem Punkte des seelischen Lebens berührten, sondern sich wie Bewohner verschiedener Welten anstarrten. Diese schmerzlichen Jugendeindrücke überwand Paul nicht, er bildete sich

aus ihnen, gleichsam als einen erhebenden und befreienden Gegensatz, das Ideal einer vollkommenen Ehe, eine Uebereinstimmung der Herzen, ein gegenseitiges Ineinanderleben und Aufgehen ... Ach, wie schmerzlich sollte er an sich selbst das Trügerische unserer Gedanken und die Hinfälligkeit unserer Natur erfahren!

Vor drei Jahren aber, wie sonnenhaft lachte ihn das Leben, wie heiter die Welt an!

Rasch hinter einander waren ihm Vater und Mutter gestorben; bei allem kindlichen Schmerz über solchen Verlust fühlte er sich doch von einer Last befreit, die mit geheimem Druck den Aufschwung seiner Seele niedergedrückt. Er stand in der Blüthe seiner Kraft; Alles, was so lange in ihm zurückgehalten und durch Rücksichten der verschiedensten Art gehemmt worden war, quoll wie ein Strom im Frühling über. Nun konnte er sich nicht nur sein Dasein einrichten, wie er wollte, sondern auch in das Anderer bestimmend, hülfreich, fördersam einwirken. Auf seinen Reisen hatte er Vieles gesehen und beobachtet, das ihm besser schien, als die Einrichtungen seines Vaterlandes; ein unruhiger Thätigkeitstrieb, die Lust und Freude an Neuerungen drängten ihn zu mancherlei Versuchen und Aenderungen in der Bewirthschaftung seiner Güter; Einiges schlug fehl, Anderes gelang ihm. Er war eine glücklich angelegte Natur, die sich im Sonnenschein vielleicht zu fröhlich und sorglos erhob, sich jedoch vom Mißgeschick nie ganz

verstimmen ließ. In Geschäftigkeit, die sich selbst um Unbedeutendes rastlos bemühen konnte, im frischen Ergreifen des Augenblicks, im raschen Wechsel seiner Einfälle war er das vollkommene Gegenbild seines Vaters. Abgeschlossen in seiner Einsamkeit, der Gegenwart entfremdet, unbekümmert um das Treiben und Schicksal seiner Umgebung, hatte Jodocus in seinen Grillen hingelebt, hochmüthig blickte er mit dem Stolz eines Grafen und Gelehrten zugleich auf die Anderen herab, diese ursprüngliche Menschenverachtung war in seinem Alter zu einer Art Menschenscheu geworden. Dagegen gefiel sich der Sohn, ebensowohl aus dem Drang eines wohlwollenden Herzens, als aus der allgemeinen Stimmung der Zeit und einer verzeihlichen Eitelkeit, in der Rolle des Menschenfreundes und Weltverbesserers. Sich hierin zu üben, fand er gerade in Böhmen die reichste Gelegenheit. Die Güter waren verwahrlost, die Bewohner arm und roh, durch den langen Krieg und eigene Schuld herabgekommen. Paul Erbach versuchte im Kleinen, was, wie es hieß, der deutsche Kaiser und Mitregent seiner Mutter, Joseph II., im Großen für die österreichischen Lande zu thun beabsichtigte, sobald er allein das Scepter führen würde: er erleichterte die Frohnden seiner Bauern, setzte den Preis des Freikaufs herab, stattete die Dorfschule besser aus und milderte die Härte des Gerichtsverfahrens.

Mit tausend Fäden fing so, zum heimlichen Aerger

des ehrlichen Franken Rechberger, der den Herrn begleitet, die böhmische Erde Paul zu umspinnen an. Tiefere, geheimnißvollere Einflüsse gesellten sich zu den äußeren. Ueber Böhmen liegt ein phantastischer Zauber, dem sich ein dichterisch gestimmtes Gemüth nicht leicht entziehen kann. Die düsteren Felsenufer der Moldau, das vielthürmige Prag, die dunklen Wälder und die stolzen Schlösser, umflogen von gewaltigen Erinnerungen und Schatten, üben einen mächtigen Eindruck aus. Auf diesem ernsten Hintergrund einer großen geschichtlichen Vergangenheit, der freilich nur selten in das Bewußtsein einer munteren, leichtlebigen und genußsüchtigen Gesellschaft mit gepuderten Haaren und gestickten Rococogewändern trat, ein heiteres buntes Treiben: viel Musik, die jetzt im ganzen Oesterreich die beliebteste Kunst ist, viel fröhliche Geselligkeit in Festen, Jagden und Tänzen; in allen besseren Köpfen und edleren Herzen große Erwartungen, die von ihnen langsam zu dem armen, niedergedrückten Volke herabsteigen; ein Rauschen in der Ferne, als käme mit Lenzesungestüm ein jugendlicher königlicher Strom daher, auf seinen Wogen das Schiff des Glückes und der Verheißung tragend. Für solche Eindrücke war Paul vor Allem empfänglich.

Welch' ein Glück ist es doch für den Menschen in diesem so leidvollen und wandelreichen Erdenleben, wenn die besondere Art seines Gemüthes ganz und voll

in der Zeitstimmung ausklingt, und er nur sein Wesen ausprägen darf, um dem Allgemeinen zu dienen; wenn, was er an Empfindungen und Gedanken ausgibt, verdoppelt aus der Welt der Erscheinungen ihm zurückströmt! Und inmitten eines solchen Glückes mußte sich die Liebe dem Grafen nahen, die Liebe in so reizender Gestalt.

Erhob sich nicht auf jenem Altan der Schatten einer zarten lieblichen Gestalt? Oder war es nur der flüchtige Schimmer des Mondes, der, durch die Baumwipfel brechend, an der weißen Mauer entlang gleitend ein neckisches Spiel mit ihm trieb?

Welche Fluth wechselnder Gefühle stieg in dem Herzen des einsam dahinschreitenden Mannes auf und senkte sich wieder! Was hatte er genossen und was eingebüßt! Fast dünkte es ihn, als müßte er zu den vielen Verlusten in dieser Spanne Zeit auch einen guten Theil seines eigenen Wesens zählen; ein Stück von ihm war unwiederbringlich dahin. Wir verlieren nicht nur die Anderen, wir verlieren auch uns selbst. Enttäuscht über die große Irrung, in der befangen wir Alle unser Leben beginnen, betrachtete er seine Hoffnungen und Bestrebungen, seine Freuden und Schmerzen, die ihn jetzt im Schattentanz umschwebten, mit einem wehmüthig mitleidigen Lächeln. Er mochte ebensowenig diese Erinnerung heranrufen, als jene von sich scheuchen, er ließ ihnen den Willen. Und in

dem Gedränge dieser Schatten, in dem Wirbel dieser Empfindungen mochte er sich leise fragen: Was ist nun mein Ich? Was ist mein Eigen?

So kam er die Auffahrt hinab, an der Kirche vorbei, er wußte selbst nicht wie, zum Ringe, wo ihn der leichte Jagdwagen erwartete. Der Kutscher, der den Herrn noch nicht begrüßt, ein Czeche, mit einer rothen Mütze auf dem dunklen Haar, sprang vom Sitz und küßte ihm den Zipfel des Rockes.

„Nehmen Euer Gnaden meinen Mantel um", bat Rechberger, „es ist kühl geworden nach dem Gewitter, und wir werden vor Mitternacht schwerlich zu Hause sein."

Dichter wickelte sich der Graf in den grauen, alten, vielgeflickten Reitermantel und drückte den Hut tiefer in das Gesicht.

„Setz Dich zu mir", sagte er zu Rechberger, „ich habe mit Dir zu reden."

Auf der schmalen Hinterbank des Wagens hatten Beide gerade Platz.

Die Fenster des rothen Löwen waren hell erleuchtet; die Bürger, die Gipspfeifen im Munde, standen vor der Thür; auch die Frauen waren noch wach und die Kinder....

Das gab ein Rufen, ein Gaffen, als der Graf abfuhr! Ist es wahr, daß uns die Ohren klingen, wenn sie in der Ferne von uns reden, dann hätte der

Graf bis nach Prag fahren können und es hätte ihm immerfort im Ohr gesaust und geklungen; so viel hatten Männer und Frauen im Städtchen von ihm zu erzählen, nicht das Wenigste der Kammerdiener der Excellenz, der eben vom Schlosse herunterkam, um in Gesellschaft der Honoratioren einen Schoppen zu trinken.

Aber Graf Paul rührte sich nicht; in sich versunken saß er da, noch von Traumgebilden umspielt.

Im schnellen Lauf flog der Wagen auf der Landstraße, die hier in der Nähe der Stadt gut gehalten war, dahin. Eine Fahrt in die sommerliche Mondnacht! Eine Strecke weit begleitete sie der Fluß, dessen breiter stiller Spiegel wie von silbernem Glanze widerstrahlte. Die wunderlich gestalteten Felsbildungen des anderen Ufers warfen ihre Schatten hier und dort darauf. Ein Nachen schwamm auf der ruhigen Wasserfläche. Dann bog die Straße mehr in das Land hinein und führte durch waldbestandenes Gehege.

„Vorsichtig!" hatte Rechberger dem Kutscher zugerufen.

Auf den Landstraßen Böhmens waren zerbrochene Wagenräder und Deichselstangen damals nichts Seltenes. Wer ohne Unfall eine Nachtfahrt gemacht, war unter einem freundlichen Stern geboren. Langsamer liefen die muthigen Pferde, aber die Räder stießen bei aller Sorgfalt, mit welcher der Kutscher führte, wiederholt

an Steine und Baumwurzeln. Diese Erschütterungen rüttelten Paul aus seinem nachdenklichen Sinnen.

„Was hilft's", sagte er halb zu sich, halb zu Rechberger, „die Vergangenheit anzuschauen? Bist Du's, bist Du's nicht? fragt man sich, wenn man sein eigenes Bild unter den Gestalten früherer Tage auftauchen sieht, und erhält keine Antwort. Wir haben dumme Streiche begangen, Rechberger, und ich fürchte, wir sind noch nicht am Ende. Wir wechseln nur unsere Kleider und unsere Thorheiten, das nennen wir Leben."

Rechberger seufzte schwer; aus langer Erfahrung wußte er, daß sein Herr, wie er sich ausdrückte, am curieusesten und tiefsinnigsten war, wenn er eine Tollheit zu berichten hatte.

Ueber diesen Seufzer des ehrlichen Dieners, dessen Bedeutung ihm nur zu wohl bekannt war, fing nun seinerseits Paul an zu lachen, er schüttelte sich und rieb sich die Augen wie Einer, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, und sagte:

„Du hast es mir nicht geschrieben, Rechberger, aber ich will hoffen, daß Deine Tochter auf dem Schlosse ist."

Diese Frage hatte Rechberger nicht erwartet, und er brauchte eine Weile, sich darein zu finden. „Die Hedwig? Ja, Euer Gnaden, die Hedwig ist noch im Schlosse, aber es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie nicht mehr darin — des Zdenko wegen."

„Nun, sie ist da! Das genügt und erleichtert mir

das Herz. Denn, Rechberger, ich habe eine Dame eingeladen — und eine Dame ganz allein mit zwei Männern auf dem einsamen Schlosse . . ."

Rechberger wußte nicht, wo aus, wo ein; das satyrische Gesicht des Grafen verwirrte ihn noch mehr, als die überraschende Eröffnung.

„Wir erhalten Besuch? Das hätten mir Euer Gnaden wohl melden können. Nun, ich denke, wir haben einige Tage Vorsprung."

„Bewahre! Die Dame ist dem Schlosse schon näher als wir", fuhr Paul fort, den die Verlegenheit des treuen Dieners ergötzte.

Und dem Kutscher rief er in czechischer Sprache zu:

„Ignaz, jenseits des Waldes, bei dem ersten Crucifix, halte die Pferde an."

Im Walde war es still und dunkel, nur ganz leise bewegten sich die Baumwipfel, nur wie ein verlorner Schimmer brach das Mondlicht hier und dort durch die Schatten.

Einige abgebrochene Töne aus der Arie des Orpheus: „Ach! ich habe sie verloren! All mein Glück ist nun dahin!" summte Erbach, ehe er wieder anhub:

„Wundere Dich nicht und schilt auch nicht, Guter, die Unbesonnenheiten sterben in unserem Geschlecht nicht aus. Man nimmt sich vor, der Vernunft zu folgen, und bleibt eine Woche seinem Entschlusse treu. Da spielt uns plötzlich der Zufall einen Streich und stürzt

uns trotz unseres Sträubens in neue Abenteuer und Irrungen. Die Vernunft flieht, die Laune triumphirt. Ja, wenn wir die Umstände beherrschten oder uns ihnen entziehen könnten! Als ich von Dresden abreiste, malte ich mir die Stille, die Verschollenheit auf meinem Schlosse, den Genuß der Natur so verführerisch aus! Alle Aufregungen, alles Ungewohnte wollt' ich vermeiden, nie wieder meine Hand an das Rad des Geschickes legen, wie ich es im thörichten Uebermuth so oft gethan, um es schneller vorwärts zu treiben . . . Und nun!"

„Und nun!" wiederholte Rechberger, dem Echo gleich.

„Du wirst einen Husarenfluch in den Bart brummen . . . Aber da sind wir am Ende des Waldes. Nun kommt das offene Feld und das Dörfchen, wohin wir einmal Renata trugen, als sie vom Pferde gefallen — und dann die steinerne Brücke über den Bach mit dem heiligen Nepomuk, dem ein ruchloser Ketzer die Nase abgeschlagen, und was für eine Nase! Der Polichinell in Venedig hat keine bessere."

Paul gefiel sich darin, diese Erinnerungen und Eindrücke früherer Jahre wieder lebhafter in sich hervorzurufen und sich so gleichsam Gewißheit zu verschaffen, daß ihm noch jede Stelle, jeder Baum auf diesem Boden wohlbekannt sei.

Der Wagen hatte den Saum des Waldes erreicht. Aus den Wolken, die am Himmel auf- und nieder-

zogen, trat jetzt der Mond hellleuchtend und beschien die Ebene. Rechts nach dem Strome zu lagen in ihren Obstgärten die Häuser des kleinen Dorfes, lichtlos, nachtstill, links am Rande der Straße erhob sich ein hölzernes Christusbild am Kreuz, Mondstrahlen bildeten einen Glorienschein um das geneigte Haupt des Sterbenden, die Dämmerung verbarg und verwischte, was an der rohen Schnitzerei und der grellen Bemalung unschön und abstoßend war. Wenige Schritte von dem Kreuz entfernt hielt ein stattlicher Reisewagen. Die Pferde davor wieherten, als Ignaz die seinen zum Stehen brachte.

Der Graf war vom Sitz herabgesprungen und näherte sich dem geschlossenen Wagen; kopfschüttelnd, in Neugier und Sorge, folgte ihm Rechberger.

Schon hatte indeß ein Diener, der auf dem Bock neben dem Kutscher gesessen, den Schlag des Wagens geöffnet; eine schlanke Gestalt, ganz in jenen langen braunen Mantel eingewickelt, welchen die Mode in Paris soeben unter dem Namen Almaviva in Aufnahme gebracht, hüpfte über den eisernen Tritt.

„Felicissima notte!“ sagte eine sanfte Stimme mit herzumstrickendem Klang, und ein Mädchenkopf, die braunen Haare mit einem bunten Tuch umwunden, wie die Bäuerinnen in dieser Gegend es zu tragen pflegen, ward aus der Umhüllung sichtbar: ein Mädchenkopf, bei dessen Anblick Rechberger nicht, wie es ihm

sein Herr prophezeit, in einen leisen, sondern in einen lauten Fluch: „Bei Ziethen's Mütze!" ausbrach.

Nun lüftete der Wind, der vom Flusse her stärker über das offene Land wehte, ein wenig den Mantel des Mädchens: sie trug einen rothen Friesrock und ein fest anschließendes Mieder, mit grünen Bändern besetzt; ihre zierlichen Füße steckten in schweren und plumpen Holzschuhen. Vielleicht hätte sie bei Tageslicht für eine Bäuerin gelten können, jetzt aber in der Mondesdämmerung, halb noch von dem braunen Mantel bedeckt, erschien das Ganze wie eine Maskerade.

„Ich habe Sie lange warten lassen, schöne Cousine", bat Paul mit dem Ton der Entschuldigung, „aber ein Umstand, den ich nicht geahnt, hielt mich auf. Sie werden müde sein, und wir wollen eilen, unter Dach und Fach zu kommen."

„Müde? Was denkt der Vetter, daß ich gethan habe? Eine Stunde halten wir schon auf dem einsamen Felde, bei dem häßlichen Crucifix, das mich bis in meine Träume hinein geängstigt hat. Denn ich habe geschlafen, um all' meinen Kummer und Aerger zu vergessen. O, warum mußte ich auch Ihnen gerade begegnen!"

Es waren nicht Trotz und Schmerz allein, die ihrem Gesicht bei diesen Worten einen eigenthümlich anziehenden Ausdruck verliehen, ein gewisser Muthwille offenbarte sich darin; in krause Falten ist die schön

gewölbte, noch so jugendlich glatte Stirn gezogen, die Augen können sich nur mühsam die Thränen versagen, die kleine Hand ballt sich so fest in den Mantel, mit der Bewegung des entschlossensten Widerstandes, und doch ist es, als wollte dieser liebliche Mund in jedem Augenblick in ein herzliches Gelächter ausbrechen.

„Vielleicht sagt schon nach einem Jahre die schöne Cousine das Gegentheil“, erwiederte der Graf jetzt auf ihre Klage, „und weiß es mir Armen Dank, daß ich eigenmächtig ihre Pläne zerstörte.“

„Nie, nie! Sie haben mein Lebensglück vernichtet. Welche Sängerin wär' ich geworden! Ich war auf dem Wege zum Ruhm; was traten Sie dazwischen, Sie böser Vetter aus Italien! Wenn mich Rechberger inmitten der Felsen gefunden hätte, das wäre ganz etwas Anderes gewesen. Nicht wahr, Rechberger, Er wäre mit mir nach Dresden gegangen?“

„Ich, gnädige Comtesse“, stotterte der Soldat des großen Friedrich, „ich?“

So verlegen hatte er nie dagestanden.

„Hm, bis nach Dresden —“, meinte er endlich.

„Wärst Du mitgegangen“, unterbrach ihn Erbach. „Es ist also gut, daß ich auf jenem Felsenvorsprung saß, nicht Du. Nun aber auf! Fahr' voran und bereite Deine Tochter auf die Ankunft der Gräfin Thurm vor. Die schöne Cousine wird nichts einzuwenden

haben, wenn ich ihr die Gemächer meiner Gemahlin zum Aufenthalt anbiete."

„Ich muß wohl gehorchen, da ich die Nacht nicht zu den Füßen dieses Crucifixes zubringen mag. In Renata's Zimmern! Was sie sagen würde, Cousin, wenn sie uns jetzt so sehen könnte!"

Paul zuckte leicht zusammen und ertheilte Rechberger noch einige Befehle . . .

Der Jagdwagen fuhr voran; mit Schmeichelworten und Peitschenknallen trieb Ignaz seine Rosse zum schnellsten Laufe an.

Darauf faßte Paul die Hand Corona's und führte sie zu dem großen Wagen. Zögernd setzte das Mädchen ihren kleinen Fuß auf den Tritt:

„Sie wissen aber, Cousin, daß ich nur unter zwei Bedingungen Ihnen folge?"

Ihr Antlitz nahm den strengen und finsteren Ausdruck ihrer Großmutter an, sie schien zu einem Aeußersten bereit, wenn sie nicht nach ihrem Wunsch zufriedengestellt würde.

„Bei der Ehre eines Reichsgrafen, schöne Cousine, Sie sollen sich nicht über mich zu beklagen haben. Kein Besiegter hat sich je williger in den Friedensvertrag gefügt, als ich."

„Sie reden von Besiegten? Spotten Sie noch meines Unglücks! denn hier ist Niemand besiegt, als ich."

Damit setzte sie sich in eine Ecke des Wagens,

lehnte den Kopf in die Kissen und schien im Halbschlummer, die Augen schließend, die unholde Wirklichkeit vergessen zu wollen.

Obgleich Paul die Flucht Corona's aus dem Hause ihrer Großmutter, sein Zusammentreffen mit ihr in seinen Reden wie einen leicht verzeihlichen Scherz jugendlichen Muthwillens behandelte, so bekümmerte ihn doch ernstlich das Geschick des Mädchens. Wie er so neben ihr saß und der Wagen sie seinem Schlosse immer näher brachte, fühlte er die ganze Schwere und Verantwortlichkeit, die er auf sich geladen. Und doch, hätte er anders handeln können? Durfte er das leichtsinnige Kind der raschen Wallung seines Herzens überlassen?

Es war um die neunte Morgenstunde dieses verhängnißvollen Tages gewesen, als er, von der Schönheit und den malerischen Felsgruppen der Landschaft umher angelockt, aus seinem Wagen gestiegen, in ein Seitenthal eingebogen und eine Höhe emporgeklommen war, die einen Ausblick über die Schlucht gewährte. Nicht weit davon lief die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen, und bei dem Wirthshaus, welches dort, schon auf kursächsischem Gebiete lag, hielt der Wagen. Mehrere Waldwege kreuzten sich hier wie in einem Mittelpunkt. Auf dem Stein sitzend schaute Paul über die große Straße und die kleinen, die in ihr mündeten, hin. Ein sonderbares Paar kam auf der einen daher:

ein Landmädchen und ein Mann in bürgerlicher Kleidung. War es nur Neugierde, war es ein geheimer Zug der Seele, der ihn dazu bestimmte, sein kleines Fernrohr auf die beiden Wanderer zu richten? Nun erschienen sie ihm noch seltsamer: ihr Gang war so eilig und so scheu zugleich. Er erinnerte sich, daß er bei dem Wirthshause einen Kutscher getroffen hatte, der ärgerlich über das lange Ausbleiben seiner Herrschaft geflucht. Dennoch hätte er in Ruhe auf seinem Platze das Abenteuer vor sich abspielen lassen, ohne es durch seine Dazwischenkunft zu stören, wenn das Mädchen nicht plötzlich vor Ermüdung, oder weil es einen Fehltritt gethan, zusammengebrochen wäre. Paul's Mitleid regte sich; so rasch er konnte, stieg er die Anhöhe hinab.

Der Begleiter des Mädchens hatte sich indeß schon nach dem Wirthshause begeben und Hülfe für die Ohnmächtige gesucht. Herzensangst und körperliche Erschöpfung, zuletzt ein Ausgleiten auf dem abschüssigen Wege hatten sie niedergeworfen; bewußtlos wurde sie in das Haus getragen.

Ein Blick in ihr Gesicht hatte Paul genügt, Corona Thurm zu erkennen.

Während die Wirthin mit der jungen Gräfin beschäftigt war, und der Kammerdiener Paul's aus dem Reisekoffer einige Fläschchen mit Riechsalz und kölnischem Wasser hervorholte, fand eine scharfe Ausein=

anderſetzung zwiſchen dem Grafen und dem Begleiter Corona's ſtatt — ein Streit, der bei der aufbrauſenden Leidenſchaft Paul's Beiden bald die Degen in die Hände zwang. Als Stahl auf Stahl klirrte, wurde der Graf ruhiger; mit raſcher Wendung ſchlug er dem Gegner die Waffe aus der Hand und verwundete ihn leicht am Arm. Darüber war Corona wenigſtens ſo weit zur Beſinnung gekommen, um das Schlimmſte zu verhindern; ſie hatte ſich von der Wirthin losgemacht und war den Männern nachgeeilt. Welch ein Wiederſehen gab es da zwiſchen ihr und Paul! An eine Fortſetzung ihrer abenteuerlichen Flucht mit Antonio Roſſi war unter dieſen Umſtänden, bei der beſtimmten Erklärung des Grafen, auf jede Gefahr hin würde er ihre Reiſe hindern, nicht mehr zu denken. Dabei aber zeigte er ſo viel Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, und wußte die Geſchichte beinahe in einen Scherz zu verkehren, daß er der peinlichen Lage die Spitze abbrach. Aeußerlich ſtellte ſich wenigſtens ein erträgliches Verhältniß zwiſchen den drei Perſonen, die ſo wunderſam bei der Gebirgsſchenke zuſammengetroffen waren, her. Wie in Antonio's Bruſt auch Haß und Rache gegen den Störer ſeiner Liebe und ſeinen Ueberwinder im Kampf tobten, von welch' unruhigen, hitzigen Gedanken Corona's Schläfen ſtärker pochen mochten: die Gewohnheit, die Sitte hielt jeden Ausbruch nieder. In das Unvermeidliche muß ſich Jeder fügen; ſich mit Anſtand

darin zu finden, ist der Vorzug der Bildung. Das Stillschweigen der Wirthsleute über das Vorgefallene war um so leichter zu erkaufen, je harmloser Alles zu verlaufen schien, je freigebiger sich die Börse des Grafen öffnete. Corona rang nach Fassung, und Erbach glaubte, ihrer erschöpften Natur am schnellsten zur Hülfe zu kommen, wenn er sie eine Weile sich selbst überließ. Auf die Knie sinkend, drückte Antonio Rossi noch einmal ihre Hand an seine Lippen; dann schwankte sie in das Haus; ein kalter Gruß beider Männer, bei dem die dunkeln Augen des Sängers unter ihren Brauen hervor einen durchbohrenden Blick auf den Grafen schleuderten . . .

„Ich hoffe, wir sehen uns noch einmal, Herr Graf“, sagte er in italienischer Sprache, mit einer Betonung, deren Feindseligkeit kaum zu verkennen war.

„Ich hoffe es auch, Herr Sänger“, erwiederte Erbach in leichter Artigkeit, aber seine Hand lag am Griffe des Degens.

Der Wagen, der ein glückliches Liebespaar über die Grenze hatte führen sollen, trug jetzt nur einen unglücklichen, zornigen, rachebrütenden Mann hinüber.

Die Arme übereinander geschlagen, blickte der Graf dem davonrollenden Wagen nach; er bereute nicht, was er gethan, allein er wünschte doch, es wäre ihm erspart geblieben, so feindselig zwischen die Liebenden zu treten. Nun hast du einen unversöhnlichen Feind mehr,

dachte er, und was hast du gewonnen? Es erleichterte ihm die Erfüllung einer schweren Pflicht, daß er nach einer Stunde Corona getrösteter und gefaßter fand, als er erwartet. Ueber den Sänger verweigerte sie jede Auskunft, und Paul, in seiner Schonung menschlicher Schwächen, drang nicht in sie; um so eifriger und ausführlicher schilderte sie ihr trauriges, einförmiges Leben bei der Großmutter: nie würde sie zu ihr zurückkehren, lieber spränge sie in den Fluß. Jeder ihrer Schritte werde bewacht, nicht einmal ihrem Vater habe sie einen Klagebrief schicken können, die Großmutter habe eine schlimme Heirath mit ihr vor, aber sie denke gar nicht daran, ihr zu gehorchen; die Natur hätte ihr eine schöne Stimme gegeben und sie damit zur Künstlerin bestimmt. Die Kunst und nur die Kunst sei ihr Beruf. Er möge sie nur als seine Gefangene behandeln, der Augenblick der Freiheit werde auch für sie kommen.

Wie viel auch von diesem leidenschaftlichen Ergusse Paul auf die Rechnung eines bis in seine Tiefen schmerzlich aufgewühlten siebzehnjährigen Mädchenherzens setzen mochte: Corona in dieser Stimmung zu ihrer Großmutter zurückzuführen, mußte er aufgeben. Nach einiger Ueberlegung beschloß er, sie mit sich auf sein Schloß zu nehmen, bis er eine Versöhnung zwischen Enkelin und Großmutter vermittelt oder eine Gelegenheit gefunden, Corona nach Wien in das Haus ihres

Vaters zu bringen. Dieser Plan war nicht nur der beste Ausweg aus allen Verlegenheiten, sondern auch eine kleine Rache gegen die alte Gräfin. Ohne Zaudern erklärte sich das junge Mädchen mit dem Willen des Mannes, der sich so unwiderstehlich zu ihrem Beschützer aufgeworfen, einverstanden; sie kam sich wie eine Schiffbrüchige vor — eine Schiffbrüchige durch eigene Schuld, die in ihrer Verzweiflung selbst einen Strohhalm zur Rettung ergreifen würde. Der Einsicht und Lebenserfahrung Paul's konnte die Beobachtung nicht entgehen, daß weniger eine mächtige Liebe, als der abenteuerliche Sinn Corona's und die Härte der Großmutter sie zur Flucht getrieben habe; um so eher, wähnte er, würde sich Alles wieder in das alte Geleise fügen. Bis zum Abend sollte Corona in dem Wirthshause weilen, dann im Wagen des Grafen auf einem weiteren Umwege um das Städtchen herumfahren und jenseits desselben, am Saum des Waldes, ihn erwarten; Paul selbst brach schon in den Nachmittagsstunden auf, um die Stadt zu Fuß zu erreichen; er wußte, daß Rechberger dort seiner harrte, auch war der Drang lebhaft in ihm, mehr von dem Sänger und seinem Verhältnisse zu der jungen Gräfin zu erfahren.

Wie konnte es anders sein, als daß jetzt, wo er neben ihr saß und bei dem Schütteln des Wagens unwillkürlich oft ihren Arm oder ihren Fuß berührte, wo ihr Hauch mit dem seinen sich mischte, seine Ge-

danken, die so lange in der Vergangenheit umhergeirrt waren, sich mit ausschließlicher Gewalt auf die Gegenwart und die nächste Zukunft wendeten! Ein junges, liebliches Wesen war ihm durch eine sonderbare Fügung anvertraut worden: sie war weder seine Gattin, noch seine Tochter oder seine Schwester, und doch auch keine Fremde, zu deren Schutz ihn nur die mitleidige Regung des Herzens bewogen. Dämonische Mächte schienen ihn in so eigenthümlicher Weise mit ihr zusammengeführt zu haben, um ein unzerreißbares Band zwischen ihnen zu knüpfen: ihre Lebenslinien hatten sich in einem Punkte vereinigt und mochten nun für eine längere Frist dieselbe Richtung unwandelbar verfolgen. Frei von allen Pflichten, so dünkte es ihn, war er nach Böhmen zurückgekehrt, und kaum hatte er den Fuß auf diesen Boden gesetzt, so verflocht ihn schon das Schicksal aufs Neue in gefährliche Verwicklungen und lud ihm eine Last von Pflichten auf die Schultern. In der Stimmung der Zeit lag es, sich nicht bei der Erkenntniß des natürlichen Zusammenhangs der Dinge zu beruhigen, sondern tiefere Bezüge in ihnen zu suchen und in gewissen Vorfällen und Erscheinungen der sichtbaren Welt die Einwirkung der unsichtbaren zu ahnen. Paul war nicht ganz frei von solchen Neigungen und sah in dem Ereignisse, welches sich vollzog, den ersten magischen Ring der Kette, die Corona und ihn fesseln sollte. Wieder begegnete er sich in dieser An=

sicht mit den Vorstellungen der jungen Gräfin. An jeden andern aus der weitläufigen Verwandtschaft des Geschlechts hätte sie eher gedacht, als an den Vetter Erbach, den sie fern auf Reisen glaubte, von dem sie in Jahresfrist kaum eine Kunde gehört hatte. Und nun war er da, keck in ihr Leben greifend, mit einer männlichen Entschlossenheit und Sicherheit, die sehr zu seinem Vortheil von dem zaghaften, schwankenden Benehmen Antonio's abstach. Schon gefiel sie sich darin, den Sänger einen Schwächling zu schelten und den Grafen als einen Helden zu preisen, und vergaß, daß zunächst nur die Verschiedenheit ihrer gegenseitigen Stellung den einen Mann über den andern erhob. Es war unrecht und grausam von dem Vetter, daß er sie von Antonio getrennt, aber warum war auch Antonio gegangen! So leichten Kaufs hätte Paul seine Dame nicht aufgegeben.

Gleichsam als wolle sie sich selbst diese Meinung bestätigen, machte sie eine rasche Bewegung, die Paul als eine erste Regung der Erwachenden betrachtete.

„Aus welchem Feenreiche kommen Sie wieder auf unsere Erde herab?“ fragte er.

„Aus dem Lande, wo Orpheus um Eurydice klagt und Alceste für Admet sterben will. Sie sind ein Barbar, Vetter, daß Sie mich nicht in der Gesellschaft dieser Schatten ließen. Soll mir der Tempel der

Kunst verschlossen sein, weil ich das Unglück hatte, als Gräfin geboren zu werden?"

„Das große Unglück! Glauben Sie denn, schöne Cousine, man könne mit einem Sprunge aus dem Schlosse der Thurms auf das Theater springen? Es gäbe da keine Schwierigkeiten zu überwinden, keinen Sumpf zu durchschreiten? Den Tempel der Kunst muß man aus bescheidener Ferne betrachten, in der Nähe verliert er an Glanz und seine Bewohner an Würde."

„Sie sind um nichts besser und vorurtheilsloser, als die Großmutter. Ist es da nicht glücklicher, eines armen Mannes Kind zu sein? Ihm stehen alle Wege offen, und die Bewunderung der Welt wird ihm zu Theil, wenn es sein Ziel erreicht. Was erwartet uns dagegen? Ein langweiliges Alter nach einer langweiligen Jugend."

„Ich meine, die Ihrige hätten Sie heute abenteuerreich genug begonnen . . ."

„Das ist wider die Abrede", drohte sie mit erhobenem Finger. „So begonnen", setzte sie dann hinzu, „wie wird das enden?"

„Zunächst noch lustig genug. Ein einsames Schloß wird Ihr Aufenthalt; um nicht entdeckt zu werden, müssen Sie sich verborgen halten, Sie machen die Bekanntschaft eines armen Mädchens, denn ich kann Ihnen keine andere weibliche Gesellschaft anbieten, Sie sind wie Dornröschen im Märchen, zuletzt kommt ein

Prinz in den verzauberten Thurm und erlöst Sie mit einem Kuß."

„Den Kuß will ich ihm gern erlassen, aber neugierig wäre ich, diesen Prinzen zu sehen."

„Denken Sie nicht zu viel an ihn, die Wirklichkeit liebt es, unsere Phantasiegebilde zu verspotten."

„Sie machen mir Angst; am Ende ist der Prinz Niemand anders als meine Großmutter . . ."

„Dann schlagen wir das große Zauberbuch auf und fliegen weiter."

„Ja, weiter in die Welt hinein! Neues erleben, die Vergangenheit von sich schütteln, nur im Augenblick sein . . ."

Der Graf hatte das Fenster des Wagens hinabgelassen und blickte hinaus.

„Wir sind am Ziel, dort liegt das Schloß."

Den Mantel zog Corona über das Gesicht.

„Ich will mit verbundenen Augen in die Zukunft fahren."

Drittes Capitel.

Der freundlichen Mondnacht war ein schlimmer Regentag gefolgt. Als Corona nach langem, unruhigem und von schweren Träumen unterbrochenen Schlaf am nächsten Morgen erwachte, schlug der Regen an ihr Fenster, eine einzige graue Wolke hüllte die Gegend ein. Und diese Decke von Nebel, Trübe und Regenschauer zerriß auch im Verlauf des Tages nicht. Vollauf hatte Corona Muße, sich in dem neuen Hause umzusehen und die ersten zarten Fäden mit dem Mädchen anzuknüpfen, das ihr Erbach halb zur Dienerin, halb zur Freundin empfohlen. Durchaus fremd war ihr das Schloß nicht, ein- und ein anderesmal hatte sie es vor zwei Jahren mit ihrer Großmutter besucht, damals, als der Graf noch im Liebesrausch der schönen Renata Schwarzenberg Feste, Jagden und Feuerwerke gab.

Auf der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau stehend, hatte Corona indessen Alles mehr mit neugierigen als mit verständnißvollen Augen angeschaut; die flüchtigen Bilder, die sie in sich aufgenommen, waren

meist von nachfolgenden verdrängt worden; eine andere Beleuchtung verwandelte jetzt, wenn nicht die Formen, so doch das Aussehen der Gegenstände. In jenen Tagen war der Hof des Schlosses voll von Cavalieren und Damen in glänzenden Trachten gewesen; den Hügel hinunter hatten die Läufer und Fackelträger, die stattlichen Kutschen gestanden, dort stampften, von den Reitknechten gehalten, muthige Rosse den Boden; oder im Saale wogten die tanzenden Paare durcheinander, die Kronen von böhmischem Glase funkelten von hundert Wachskerzen wider, oben auf der Galerie musicirten die Prager Musikanten. Wieder einmal war der Garten von bunten Lampen erleuchtet gewesen, im hellsten Lichtglanz hatte das ganze Schloß gestrahlt, auf der Rampe und den Zinnen hatten Pechpfannen im röthlichen Feuer gebrannt. Von dem Allen nun keine Spur, still und einsam war es auf den steilen Wendeltreppen, in den Gängen und Gemächern. Zwischen den Steinen des Hofes schoß das Gras üppig auf, müßiggängerisch trieben sich einige Diener umher. Da fuhren keine Wagen durch das hochgewölbte Portal, da zog keine Musikbande im fröhlichen Spiel den Hügel hinauf. Dem grauen Himmel mit seinen Regenschauern entsprach die Lautlosigkeit und Oede umher.

Am genauesten entsann sich Corona noch der Ruine des mächtigen Thurms, den damals eine Feuersbrunst zerstört hatte. Am Tage nach dem Unglück war sie

mit ihrem Bruder nach der Brandstätte, um sich nach dem Befinden Erbach's zu erkundigen, hinaufgefahren. Das Gerücht hatte den Grafen schwer verwundet oder gar todt gesagt. An diesen Uebertreibungen war kein Wort wahr; mit dem Schreck war der Graf, der in dem Thurm gewohnt, davongekommen, ja er hatte noch mit entschlossener Geistesgegenwart seinen treuen Diener Rechberger aus den Flammen retten können; aber der Thurm war bis auf die steinernen Mauern ausgebrannt, und selbst sie hatten in der Feuersgluth Risse, Spalten und Brüche genug erlitten.

Der schreckliche Anblick, den der noch rauchende Trümmerhaufen geboten, mit den Flammen, die von Zeit zu Zeit aus ihm emporschlugen, das Gedränge der Menschen im Hofe, ihre vergeblichen Bemühungen, aus der gräuelvollen Verwüstung noch ein oder ein anderes kostbares Geräth zu retten, hatten sich der Phantasie des Mädchens unvergeßlich eingeprägt. Unter den Ereignissen, die den ruhigen Lauf ihrer Jugend unterbrochen, zählte der Brand des Thurmes in erster Reihe. Viele Gerüchte knüpften sich überdies daran: das Feuer sollte von verbrecherischer Hand angelegt worden sein, ja Einige sprachen sogar die Ansicht aus, der Graf hätte auf diese Weise getödtet werden sollen: gewiß war nur, daß die Ursache der Feuersbrunst nicht entdeckt wurde, ungeachtet aller Anstrengungen Erbach's und der kaiserlichen Behörden. Nach der Ruine auf

der Abendseite des Hofes suchten darum Corona's Augen zunächst, als sie am Morgen an das Fenster ihres Schlafgemaches trat. Aber durch den trüben Regenschleier waren nur die Umrisse undeutlich zu erkennen, und ihren Wunsch, unter den Trümmern umherzustreifen, mußte sie auf eine günstigere Stunde verschieben.

Gab es doch auch in den Zimmern, die sie bewohnen sollte, so Vieles, das ihre Aufmerksamkeit fesselte, ihre Neugierde reizte, ihre Sehnsucht nach der fernen Freundin erweckte!

Obgleich Renata Schwarzenberg um mehrere Jahre älter war, hatte sie Corona immer gern in ihrer Nähe gehabt und das frühreife Mädchen beinahe wie eine Altersgenossin behandelt. Diesen Vorzug, den sie erfuhr und der ihrer Eitelkeit schmeichelte, vergalt Corona mit einer schwärmerischen Hingabe und Verehrung. Renata war für sie das Vorbild und die Verkörperung alles Schönen, Guten und Wahren, ihre vorzüglichste Tugend hatte jede Heilige des Paradieses auf Renata's Haupt gehäuft. Mit bitterem Neid und heftiger Eifersucht hatte Corona damals die Werbung Erbach's um die angebetete Freundin und die wachsende Neigung dieser für den liebenswürdigen Mann ertragen. Sich vermählen, hieß das nicht die heiligsten Gelübde der Mädchenfreundschaft brechen? Corona wußte nicht, ob sie jemals diesen Verrath würde verzeihen können.

Dann aber war eine ganz andere, unerwartete Entwicklung der Dinge eingetreten. Nach wenigen Monaten schon hatte sich Renata von ihrem Gemahl getrennt, und Corona war nicht in das Vertrauen gezogen worden. Auch für sie bedeckte ein undurchdringliches Geheimniß die letzten Gründe dieser Trennung. Nur selten gelangte ein kurzer, ihrer Meinung nach inhaltsloser Brief Renata's an sie. Je stärker früher ihre Zuneigung gewesen war, um so tiefer empfand sie jetzt diese Nichtachtung und Zurücksetzung. Hatte ihr erstes Urtheil die ganze Schuld der unglücklichen Ehe dem Grafen beigemessen, so klagte sie sich nun der Uebereilung an. Warum schwieg Renata so hartnäckig, wenn die Unschuld auf ihrer Seite war? Statt ihn zu verdächtigen, stimmten die Anklagen, die ihre Großmutter gelegentlich gegen Erbach vorbrachte, Corona's Herz günstiger für ihn. Konnte nicht er der Gekränkte und Verletzte sein? Hatte sie, die liebende, zärtliche Corona, sich doch auch in dieser Renata getäuscht, deren scheinbare Sanftmuth vielleicht nur eine Maske für Kälte und Gefühllosigkeit war.

Wie seltsam hatte nun das Schicksal mit ihnen Beiden gespielt! Sie ging in den Zimmern umher, die für Renata eingerichtet worden, in denen sie geweilt. Keine Hand hatte seitdem daran gerührt. Auf dem Sessel, auf dem jetzt Corona saß, hatte Renata ihr Gebetbuch niedergelegt und Corona es aufgeschlagen

wieder gefunden. In diesen Spiegel, der ihr freundlich ihr Bild zurückwarf, hatte die Freundin geschaut, auf diesen Kissen ihr Haupt geruht. Aber Renata war fern in Versailles und Corona hatte ihre Stelle eingenommen. Ist denn das Leben nichts als ein Spiel, in dem wir abwechselnd die Plätze tauschen? Solchen Betrachtungen konnte die junge Gräfin ungestört nachhängen. Nicht nur der Ort, auch das Wetter und die Einsamkeit luden dazu ein.

Paul hatte sich schon in der Frühe entschuldigen lassen, wenn er heute die Pflichten eines gefälligen Wirths vernachlässige; er habe allerlei Rechnungen einzusehen, das Dorf, die Vorwerke und Felder mit dem Amtmann zu besichtigen. Bald darauf war er zu Pferd gestiegen und mit Rechberger davongeritten. Corona that diese völlige Einsamkeit wohl; sie beruhigte die hochgehenden Wogen ihres Innern und erlaubte ihr, sich allmälig in dem wunderlichen Verhältniß, in das sie zu Erbach gerathen war, zurechtzufinden. Zum Glück für ihre Unbefangenheit hatte sie nie davon sprechen hören, daß ihre Verwandten einmal ihre Heirath mit dem Grafen gewünscht oder gar beabsichtigt hätten. Wie hätte sie sonst in so vertrauensvoller Harmlosigkeit sein Haus betreten können! Aeußerlich ihm so nahe und seelisch doch so weit von ihm entfernt! Oder war diese Ferne nur eine Täuschung, die sie sich selbst vorspiegelte? Erblaßten die Schatten

Renata's und Antonio's, die sie von dem Vetter trennen sollten, immer mehr?

Wäre Corona in der Selbstbeobachtung und Prüfung der leisen Regungen ihres Herzens geübter gewesen, auf welchen Gedanken würde sie sich ertappt haben! Denn was sie auch unternahm, ihren Vorstellungen schwebte beständig das Bild des Grafen vor und verband sich mit all ihren Zukunftsplänen. Er geleitete sie nach Dresden oder noch weiter nach Paris, wo jetzt, hochgeehrt von der Königin Marie Antoinette, der große Meister Gluck seine Oper „Iphigenie in Aulis" einübte; er führte sie auf die Bühne und freute sich ihres Triumphes, oder, was sich der Gegenwart besser anpaßte, er lustwandelte mit ihr in dem großen, jetzt freilich, wie sie von ihrer Gefährtin erfahren, bei dem Mangel an Pflege verwilderten Garten, umglänzt vom Abendroth, umweht vom Schauer der Dämmerung, und in schmerzlich süßen Tönen erklang über ihnen die Aeolsharfe, die der alte Graf Jodocus wenige Wochen vor seinem Tode hatte spannen lassen. Wieder führten sie ihre Gedanken andere Wege. Er erzählte ihr die Geschichte seiner unglücklichen Ehe und machte sie zur Vertrauten seines Schmerzes, der, wie sie es schon wußte, in den Winkeln seines Mundes, hinter seinem so sanften und herzbestrickenden Lächeln sich verbarg. Dann ging sie als Friedensstifterin nach Paris und versöhnte beide Gatten, himmlische Thränen der Rüh-

rung und Freude bei diesem Anblick vergießend. Diese vermittelnde Rolle gefiel ihr zuletzt am besten: es lag eine Würde darin, die über ihre Jahre hinausreichte und sie gleichsam vor sich selbst erhöhte, sie brachte ihr eigenes Glück dem Wohl der edelsten Herzen zum Opfer. Zu jung und unerfahren, merkte sie den Trug nicht, den die Selbstsucht des Herzens ihr mit dieser scheinbaren Uneigennützigkeit spielte. Da ihre Liebe ein so vorzeitiges Ende genommen, und die kaum geöffnete Pforte zum Tempel der Kunst sich wieder vor ihr geschlossen hatte, bedurfte Corona's lebhafte Phantasie ein anderes Gebiet zum Tummelplatz ihrer Gebilde. Die kleine Beschämung, die sie gestern erfahren, ihr Unglück, die „ewige" Trennung von dem Geliebten, dem sie es doch nicht verzeihen konnte, daß er sie aufgegeben, stimmten sie wehmüthig, zu Thaten der Milde und Entsagung, in denen sie ihr eigenes fremdem Glücke opferte.

Ihre Sehnsucht, die Welt zu sehen, ihre Lust nach Abenteuern und die Neigung, Verwicklungen zu schaffen und zu lösen, Ränke und Listen, wenn auch nur unschuldiger Art, zu spinnen, wurden zugleich bei diesem Versöhnungsversuche zwischen Paul und Renata befriedigt. Noch an diesem Abend, spätestens am nächsten Morgen, wollte sie mit dem Grafen darüber reden, und damit gar kein Augenblick ungenützt verloren ginge, fing sie „aus Ueberschwänglichkeit ihrer Seele,

schwelgend in den Erinnerungen der Jugend und trunken von der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens", einen langen zärtlichen Brief an Renata an.

Aber sie kam nicht weit; schon nach den ersten Versicherungen zärtlichster Freundschaft und unverbrüchlicher Treue stockte der rasche Fluß ihrer Worte. Es war doch schwerer als sie gedacht, der fernen Freundin die eigenthümliche Lage zu schildern, in der sie sich befand; die Irrung ihres Herzens, die sie erzählen sollte, trieb ihr beim Schreiben das Blut in die Wangen — und was nun gar von dem Grafen sagen! Dies war ihr zu kalt und jenes zu schwärmerisch. Wie leicht hätte Renata ihre Aeußerungen falsch auslegen können! Zuletzt schob sie die Schuld, daß es mit dem Briefe nicht vorwärts ging, auf die ihr ungewohnte Umgebung, die Feder, die sich spaltete, den Regen, der klirrend an die Scheiben schlug, auf ihre Gefährtin, die im Nebengemach aufräumte.

Nun trat diese noch überdies in das Zimmer, nach den Wünschen des gnädigen Fräuleins fragend.

Eine blühende, kräftige Mädchenerscheinung, um zwei Jahre älter als Corona, blauäugig, mit starken blonden Haaren, die in dichtverschlungenen Flechten um die Schläfen liegen und kranzartig das Haupt umgeben, die Gesichtszüge nicht sonderlich fein und edel geschnitten, aber von sanften Farben überflogen, von einem solchen Ausdruck herzlichen Wohlwollens

und innerer Heiterkeit, daß sich der Betrachter beim ersten Blick angezogen fühlt und, wenn er mit den Sagen und Idealbildern seines Volkes bekannt ist, gern in dem schlanken hochbusigen Mädchen eine Enkelin Thusnelda's oder Chriemhilden's begrüßt. Diese Vergleichung konnte Corona freilich nicht anstellen, dafür erkannte sie in Allem, was Hedwig that und sprach, wie sie ausschaute, die echte Tochter Rechberger's. Ihr, der hochgebornen und trotz ihrer Leidenschaft für die Kunst hochmüthigen, an die Unterwürfigkeit czechischer Dienerinnen gewohnten Gräfin wäre die Weise des Vaters wie der Tochter, die bei aller Dienstwilligkeit und Treue sich doch eine gewisse Würde und Unabhängigkeit zu bewahren wußten, im täglichen Verkehr des Lebens unbehaglich, ja unerträglich gewesen, in diesem Ausnahmsfalle fügte sie sich ihr. Das Seltsame wurde dadurch noch erhöht, ihre phantastische Stimmung erhielt beständig durch das Benehmen und die Antworten Hedwig's neue Nahrung.

Als sie in der Nacht im Schlosse angekommen, war sie zu ermüdet, schlaftrunken und traumverloren gewesen, um auf das Mädchen, das ihr seine Hilfe beim Auskleiden anbot und, da sie dieselbe ablehnte, mit einem ruhigen „Gute Nacht!“ sie verließ, zu achten; am Morgen hatte sie einige Worte mit ihr gewechselt und war durch den klugen Sinn und die bescheidene Zurückhaltung der Entgegnung überrascht worden.

Aber erst jetzt, wo Hedwig, den Kopf anmuthig erhoben, auf der Schwelle des Zimmers, den Griff der Thür in der Hand, im vollen Lichte stand, ging ihre Schönheit für Corona auf. Im Gegensatze zu dem bäuerischen Anzug der Gräfin, die nur das häßliche Kopftuch abgelegt, um ihren braunen Locken die Freiheit zu lassen, trug Hedwig wie die wohlhabenderen Bürgermädchen einen grauen, mit rosa Schleifen in Puffen aufgenommenen Rock, um den Hals ein seidenes Tüchlein mit breiten Zipfeln, das ihre Schultern nicht verhüllte; ihre Flechten waren mit seidenem Bande durchflochten.

Fuhr auch der Gedanke, daß man aus dem zierlicheren Anzuge Hedwig's auf den höheren Stand derselben, ihr der Gräfin im Bauernkleide gegenüber, hätte schließen können, nicht durch den Sinn Corona's, so erschien ihr doch dieser Widerspruch der Kleidung so drollig, daß sie lachend in die Hände schlug.

„Sie will mich bedienen, Jungfer? Mich armes Bauernkind! Das Umgekehrte würde sich ziemen. So gefällig weiß sich nicht einmal die Tochter unseres Bürgermeisters zu kleiden, und so hübsch wie Sie ist sie nun halt gar nicht."

„Das gnädige Fräulein beliebt zu scherzen. Ich merk's wohl, der Herr Vater hat mich verzogen und zu prächtig ausstaffirt. Aber er hat sein Gefallen an bunten Röcken und Bändern . . ."

„Und Sie auch, gelt?"

„Ich glaub's schon, wir haben Alle den Geschmack dafür von unserer Aeltermutter Eva geerbt; das ist wohl auch so ein Stück Erbsünde."

„Red' Sie nicht so leichtfertig! Aber Sie ist wohl lutherisch?"

„Wie mein Vater und meine selige Mutter."

„Sind denn die Leute im Dorfe auch lutherisch?"

„Nein, die Meisten sind katholisch, nur einige Handwerker, die der Herr Graf aus Franken mitgebracht hat, sind unseres Glaubens."

„Habt ihr denn ein Bethaus?"

„Der Graf hat uns im Schlosse einen Saal zur Capelle einrichten lassen, und bei den großen Festen predigt darin ein lutherischer Geistlicher aus Sachsen, den der Graf gebeten hat, uns in seine geistliche Fürsorge zu nehmen."

„Ich hab' einmal sagen hören, der Graf habe keine Religion?"

„Darauf kann ich nicht antworten, ich halte den Herrn Grafen für einen gottesfürchtigen Mann; er thut den Armen Gutes und redet von Gottes Allmacht und Barmherzigkeit so schön und so rührend wie der Pfarrer."

„Hat Sie denn solche Gespräche mit ihm geführt?"

„Ich bin einmal vor Jahren dem Herrn Grafen eines Abends im Garten begegnet, als ein wunderbar

heller Stern am Himmel erschien. Damals war ich noch ein halbes Kind und schier verwundert über die Herrlichkeit, die ich nie gesehen hatte. Freundlich nahm mich der Graf bei der Hand und zeigte mir die glänzendsten Sterne, er lehrte mich ihre Namen kennen, und daß sich die Planeten um die Sonne drehten. Ich durfte auch auf den Thurm steigen und dort in dem obersten Gemach die bunt bemalten Himmelsgloben betrachten, die der selige Herr Jodocus angeschafft hatte. Die schönen Sachen sind leider bei dem großen Feuer zu Grunde gegangen."

Kopfschüttelnd schaute Corona, noch immer lässig in ihrem Lehnstuhl ausgestreckt, die vor ihr stehende Hedwig an.

„Sie ist ja ein gelehrtes Frauenzimmer", meinte sie dann mit verdrießlichem Ton und, als müsse sie beweisen, daß sie auch etwas könne, stand sie auf, setzte sich an das kleine Clavier und begann einige Läufe darauf zu spielen.

Die Saiten, so lange nicht berührt, klangen ein wenig verstimmt, aber Corona, in ihrer einmal erwachten Künstlereitelkeit, war nicht geneigt, sich dadurch abschrecken zu lassen: leise hub sie eine Gluck'sche Arie in italienischer Sprache zu singen an. Voller wurden die Töne des Claviers, mächtiger der bezaubernde Klang ihrer Stimme. Die sanfte Klage, der Schmerz in Tönen, die der Meister so unnachahmlich in seinem

Orpheus, seiner Alceste und Iphigenie auszudrücken gewußt, übten, seelenvoll von den Lippen Corona's schwebend, auch auf das einfach schlichte Mädchen ihre ergreifende Wirkung aus. Sie hatte die Hände gefaltet, und ihre Augen blickten, wie in eine andere Welt verzückt, auf die Sängerin.

Plötzlich brach diese ab und fragte:

„Sie kann wohl auch singen und spielen, Jungfer?"

Es dauerte eine Weile, ehe sich Hedwig zu einer Antwort gesammelt.

„Wie sollt' ich! Das ist ja Engelsgesang, solche Töne habe ich nie gehört."

„Nie!" wiederholte Corona, sich in ihrem Triumphe wiegend. „Sie versteht aber doch etwas von der Kunst, Sie hat ein so schönes Gefühl! Die Thränen hängen Ihr an den Wimpern, setze Sie sich doch zu mir . . ."

So bricht langsam das Wintereis des Flusses vor den Strahlen der Frühlingssonne. Nun sitzen die Mädchen beisammen im harmlosen Geplauder: das zwitschert so munter und unaufhörlich wie die Spatzen auf dem alten Lindenbaum vor dem Fenster. Die stolze Herrentochter hat sich ihres Hochmuths begeben und will den tollen Maskenscherz dieses Abenteuers ausgenießen. Was so tragisch begann, ihre Flucht, hat eine so lustige Wendung genommen; sei doch nicht so ernsthaft um die Welt bekümmert, als ob die Welt Deinen Verlust nicht ertragen könnte! An einem

solchen Regentage, in dem einsamen Schlosse, wo Corona sich fremd fühlt, ihren gewohnten Beschäftigungen entrissen, und Hedwig allein ihr rathend und helfend zur Seite steht, kommen sich die beiden Mädchenherzen leicht einander näher. In beiden ist das gleiche Bedürfniß, sich mitzutheilen und auszusprechen; das vornehme Fräulein besitzt für Hedwig die Anziehungskraft, die alles Hohe und Glänzende auf eine empfängliche Phantasie ausübt, und wieder ist die Castellanstochter mit ihrer Schönheit, mit der Gewandtheit ihrer Rede und ihrer Bildung für Corona eine Erscheinung, die sie nicht für möglich gehalten hat. Welche Geheimnisse muß dieses Schloß umschließen, in dem ein armes Bürgermädchen von einem Reichsgrafen in der Sternkunde unterrichtet wird und Himmelsgloben dreht! So aufrichtig und uneigennützig wie Hedwig giebt sich Corona der neuen Bekanntschaft und dem ersten Eindruck nicht hin, dazu ist sie doch zu sehr das Kind einer ausschließlichen Gesellschaft, und während sie scherzt und lacht, verfolgt sie im Spiel der Neckerei ihre Nebengedanken. Sollte Hedwig nichts Genaueres von der Ehe des Grafen wissen? Nicht eine Vermuthung äußern, was die junge Gräfin bestimmt habe, sich schon wenige Monate nach der Hochzeit von ihrem Gemahl zu trennen? Wie unwahrscheinlich auch, es konnte doch ein Faden sein, den eine kluge Hand aufzunehmen und weiterzuspinnen vermochte.

Schnell genug entschwanden die Stunden. Was hatte Corona nicht Alles in der Flucht von Gemächern zu sehen, die Hedwig vor ihr aufschloß! Es fehlte die altväterische Pracht und die schwerfällige Herrlichkeit, die sie im Schlosse ihrer Großmutter gelangweilt; kleiner waren die Zimmer, der kostbaren Geräthe von Gold und Silber weniger, keine stattliche Reihe Ahnenbilder in schweren Barockrahmen ängstigte sie: überall trat eine leichte, gefällige Anmuth, ein beweglicher Sinn hervor. Die kleinen Gemälde an den Wänden stellten Gartenfeste, Schäferscenen dar: Herren und Damen lustwandelten oder tanzten, Daphnis blies die Flöte und Chloë hörte zu. Da war eine italienische Maskencomödie, dort ein Bacchuszug, drüben saß eine schöne Dame im blauen Brocatkleide und spielte die Harfe. Wie heiter sprach das zu Corona's Herzen, das war die Welt, in der sie zu leben wünschte!

„Auf der andern Seite, wo der Herr Graf wohnt", sagte Hedwig, „sieht es düsterer aus, die Einrichtung stammt noch von dem seligen Herrn, der die dunklen Farben und die alterthümlichen Tische, Stühle und Schränke liebte. Um die junge Frau Gräfin aber sollte Alles bunt, lustig und sonnig sein. Ach, was halfen unsere Wünsche und Bitten! Nicht vier Wochen hat sie es genossen."

So öffnete Hedwig selbst den drängenden Fragen Corona's den Zugang und hatte nun Mühe, diesen

Strom zu dämmen. Sie antwortete willig, weil sie nichts zu verschweigen hatte, aber darum eben befriedigten ihre Antworten Corona nicht, die auf eine schreckliche That stoßen, ein furchtbares Räthsel enthüllen wollte. Gab es etwas Einfacheres, als die Erzählung Hedwig's? Nach ihrer Vermählung in Prag hatten die beiden Gatten einige Wochen in dem Schlosse verlebt, einträchtig, im innigsten Verkehr; in dieser Stimmung waren sie nach Venedig abgereist: der Graf, der in seinen jüngeren Jahren Italien besucht und eine tiefe Sehnsucht für dies Land in seinem Herzen trug, wollte es noch einmal an dem Arme seiner geliebten Gattin durchreisen. Aber kaum in Venedig angekommen, schieden beide von einander; Hedwig's Vater erfuhr das traurige Ereigniß erst geraume Zeit später aus einem in Rom geschriebenen Briefe des Grafen. Bei der Offenheit der Erzählerin konnte Corona nicht zweifeln, daß sie Alles vernahm, worüber jene selbst Kunde hatte. Eigenthümlich berührte es sie nur, daß Hedwig ihr Entzücken über Renata nicht theilte, sondern gestand: sie habe zu der jungen Gräfin kein rechtes Zutrauen fassen können.

„Weiß Sie denn Böses von ihr?" fragte Corona.

„Das meint' ich nicht; wie käme es mir auch zu, die Handlungen der Frau Gräfin zu beurtheilen? Ich habe sie immer nur flüchtig gesehen. Sie hatte einen kalten Blick und ihre Lippen lagen so fest aufeinander.

Nie hätte ich mir getraut, zu ihr zu reden, wie zu Ihnen. Muß ein Mensch böse sein, wenn ein Anderer kein Wohlgefallen an ihm findet? Aber dem Einen möchte man gleich um den Hals fallen und rufen: lieb Herz! der Anblick des Anderen macht unser Blut starren. Es soll jedem Menschen eine Schrift in das Gesicht geschrieben sein, die Schrift seiner Seele, unsichtbar für die Meisten, denen jedoch, die Gott lieb hat, gibt er sie zu lesen . . .“

„Und Du bist solch' Kind Gottes?“ lachte Corona.

„Wenigstens hat mich meine Empfindung bei der Frau Gräfin nicht getäuscht.“

Diese Aeußerungen des unbefangenen und, wie Corona schon erkannt hatte, ebenso gefühlvollen wie verständigen Mädchens bestärkten sie in ihrer bis jetzt noch unbestimmten Ahnung von der Schuld Renata's. Je unglücklicher und unschuldiger, desto idealischer auch erschien ihr Paul. Voll glühender Empfindungen mochte er seiner Gattin genaht und bei ihr nur stolzer Zurückhaltung, einer steifen Heiligkeit begegnet sein, die für ein Kloster, aber nicht für das Leben paßte. Die Versöhnung wurde schwieriger, der Ruhm, sie vollbracht zu haben, um so größer. Ganz aufgegangen in ihrer Rolle als Vermittlerin war Corona; wenn sie durch einen Zauberstab beide Gatten hätte vor sich beschwören können, wie würde sie ihnen in das Gewissen gesprochen haben! Da sich der Himmel indeß noch nicht

aufklären wollte, der Regen eher stärker herabströmte, ward es, nach Hedwig's Bemerkung, sogar fraglich, ob der Graf von den entfernten Vorwerken bei den schlechten Wegen vor Einbruch der Nacht heimkehren würde, und wohl oder übel mußte das Fräulein darauf verzichten, schon heute mit ihrer Beredsamkeit einen ersten Sturm auf Paul's Herz zu wagen. Die zurückgedrängte Rede machte sich in ungeduldigen Ausrufungen Luft, mit jeder Minute, die der Zeiger auf dem Zifferblatte der Uhr in ihrem buntfarbigen, den Thierkreis darstellenden Porcellangehäuse fortschritt, wurde der Aufenthalt im Zimmer Corona unerträglicher, es trieb sie in's Freie trotz Sturm und Regen, als müsse ihr draußen ein großes Glück entgegenkommen.

Der Tag war schon gegen den Abend vorgerückt, als die Mädchen aus dem Portale des Schlosses auf die Rampe traten. Vergebens warnte die alte Dienerin, die in den unteren Räumen, in Küche und Keller waltete, vor dem Gange in den nassen Garten. Hedwig war von der tollen Laune und dem unternehmungslustigen Geiste Corona's angesteckt worden, und lachend entliefen beide der gutmüthigen Ermahnerin über den Hof hin nach den Ruinen des Thurms. Ueber die Köpfe hatten sie wollene Tücher gebunden und die Röcke hoch aufgeschürzt, das Fräulein hatte den Mantel umgenommen und klopfte mit ihren groben Schuhen auf den Steinen des schlecht gepflasterten

Hofes den Tact eines Bauerntanzes, in dem glücklichen Uebermuthe eines Kindes, das über ein neues Spielzeug das zerbrochene vergißt; die Wunde, die ihr die Liebe geschlagen, schmerzte noch, aber sie blutete doch nicht mehr; Schönheitswunder, selige Erwartungen gaukelten in den feuchten Nebelschleiern vor ihr dahin.

Eine graue, schwerfällige Masse, die drei Stockwerke wuchtig auf einander gethürmt, von den Regenschauern wie von einer Dunstwolke halb verhüllt, lag das Schloß. Die Zinnen und die drei Figuren der Gerechtigkeit, Mäßigung und Frömmigkeit, die unschön aus Sandstein geformt, oben auf der Mauer standen, zwischen den hohen, von einer späteren Hand, als der des ersten Baumeisters, aufgesetzten Giebeln, verschwammen gestaltlos im Wolkengrau. In den Tagen, wo am Fuße der kaiserlichen Burg zu Prag auf der Kleinseite Waldstein sich seinen Palast erbaute, mochte auch der Bau dieses Schlosses unternommen worden sein: ursprünglich in der Nachahmung der Weise Bernini's, die aber im Fortgange immer mehr entartete. Jetzt hatte jede Einheit und Geschlossenheit des architectonischen Planes aufgehört, es war eben ein altes verwittertes Schloß. Ein eisernes Gitter verband es auf der einen Seite mit dem Thurme; Graf Jodocus hatte dasselbe aufrichten und dahinter den Garten herstellen lassen. Nichts lag den lustigen Mädchen ferner, als Betrachtungen über alte Bauwerke und den Wechsel

der Architecturformen anzustellen, sonst hätten sie aus der noch aufrecht stehenden Wand und dem merkwürdig gut erhaltenen Portal des runden Thurmes erkennen müssen, daß er einer anderen Zeit und Bauweise angehöre, als das Hauptgebäude. In der Stärke und Festigkeit der Mauer, der Länge des Thorgewölbes, überall offenbarte sich der Charakter des Festungsartigen: in einem rauhen und kriegerischen Jahrhundert hatte der Thurm das umliegende Land zugleich vertheidigt und beherrscht. Neugierig betrachtete Corona das Steinrelief des Portals; drei wunderliche Männerköpfe, zwei zu den Seiten eines alten Wappens und einer darüber mit grinsendem Lächeln, als mache er sich zugleich über die heraldischen Thiere und die ernsten griesgrämigen Gesichter seiner beiden Genossen lustig.

„Was bedeutet das?“ fragte Corona und sprang unter die Wölbung, die wenigstens einigen Schutz gegen den Regen bot.

„Das sind die drei größten Narren ...“

„Und wir Beide die größten Närrinnen! Wie gut sich das trifft!“

„Es mag mit den Bildern noch seine eigene Bewandtniß haben“, plauderte Hedwig fort, „aber ich habe mich nie darum gekümmert; der Vater meint, es seien die Bildnisse der drei Narren, die sich ein Herzog von Raudnitz gehalten habe, und die Bauern sagen, wer in dem Thurm wohne, werde närrisch.“

„Da kann mein Vetter ja noch dem Himmel danken, daß die Feuersbrunst den alten Bau zerstört hat; sie hat ihn vor der Narrheit gerettet.“

„Seltsame Dinge haben sich hier zugetragen, das ist gewiß“, sagte Hedwig mit dem Ton der Ueberzeugung.

„Und wer könnte das besser wissen als Du, die Beschließerin der Geheimnisse dieses Thurmes —“ und vertraulich legte die Gräfin ihren Arm um die Schultern ihrer Begleiterin.

„Das gnädige Fräulein hätte nur in der Nacht die Wendeltreppe hinansteigen sollen, das pfiff und rauschte und flüsterte, und immer hörte man hinter sich Schritte, die Einem folgten; die verschollen, wenn man stillstand, und wieder laut wurden, wenn man weiter ging. Ganz oben war ein weiter Saal mit einer Kuppel, in deren Mitte sich ein großes Fenster befand, das wurde in der Nacht geöffnet und siehe, gerade in der Oeffnung stand der Mond. Der Graf hatte Ferngläser, die er auf den Mond richtete; damit wollte er Berge und Seen auf demselben entdecken können. Ich habe auch hineingeguckt, aber nichts als einen flimmernden Goldnebel gewahrt.“

Sie waren an das andere Ende des Thores gelangt, in einen Raum, der ehemals den kleinen Hof des Thurmes gebildet hatte. Hier befand sich noch halb verschüttet der Ziehbrunnen, dort waren noch

einige Treppenstufen inmitten der Schuttmassen erkennbar, durcheinander lagen Balken, Steine, die Bruchstücke der vier Säulen aus röthlichem Granit, die in dem obersten Gemach die Kuppel getragen, wie Hedwig erzählte.

Von Allem, was sie vernahm, was sie wie ein Märchen anklang, betroffen, hatte Corona das Haupt gesenkt und war stumm geworden. Sie empfand etwas wie einen geheimen Neid über Hedwig's Kenntniß von all diesen Dingen. Es war ihr, als sei diese die Herrin des verzauberten Ortes, vielleicht gar eine Fee. Das Einfachste erhielt nun eine besondere Bedeutung: der Epheu, der in dichten Ranken den noch stehenden Theil der Umfassungsmauer umschlang, der wilde Rosenstrauch, der an der einen Seite des Thores grünte, erschienen ihr größer und mächtiger, als sie bisher Epheu und Rose gesehen. War es der Zugwind, der sie empfindlich traf, oder ein geheimer Schauer, dessen ihr Herz sich nicht erwehren konnte; sie eilte wieder in den Schloßhof zurück. Als aus den gegenüberliegenden Ställen das Wiehern und Stampfen der Pferde zu ihr drang, athmete sie erleichtert auf:

„Das ist ein unheimlicher Ort; ich begreife nicht, daß Sie sich darin nicht gefürchtet hat.“

„Wir wohnten ja nicht im Thurm, und ich betrat ihn nur zuweilen, wenn mein Vater eine Nacht darin zubrachte. Des Abends dann und des Morgens.

Neugierig war ich auch, was die drei Männer denn eigentlich darin schafften ..."

„Welche drei Männer? Doch nicht die drei Narren?"

Die Gräfin hatte ihren Muth wiedergefunden, um so mehr, da der Regen nachgelassen und ein matter rother Streifen im Westen des Himmels das eintönige Grau zart besäumte.

Hedwig machte eine halb verlegene, halb spöttische Miene.

„Was ich auch sagte, es wäre wider den Respect ..."

„Auch wenn Du mir nur die Männer nennst? Namen haben doch mit dem Respect nichts zu thun."

„Es waren der Herr Graf, mein Vater und ein französischer junger Herr, mit dem der Graf auf einer Reise zusammengetroffen war, Monsieur François Blanchard."

„Blanchard? Den Namen habe ich nie gehört."

„Das glaub' ich gern, aber die gnädige Gräfin haben ihn doch einmal höchlich bewundert."

„Ich — einen Monsieur Blanchard?"

„Es war wenige Wochen vor dem Brande des Thurmes, bei einem Tanzfest, das der Graf gab. Dabei habe ich auch das gnädige Fräulein zum erstenmal gesehen. Ich stand nämlich auf der Galerie des Saales zwischen den Musikanten und schaute auf alle die prächtig geputzten Herren und Damen herab. Unter

ihnen waren Sie, und ich sage gar nicht, wie schön Sie waren und wie gut Sie tanzten! Als es dann zur Abfahrt ging, und Sie, von Ihrem Herrn Bruder geführt, in den Hof eilten, rannte ich Ihnen nach, um Sie noch einmal zu sehen. Unten blieben Sie verwundert stehen, just auf derselben Stelle, wo Sie jetzt stehen, denn der Thurm glänzte von vielen hundert bunten Lampen, als ob er in einem grünen und rothen Lichtmeer stände. Leider sollten die Leute Recht behalten, die es für eine schlechte Vorbedeutung ausgaben. Das gnädige Fräulein schlugen einmal über das andere in die Hände und riefen: wer hat das gemacht?"

„Und jetzt erfahre ich, daß es Blanchard gemacht! O wie schlecht und heimtückisch ist diese Welt! Damals wäre ich vor Freude dem Monsieur Blanchard um den Hals gefallen und hätte ihm einen Kuß gegeben. Ja, das hätt' ich, die Beleuchtung war gar so schön. Und nun ist der Thurm niedergebrannt und der arme Blanchard um seinen Kuß gekommen! Welch ein Abend war das! Ich möchte weinen, daß ich seitdem so alt und ernsthaft geworden bin."

Indessen hatte Hedwig das Gitter des Gartens geöffnet.

Nur in einzelnen leisen Tropfen regnete es noch aus den hängenden Wolken, die der Wind des Abends mit stärkerem Zuge umherzujagen begann.

Zu beiden Seiten der Eintretenden lagen zwei

kreisrunde Rasenplätze, in deren Mitte sich je eine steinerne verwitterte Vase erhob. Ursprünglich war das Postament von einem Kranz von Blumenbeeten umgeben gewesen, jetzt wucherte in den meisten üppig das Unkraut, einige trugen Astern, in anderen blühte dicht ineinander geschlungen Reseda, dessen Duft die Luft erfüllte. Eine lange Allee von Tannen und Fichten, deren Ende in der Dämmerung und dem Nebel den Blicken entschwand, zog sich von der Gitterthür durch den ganzen Garten und senkte sich den Schloßhügel hinab, bis dahin, wo Garten und Wald sich berührten.

In der Abend- und Regenstimmung hatte der Anblick dieser stillen, schlanken Bäume — die ihre Zweige wie Arme liebend zur Erde geneigt und das Haupt stolz in die Wolken gerichtet — eine ernste Feierlichkeit und Majestät, sie erschienen wie Symbole der Trauer und der Erhabenheit zugleich, und wenn der Wind heftiger um sie brausend die Tropfen von ihren Zweigen und Nadeln den Mädchen ins Gesicht schüttelte, konnten einem erregten Gemüthe wie dem Corona's wohl Thränen einfallen, Thränen, welche die himmlischen Mächte über das Schicksal der Sterblichen weinen.

Langsam gingen die Mädchen unter den Bäumen, in einer ihr selbst unklaren Regung hatte Corona Hedwig's Hand ergriffen und sie nicht wieder losgelassen.

„Das also war Blanchard“, sagte sie. „Und was ist aus ihm geworden?“

„Bald nach jenem Feste — ich glaube zwei Tage nach der Feuersbrunst — reiste er ab, weit hinaus in das Reich und wohl gar nach Paris. Es war ein so eigener Mensch, manchmal konnte man sich vor ihm fürchten, und die Böswilligen behaupteten auch, er habe das Feuer angelegt. Das aber war eine Lüge. Der Graf liebte Blanchard sehr und beim Abschied umarmte er ihn, und dem Blanchard liefen die hellen Thränen über die Wangen.“

„Warum ging er denn?“

„Ich hörte ihn von seiner Mutter reden, die im Sterben läge und die er noch einmal sehen wollte — von einem großen Unglück. Er war kein schlechter Mensch, wenn er auch in seinem Französisch zuweilen allerlei gotteslästerliche Reden führen mochte, wir verstanden sie ja nicht, und der liebe Herrgott achtet auf solch wälsches Geplapper auch nur mit halbem Ohr. Mein Vater kennt die Franzosen von Roßbach her, und er sagt, sie wären wie Blasebälge, einen Augenblick hoch aufgeschwollen und im nächsten leer und dünn, Alles, was sie machen können, ist Wind . . .“

„Und schöne Feuerwerke, die deutschen Jungfern in die Augen stechen und vielleicht ins Herzchen brennen“, unterbrach sie Corona. „Ich merk' schon,

dieser Monsieur Blanchard ist der Jungfer ihr Schatz gewesen, ein ganz heimlicher Schatz."

Vor Unmuth stieg die Schamröthe Hedwig bis auf die Stirn und ihr Athem ging schneller.

„Was denkt nur die gnädige Comtesse von mir?"

„Werde Sie doch nicht böse", entgegnete das Fräulein mit einem kecken Blick, „sind wir nicht alle von Fleisch und Blut? Wenn die Männer uns hübsch finden, sollen wir keine Augen für sie haben?"

„Monsieur Blanchard hatte seine Gedanken auf etwas ganz Anderes gerichtet, als auf ein armes Mädchen", sagte Hedwig verdrießlichen Tones, um die Spötterin abzuweisen, und da Corona, in ihrer Meinung nicht erschüttert, ein Liedchen zu trällern anfing, fuhr sie eifrig fort: „Monsieur Blanchard hatte keine Zeit zu verliebten Thorheiten; er wollte fliegen lernen."

„Was?"

Stutzend hemmte das Fräulein den Schritt.

„Fliegen lernen? Das ist ja Hexerei."

„Es sollte mit natürlichen Dingen zugehen, ohne teuflische Künste! Und wenn mich die gnädige Gräfin nicht verrathen will . . ."

„Nein, nein!"

„In dem Thurm versuchten der Herr Graf und Blanchard eine solche Maschine zu bauen, die in die Höhe steigen und sich in der Luft hin- und herbewegen könnte wie ein Vogel . . ."

„Sie erzählt grausliche Dinge und ich mag nichts mehr davon hören. Das ist Ketzerei und Zauberei schlimmster Art.“

„Aber es kam ja nicht zum Fliegen, die Maschine wurde nicht fertig“, entschuldigte Hedwig die seltsame Liebhaberei ihres Herrn und des abenteuerlichen Monsieur Blanchard.

„Freilich nicht“, rief Corona, „denn Gott zündete den Thurm an, in dem das heillose Zauberwerk getrieben wurde. Fliegen! Hätte Gott gewollt, daß wir fliegen sollten, würde er uns nicht Flügel gegeben haben? Wie darf der Mensch frevelhaften Sinnes in die heilige Ordnung des Allmächtigen greifen!“

So tiefe Wurzeln hatte doch die Klostererziehung in dem Herzen der jungen Gräfin geschlagen, daß ihr jedes Hinausstreben aus den Schranken, welche in alter Ueberlieferung die Glaubenslehre den Menschen gesetzt, bedenklich und gottlos erschien. Ueber die Verletzung sittlicher Pflichten war sie geneigter, den Mantel der Liebe und der allgemeinen menschlichen Schwäche zu breiten, als über eine Auflehnung gegen die Gebote der Kirche. Galt doch der Gehorsam im Kloster als die erste Pflicht, hatten ihre Erzieherinnen ihr doch stets die Unterwerfung des menschlichen Urtheils unter die höhere Einsicht der Kirche als nothwendig und gottwohlgefällig dargestellt, nur dadurch könne die un-

ruhig in der Nacht der Zweifel umherflatternde Seele Ruhe und Frieden erlangen.

Ein abergläubischer Schrecken hielt ihre Gedanken gefesselt, wenn sie sich in die Freiheit hinauswagen wollten. In einer dämonischen Beleuchtung zeigte sich ihr das Unternehmen des Grafen, das über alle Vorurtheile, ja über die gegebenen Möglichkeiten sich zu erheben suchte. Fliegen, in den Himmel zu fliegen, mit den Adlern um die Wette, gleichsam die Schranken des endlichen Raumes zu durchbrechen und kühn in's unendliche Meer der Luft und des Aethers zu eilen, die irdische Schwere von sich abzuschütteln: welch' eine Lockung, welch' schwindelerregende Betrachtung! Aber durch alle diese Vorstellungen und Gedanken, die nun auf sie einstürmten, wuchs Erbach's Bild immer höher vor ihr auf und erhielt immer merkwürdigere Züge und tiefere Schatten. Das war kein Cavalier, wie sie deren doch schon so manchen gesehen, leichtsinnig und eitlen Vergnügungen fröhnend, ohne inneren Gehalt und Willenskraft; sie hatte erst jetzt einen Blick in sein Wesen gethan und fühlte sich überrascht und geblendet.

Darüber hatten sie das Ende des Baumganges erreicht. Eine kleine Mauer trennte hier den Garten von dem Forst, der sich in der Ebene entlang noch weithin ausdehnte. Eine lebendige Hecke umkleidete mit ihrem grünen Gesträuch die schlechtgefügten Steine

der Mauer und hielt sie fester in ihrer Umschlingung zusammen. Innerhalb des Gartens gestattete ein aufgeworfener Erdhügel eine Aussicht über die Mauer auf eine Lichtung im Walde und eine breite duftige Waldwiese, an deren Rand ein Bach sich hinschlängelte, mit munterem Gefälle, da hier der Berg sich rasch zur Ebene senkte.

Als die Mädchen auf dem Hügel stehend über die Mauer hinwegblickten und ihrerseits sichtbar wurden, trat hinter einem Baum ein Bauernbursche hervor und näherte sich ihnen. Er konnte durch den Wald dahergekommen sein und an der Gartenmauer entlang zum Dorfe hinabgehen wollen, aber er konnte auch an der einsam auf der Lichtung stehenden Rothtanne gewartet haben. Und das Letzte schien in der That der Fall zu sein, denn Hedwig stieß einen Schrei aus und suchte, sich niederduckend, die spähenden Blicke des Burschen zu vermeiden.

„Was hat die Jungfer?“ fragte Corona halblaut.

„Es ist Zdenko“, entgegnete Hedwig mit stockender Stimme, „und im Dorfe nennen sie ihn den Wilden. Kommen Sie hinweg, gnädige Gräfin.“

„Ich werde doch nicht vor einem Leibeigenen davonlaufen“, meinte, den Kopf in die Höhe werfend, das Fräulein.

„Er ist kein Leibeigener, sein Vater Nepomuk ist

ein reicher Mann und hat sich schon von dem alten Grafen freigekauft."

„Frei oder leibeigen, Bauer ist Bauer. Was hat der Knecht mit uns zu schaffen?"

Sie hatte einen Tannenzweig, der auf der Erde lag, ergriffen und schlug mit ihm durch die Luft, als hielte sie eine Reitgerte in der Hand.

In knieender Stellung verbarg sich Hedwig hinter der Mauer, in der Hoffnung, Zdenko werde sie im Nebel der Dämmerung nicht erkannt haben. Denn immer stärker brach die Dunkelheit des Abends ein, längst erloschen war der röthliche Streifen am Horizont, in grauen Nebeln dampfte die feuchte Wiese; bald schlossen sie sich zu riesigen Massen und gespenstischen Gestalten zusammen, bald zerflatterten sie lose und leise im Winde.

Von dem Gesicht des Bauern, der langsamen, aber sichern Schrittes, sein Ziel unverwandt im Auge, über die Lichtung herbeikam, konnte Corona nur wenig gewahren, da er auf dem Kopf einen Hut mit lang herabfallender, die Stirne beschattender Krempe trug; aber er war stark- und hochgewachsen, breit in den Schultern und hatte in seinem ruhig ausschreitenden Gange, in der Weise, wie er sich grad und aufrecht hielt, nichts von bäuerischem, unterwürfigem Wesen.

„Warum heißt er denn der Wilde?" wisperte Corona Hedwig zu. „Er sieht so gelassen aus."

„Er ist ein jähzorniger Mensch und stärker als die Bursche in der Umgegend. Uns Allen im Schloß ist er gram und sinnt auf Rache gegen uns. Er hat mich heirathen wollen . . .“

Die Angst hatte dem Mädchen dies Geständniß ausgepreßt, doch brachte es auf die Gräfin eine andere Wirkung hervor, als die gute Hedwig erwartet.

Statt rasch den Laubgang wieder hinaufzueilen und die Nähe des Schlosses zu gewinnen, wohin ihnen Zdenko nicht folgen konnte, beharrte Corona nicht nur in ihrer trotzigen, herausfordernden Stellung, sondern lachte hellauf:

„Fasse Sie nur Muth, den ungebetenen Freier wollen wir heimschicken.“

Und da er ihr nun gerade nahe genug gekommen zu sein schien, daß sie sich beide Aug' in Aug' sehen könnten, gebot sie mit ihrer tiefen Stimme, der ein feineres Ohr als das des Bauern leicht angemerkt, daß sie sich früh im Befehlen geübt und gewöhnt hatte:

„Halt, bleib' Er stehen!“ und sie machte mit ihrem Tannenzweige eine gebieterische Bewegung, gleichsam zur nachdrücklichen Bekräftigung ihres Wortes.

Hoch herauf hatte sie ihren Mantel gezogen.

So rauh angerufen, hob Zdenko seinen Kopf in die Höhe; aus buschigen Augenbrauen heraus glühten sie zwei dunkle, leidenschaftliche, funkelnde Augen an. Ein starker Bart erhöhte noch die Männlichkeit —

Corona sagte die Wildheit — des gebräunten Gesichts, das in seinem oberen Theile edlere Züge in der hochgewölbten Stirn zeigte, als in dem unteren, wo der große Mund mit den breiten Lippen und das stark entwickelte Unterkinn auf eine sinnlich rohe Natur deuteten.

„Oho!“ rief er zurück, „droht mir die Dirne? Was fällt dem fremden Weibsbilde ein? Gehe Sie von der Mauer, ich habe mit der Hedwig zu reden.“

„Die Hedwig ist im Schlosse und ich sag' Ihm, kehr' Er um! Was schleicht Er hier umher wie ein Strolch und ein Dieb?“

Mit einem Sprung war Zdenko an der Mauer. Der Zorn saß ihm auf der Stirn, und ein Dutzend czechischer Schmähworte, von denen sie zu ihrem Glücke nicht die Hälfte verstand, schwirrte um Corona. Noch rührte sie sich nicht von der Stelle und rief nur warnend, als er die Hand auf die Mauer legen wollte, um sich hinüberzuschwingen:

„Weg da, wenn ich nicht schlagen soll!“

Aber der Hartnäckige wich nicht und nun brauste auch der Stolz des Edelfräuleins auf:

„Frecher Bauer, nimm dies!“ und mit dem Tannenzweig schlug sie ihm ins Gesicht.

Wie dieser Vorfall geendigt, wenn die Beiden und die schreiende Hedwig, die bei der drohenden Gefähr-

dung der Gräfin aufgesprungen war und sich bemühte, sie fortzudrängen, um statt ihrer der Wuth Zdenko's zu begegnen, allein geblieben wären, ist schwer zu sagen, denn hatte der Schlag, der ihn empfindlich getroffen, auch den Bauer vor Schmerz und Grimm mit den Zähnen knirschen lassen, so sagte ihm doch die innere Stimme und die durch Jahrhunderte seinem Stande anerzogene Unterwürfigkeit, daß die Hand, die ihm solche Schmach angethan, eben auch das Recht des Schlagens hätte; die Gewohnheit der Knechtschaft hemmte seine Leidenschaft. Es war gut für ihn, daß er sich mäßigte, denn in raschem Trabe sprengte ein Reiter über die Lichtung, und das Pferd schnaubte im Rücken Zdenko's, als er den Arm von Neuem erhob. In ehrfurchtsvoller Entfernung hinter dem ersten Reiter hielten sich zwei andere, nach dem langen Säbel zu urtheilen, der unter seinem Mantel hervorsah, war der Eine ein Reiterofficier, der Andere vielleicht ein Diener. Schwerer ließ sich der Stand des Ersten ermitteln. Hart an der Mauer hatte er sein Pferd mit starkem Anzug des Zügels angehalten, der Bauer war erschrocken auf die Seite gesprungen. Hand in Hand standen die Mädchen ihm gegenüber. Hedwig das Haupt auf die Brust gesenkt, Corona noch glühend vor Aufregung, mit herausfordernden Augen.

Grüßend legte der Fremde die Hand an den kleinen Hut, dessen aufgebogene Krempe mit einer reichen

Goldtresse und einer hochstehenden weißen Federfranse besetzt war:

„Guten Abend, schöne Amazone, das war eine tapfere That gegen den ungezogenen Bauer . . .“

„Ich danke Ihnen dennoch, Herr, daß Sie uns Beide aus einer peinlichen Verlegenheit befreit haben“, entgegnete Corona munter. „Ein Tannenzweig ist leider kein Degen, mit dem würden wir uns schon besser vertheidigt haben.“

Dabei blickte sie ihn keck und fest an.

Ein Mann, etwa in Erbach's Alter, oder zwei, drei Jahre höher hinauf, mit einem feingeschnittenen länglichen Gesicht, mit tiefblauen Augen und einer römischen Nase. Ganz eingehüllt war er in einen grauen Regenmantel, auf dem vielfache Spuren eines langen und angestrengten Rittes sich zeigten; flog der Mantel einmal bei einem heftigeren Windstoß auseinander, so ward darunter ein grüner Officiersrock mit rothen Aufschlägen und goldenen Knöpfen sichtbar, eine breite, reichgestickte Schärpe, die den Degen hielt.

„Ich wäre der Letzte, an Ihrem Siege zu zweifeln,“ sagte er scherzend auf ihre Aeußerung, „aber ich preise doch den Zufall, der uns zusammengeführt. Irrende Ritter und muthige Schönen hatten von jeher eine geheime Anziehungskraft für einander, um so mehr, wenn sie sich gegenseitig brauchten.“

„Und Sie brauchen meine Hülfe? Das ist drollig.“

„Nicht im Geringsten. Wir drei Verirrte“ — und er wies auf seine Begleiter — „beriethen uns eben am Waldsaum, welchen Weg wir einzuschlagen hätten, um auf den rechten zu kommen, als ich Sie erblickte und Ihr grüngezacktes Schwert durch die Luft sausen hörte.“

„Der Herr hat Ariosto gelesen, aber ich bin weder Bradamante, noch Angelika.“

„Und ich sehe auch nicht aus wie der rasende Roland, sondern möchte nur wissen, wo der nächste Weg nach Leitmeritz geht?“

Lachend hatte er gefragt, und mit einem Gelächter antwortete sie. Es bedurfte noch einiger Scherzreden, ehe sie sich von der Ernsthaftigkeit seiner Frage überzeugte. Dann war freilich guter Rath für sie theuer, sie war wohl zuweilen von dem Schlosse der Großmutter aus nach der Stadt gefahren, aber den Weg vermochte sie nicht anzugeben, nun gar von dieser Stelle aus, auf der sie sich selbst fremd fühlte. Besseren Bescheid wußte Hedwig, allein auch sie rieth bei der Dunkelheit einen der Gegend kundigen Führer zu nehmen und wies auf Zdenko, der die Arme über die Brust gekreuzt nicht vom Platze gewichen war. Ob er die Gelegenheit, die sich ihm so lange nicht geboten, benutzt hatte, Hedwig ungestört zu betrachten, ob der Fremde einen so mächtigen, bannenden Eindruck auf ihn ausübte? Es kam erst Bewegung in seine starre

Gestalt, als er hörte, daß Hedwig ihn den Reitern zum Führer vorschlug, und die wenig erfreuliche Aussicht vor ihm aufdämmerte, ein oder zwei Stunden mit ihnen auf den nassen Wegen umherzulaufen. Dagegen gab es kein anderes Rettungsmittel, als schleunigste Flucht; noch einen Zornblick schleuderte er der Gruppe der Redenden zu und hob den Fuß. Aber es war schon zu spät: der Officier mit dem langen Reitersäbel ergriff ihn am Kragen:

„Still gestanden, Bursche, wenn Du nicht Stockschläge haben willst!“

Es funkelte ein Unbeschreibliches in Zdenko's Gesicht, doch der Blitz fährt nicht schneller durch die Wolken, als diese Wallung durch die Züge des Armen. Sie waren die Herren und hatten auch für ihn, wie sehr er es in seinem Innern verwünschen mochte, ein Recht zu ihrer Handlungsweise, er hatte es seit seiner Kindheit nicht anders gelernt, als daß sie mit Sporen an den Füßen und die Bauern mit Sätteln auf den Rücken geboren seien. Schweigend versank er wieder in seine frühere stumpfe Gleichgültigkeit. Im Herzen empfand Hedwig ein stilles Mitgefühl mit seiner Demüthigung, den Anderen war es längst zur Gewohnheit geworden, das Volk als den gehorsamen Diener ihrer Launen zu betrachten, und Zdenko's Lust oder Unlust kümmerte sie nicht.

Der Fremde setzte sich wieder fest in den Bügeln.

„Leben Sie wohl, schöne Amazone; Sie wissen wohl, wohin ich gehe . . .“

„Ja, um bei den Capuzinern zu übernachten.“

Eine gewisse Betroffenheit spiegelte sich in den Zügen des Mannes, man hätte an einen Flor denken können, der sich plötzlich über sein so offenes und fröhliches Antlitz gelegt. Aber er überwand den Schauer und fragte:

„Ist in Leitmeritz ein Capuzinerkloster?“

„Freilich!“

„Wunderlich; da haben Sie für mich ein tiefsinniges Wort gesagt. Bei den Capuzinern wird für mich Alles aus und Nacht und Schlaf sein.“

So durchbohrend suchte der cäsarische Blick seiner Augen in ihre Seele zu dringen, daß Corona trotz ihrer kühnen Sicherheit die ihrigen niederschlug.

„Indeß möchte ich der holden Gestalt, die mich bis zu der Schwelle der Capuziner begleiten wird, gern einen Namen geben . . .“

„Meine Begleiterin heißt Hedwig, und mein Name bedeutet das Höchste auf Erden.“

Der Fremde lachte.

„Ich will trachten, das Räthsel bis zu meiner Wiederkehr zu lösen. Denn ich komme wieder. In wenigen Tagen. Vielleicht darf ich dann dem schönen und klugen Fräulein im Schlosse selbst meine Huldigung darbringen.“

In fünf Tagen, dachte Corona, bin ich schon auf dem Wege nach Paris, und als der Reiter sich an Zdenko mit der Frage wendete, wie das Schloß in der Umgegend hieße? und der antwortete: „Die Tannburg", rief sie lustig dazwischen:

„Das Gasthaus zu den drei Erznarren!"

Vorwärts! klopfte der Fremde seinem Pferde den Hals und grüßte leicht und vornehm die Mädchen.

„Gute Nacht, irrender Ritter!"

Zdenko schritt scharf aus, neben ihm ritt der Officier, dann folgte der Fremde mit dem Diener, dem er einige Aufträge zu ertheilen schien. Eine kurze Weile konnten die Mädchen noch den kleinen Zug sehen, der an der Gartenmauer entlang ging, den sich senkenden Hügelweg hinab. Nun war er in der Tiefe verschwunden, auch der Klang von den Hufen der Pferde verscholl.

„Was war das?" sagte Corona und schlug in einem jähen Wechsel der Stimmung die Hände über das Gesicht zusammen. Eine Angst vor den Folgen ihrer Unbesonnenheit, die Reue, daß sie den Rath Erbach's, sich verborgen zu halten, so schlecht befolgt habe, überfielen sie. Jedes längere Verweilen an der verhängnißvollen Stelle schien ihr mit den größten Gefahren verbunden zu sein; so rasch ihre Füße sie tragen konnten, eilte sie den Laubgang zum Schlosse hinauf, kaum vermochte Hedwig mit ihr gleichen Schritt

zu halten. Erst in dem Schloßhofe schöpfte sie wieder freien Athem, und die Nachricht, daß der Graf noch nicht heimgekehrt sei, beruhigte sie vollends. Sie hätte ihm jetzt, in ihrer Aufregung und ihrem Schuldbewußtsein, nicht unter die Augen treten mögen. Vor Hedwig brauchte sie sich nicht zu verstellen, war diese doch noch bestürzter, unruhiger, traumbefangener als sie selbst.

Viertes Capitel.

Das Dorf, das sich am Fuße des Schloßhügels in lang gestreckter Häuserreihe nach Süden hinzieht, gehörte zu den größten und ansehnlichsten der Umgegend, einer Landschaft, die wegen der Fruchtbarkeit ihres Bodens ein kleines Paradies genannt wird. Aber von diesem Reichthum an Korn und Obst, den die ewig gütige Natur alljährlich aus ihrem Schoße spendete, kam den Bauern erst seit Kurzem, seit einem Nachlasse der Frohnden und Hofedienste, den ihnen der Graf bewilligt, ein geringer Theil zu Gute. Bis dahin hatten sie wie ihre Nachbarn unter hartem Druck und den Folgen des großen Krieges geseufzt — gerade hier hatten sich die Heermassen hin- und hergewälzt, welche die blutigen Schlachten von Lowositz, Prag und Kollin geschlagen. Dennoch waren die Bauern der Erbach's seit den sechzig Jahren, daß sich das fränkische Adelsgeschlecht in der Landschaft niedergelassen, von ihren Nachbarn mit neidischen Augen angesehen worden; sie mochten klagen, so viel sie wollten, allgemein war trotzdem die Meinung verbreitet, daß sie

weniger belastet und von ihrer Gutsherrschaft besser behandelt würden, als die Bauern der eingeborenen böhmischen Herren. Auf der anderen Seite schalten diese Herren die Erbach's Eindringlinge, Freimaurer und Philanthropen, welche mit ihren Neuerungen das arme Volk aufständisch machten und die alten Gesetze und Ordnungen zerstörten. Doch wurden solche Schmähungen nur im engsten Kreise Gleichgesinnter laut, da die kaiserliche Regierung, vom Oberstburggrafen in Prag bis zur Kaiserin hinauf, den Erbach's wohlgesinnt war und selbst den Flecken lutherischer Ketzerei, der sonst für die fromme Kaiserin auch die edelste Tugend entstellte, an ihnen nicht bemerken wollte. Durch ihre Treue und Anhänglichkeit an das habsburgische Haus hatten sie diese Gunst verdient und benutzten sie mit kluger Mäßigung. Die drei Erbach's, die bis zum heutigen Tage auf der Tannburg gewohnt, hatten mit den katholischen Pfarrern der Dorfgemeinde das beste Einverständniß bewahrt, bei glücklichen Vorfällen in ihrer Familie und außerordentlichen Gelegenheiten die Kirche mit kostbaren Meßbüchern und anderem Kirchengeräth reichlich bedacht und auch des Pfarrers selbst niemals vergessen. Diese Handlungsweise trug ihre Früchte, auch der trotzigste Streiter der kämpfenden Kirche, der mit der Absicht, das Ketzernest auszurotten oder zu bekehren, hieher gekommen war, gab schon nach wenigen Monaten seine kriegerischen Pläne auf und zog

es vor, an der Tafel der Grafen ein geehrter Gast zu sein, anstatt die zwanzig lutherischen Seelen in seiner Nähe aus der Gluth des höllischen Feuers zu retten.

So aber war es nicht mehr, wie der Graf in den nächsten Tagen von seinem Amtmanne und dem getreuen Rechberger erfuhr. In seiner Abwesenheit war der alte Pfarrer gestorben, und der neue, den der Erzbischof von Prag ausdrücklich für diese Stelle empfohlen, hatte die Erwartungen, die man auf ihn gesetzt, gröblich getäuscht. Kaum zehn Monate saß er im Amte und schon hatte er in die Saat des Friedens allerlei Unkraut gesäet. Die große Mehrzahl der Katholiken auf den Erbach'schen Gütern hatte bisher in voller, ungetrübter Eintracht mit der lutherischen Schloßdienerschaft, dem Verwalter des Vorwerks und den wenigen Handwerkern gelebt, die, desselben Glaubens, dem Grafen aus Franken nach Böhmen gefolgt waren. Jetzt brachen wiederholt Zwistigkeiten zwischen den beiden Glaubensparteien aus; des Sonntags in der Schenke, am Weihnachtsfeste, ja einmal zu Pfingsten, hätten einige der Katholiken sogar den Gottesdienst der Lutherischen im Schlosse hindern wollen. Das sei ihnen nun zwar nicht gelungen, da die reicheren Bauern sich dem widersetzt, aber es zeige doch, was man sich von dem „giftigen Pfaffen" zu versehen habe. Rechberger fühlte sich in der Würde seines Herrn durch dies Benehmen des Pfarrers tief verletzt: einem Reichs-

grafen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation wolle ein hergelaufener Priester die Uebung seiner Religion verbieten! Nahm der Graf auch die Angelegenheit mit größerem Gleichmuthe auf, als sein bibelfester, altgläubiger Castellan, so meinte er doch, es sei leichter, eine glimmende Kohle zu ersticken, als das lodernde Feuer. In diesem Sinne schrieb er wenige Tage nach seiner Ankunft dem Pfarrer.

Den Brief in der Hand, ging dieser in dem Gärtchen hinter seinem Hause mit großen Schritten auf und nieder. Einen langen Querstrich machte die unerwartete Ankunft des Grafen durch seine Pläne. Gegen die Diener vorzugehen hatte es nur der Kühnheit bedurft, und er war der Unterstützung seiner Oberen sicher gewesen, mit dem Grafen selbst anzubinden, bot größere Schwierigkeiten, und die Dornenkrone mochte für diesen Fall bereiter sein, als die Glorie und eine bessere Pfründe.

Gregor Haslick war ein Schüler des berühmten Clementinums, der Jesuiten-Hochschule zu Prag, ein Eiferer für die Kirche, streng gegen sich und unduldsam gegen Andere, einen brennenden Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht in das Gewand der Gottesliebe kleidend. In der Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst Ganganelli glaubte er ein Zeichen des herannahenden Reiches der Lüge, der Bosheit und des Antichrists zu erkennen. Nicht umsonst hatte er nach der

Anleitung seiner Lehrer in den Stunden frommer Beschaulichkeit den Herrn Jesus Christus mit einer rothen Kriegsfahne, umgeben von den Legionen seiner Engel, wider Satan und die Geister der Hölle zur Schlacht anrücken sehen; damals hatte er sich selbst im Geist unter die Reichsfahne des himmlischen Jerusalems gestellt und gelobt, ein treuer, ausharrender Kämpfer der allerseligsten Jungfrau Maria und des Herrn Christus gegen Ketzer und Freimaurer zu sein. In diesem Kriege sind alle Mittel gut: List und Betrug, Gewalt und Tyrannei, heute das Wort der Ueberredung, morgen das Schwert, denn alle befördern den Ruhm Gottes. Und was das Eisen nicht heilt, sagt in Bezug auf die Krankheiten des Leibes der griechische Arzt, heilt das Feuer. Mit wieviel größerem Recht kann der Spruch auf die Seelen angewendet werden! Noch hatte das Alter und die Erfahrung, daß die Welt außerhalb der Thore des stillen Clementinums in ganz anderen Schwingungen sich bewegte, eine andere schärfere Luft über sie hinführe, als über die Höfe des Collegiums mit ihren Fliedergebüschen und alten Bäumen, den Feuereifer Gregor's nicht gedämpft. Im Weltuntergang wollte er eine glorreiche Rolle spielen, handelnd oder leidend für den Glauben. Die Ketzer von Tannburg in den Schooß der Mutter-Kirche zurückzugeleiten, die Widerstrebenden aus dem Lande zu treiben, erschien ihm als die erste, seines Eifers würdige Auf-

gabe, zugleich als die erste Staffel auf der Leiter der Hierarchie, die, wenn nicht in den Himmel, doch bis zu dem Stuhl des Apostelfürsten hinaufreicht.

Daß es über die kirchlichen Gebote hinaus ein Gesetz des Staates gebe, dem Jeder, der Priester wie der Laie, Achtung schulde, hatte Gregor nie gelernt; in der Ausnahmestellung eines Priesters, durch die Weihen von der übrigen Menschheit geschieden, war er nur der Kirche zum Gehorsam verpflichtet und von allen anderen Beziehungen losgebunden. Was dem bei all seinem Glaubenseifer lebensklugen Priester zuerst als Macht sich zeigte, war nicht der Staat, der sich in so vielen Dingen freiwillig der Kirche untergeordnet hatte, sondern der Reichthum, der Adel. Vergebens verschwendete er seine Beredsamkeit, die Bauern waren nicht gewillt, die lutherischen Diener ihres Herrn zu belästigen, denn was hätten wir davon — sagten sie ihm auf seine Vorstellungen: wie verdienstlich die Verjagung der Ketzer sei — wenn der Graf wegzöge und das Land verkaufte? Der neue Herr würde uns mit den alten schweren Frohnden belegen. Wie es ist, so ist es am besten. Für Gregor bezeugten diese der Religion ab- und dem irdischen Vortheil zugewendeten Gesinnungen die verderbliche Höhe und Stärke, welche hier Unglauben und Ketzerei erreicht hatten; er entwarf in einem langen Schreiben an den Erzbischof von Prag, seinen Gönner, eine glühende Schilderung dieser heil-

losen Zustände und der Mittel, die er ergriffen, den kirchlichen Einfluß wieder über die vom Reichthum und Glanz der Welt verwirrten Gemüther herzustellen. Nur wenig entsprach die Antwort seinen Wünschen; man ließ in der Umgebung des Erzbischofs seinem Eifer alle Gerechtigkeit widerfahren, man billigte sein Vorhaben hinsichtlich der Bekehrung der Lutheraner, aber man forderte ihn zugleich zur Mäßigung und zur Vermeidung jedes Aergernisses auf, leise andeutend, daß der Graf hohe Freunde und Gönner habe, deren Feindschaft selbst der Erzbischof sich nicht um eine „Handvoll Ketzer" zuziehen wollte.

Dies war für Gregor Haslick ein erster Einblick in die Welt der Wirklichkeit und der Thatsachen. Der Gegensatz zwischen ihr und jener Welt, in der die Kaiser den Heiligen zu Füßen fielen und die Ketzer auf dem Scheiterhaufen brannten, betäubte ihn eine Weile; allmählig erkannte er dann, daß er bisher nur mit Phantomen gerechnet, mit der Allmacht und der Wunderkraft der Kirche, mit Menschen, die ihres Glaubens wegen Alles opfern; aus dem Schwärmer sollte so in langsamer Erfahrung ein Wissender werden, der in der Selbstsucht und der Befriedigung der Leidenschaften den einzigen Beweggrund menschlicher Handlungen gefunden zu haben wähnte.

Aber er war noch ein Neuling in dieser Lehre

und noch zu ungeschickt, diese Triebfedern bei den Anderen immer richtig in Bewegung zu setzen.

So jetzt dem Grafen gegenüber.

Er las den Brief noch einmal, um seine Antwort danach einzurichten. Eine Sprache voll gemessenen Ernstes: er möge fernerhin den Frieden der Gemeinde nicht durch aufreizende Predigten stören und seine heimlichen Bekehrungsversuche einstellen, der Graf müsse ihm sonst seinen Schutz und seine Gnade entziehen und den Bischof um einen anderen Seelsorger für seine katholischen Gutsunterthanen ersuchen.

Nachgeben oder weiter kämpfen? Das war die Frage, die Gregor beschäftigte.

Aergerlich und verdrießlich durchmaß er den Garten. Ein hagerer Mann, starkknochig, tiefliegende Augen in dem bäuerisch rohen Gesichte, mit kurzgeschnittenem, glattem Haar, den Hals bloß, in einem abgetragenen Priesterrock, mit den großen Händen heftig in der Luft hin- und herfahrend, wie es seine Weise war, wenn er auf der Kanzel seinen Zuhörern das Gewissen rührte, halblaut Worte vor sich hinmurmelnd und dabei vom Stege abirrend und die wenigen Blumen zertretend, die in den schlecht gehaltenen Beeten blühten. Denn Gregor war kein Freund der Blumen, und nur die Pfarrköchin Ludmilla hatte sich des Gartens angenommen, um ihn nicht ganz verderben zu lassen. An dem Gartenzaun, so oft er ihn auf seinem hastigen

Gange erreichte, machte Gregor Halt, athmete tief und schaute in das Feld hinaus, das jetzt im Ausgang des Sommers seines goldenen Aehrenschmuckes entkleidet, sich grauschwarz ausdehnte und weithin einen Umblick gestattete.

Offenbar erwartete der Pfarrer Jemand, denn seine Ungeduld stieg nach jeder vergeblichen Ausschau.

Die Nachmittagssonne brannte heiß, und die Schweißtropfen rannen von seiner Stirn. Mit der Sonnenwärme schien sich die Gluth zu verbinden, die in ihm tobte.

Endlich — viermal schlug die Uhr der Kirche, deren Glockenthurm grad auf seinen Garten niederschaute, und es war keine Täuschung, dort kam der Ersehnte, den Dreispitz auf dem Kopf, den Stock halb erhoben, so daß der elfenbeinerne Knopf die Lippen berührte, ein Büchlein in der rechten Hand, die Augen darauf gerichtet, einen schmalen Feldweg daher. Geschäftig öffnete Gregor die Thür, die im Zaun angebracht war, der Andere steckte sein Buch in die weite Tasche seines schwarzen, lang bis fast auf die Schuhe herabfallenden Rockes und sagte:

„Gelobt sei Jesus Christ!“

Es war der Pater Rothhahn.

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete hastig der Pfarrer.

Er eilte, so schnell es nur schicklich war, die üblichen Begrüßungen und Fragen abzumachen, um von

den Dingen zu reden, die ihm auf der Zunge brannten. Aber der Pater war ein Mann, der sich nicht drängen ließ und Alles mit gleichmäßiger Ruhe und Kühle anfaßte. In der Laube von wildem Wein dicht am Hause hatte Ludmilla den beiden geistlichen Herren einen kleinen Imbiß bereitet, und gemächlich brach Rothhahn das Brod und schlürfte ein Glas rothen Landweines.

Gregor konnte vor Ungeduld nicht essen, er trank nur in raschen Zügen.

„Ich bin Euch wohl zu lange ausgeblieben", fing der Pater endlich an. „Ueber meine Steine vergeß ich die Zeit. Auch fuhr der Wagen in der Hitze nur langsam, und ich bin zu früh ausgestiegen. Warum wolltet Ihr auch, daß ich heimlich über das Feld hin zu Euch käme, wie Nicodemus aus Furcht vor den Juden zum Herrn?"

Eine lange Erzählung begann Gregor, seiner Kämpfe und Arbeiten zur Ausrottung der Ketzerei, der Mühen und Gefahren, die er deswegen bestanden, daß ihn die Ankunft des Grafen in Verwirrung und Bestürzung versetzt und er in seiner Noth sich um Rath an den Pater, seinen hochverehrten Lehrer vom Jesuiten-Collegium her und beständigen Gönner, gewendet habe, und er schloß seinen Bericht, indem er den Brief des Grafen vorzeigte.

„Wie gut sich das trifft!" entgegnete heiter ge-

stimmt der Pater. „Außer Euch habe ich auch dem Grafen einen Besuch zugedacht, und ich denke, Ihr schlagt meine Vermittlung nicht aus.“

„Ich küß die Hand! Aber ich bin ganz starr! Sie kennen den Grafen, diesen gottlosen Herodes, und wollen ihm sagen ...“

„Daß ich auch Euch kenne, daß Ihr mir seinen Brief vorgelesen: ja! Habt Ihr so ganz vergessen, was ich Euch an jenem Abend vorhielt, als uns aus Rom die Nachricht kam, Ganganelli sei entschlossen, den Orden aufzuheben? Wir gingen vor der kaiserlichen Burg spazieren, zu unseren Füßen lag die Stadt Prag ...“

„Ich weiß! Ich weiß!“

„Wenn Ihr es wißt, warum befolgt Ihr meine Rathschläge so schlecht? Nicht Ganganelli war der Feind der Gesellschaft Jesu, wir selbst waren unsere schlimmsten Feinde. Mit unserer Hartnäckigkeit, die sich dem Stier entgegenstellte, statt ihm auszuweichen, mit unserem Trotz, alle Wünsche der Könige abzuweisen, statt ihnen nachzugeben und uns so zu Herren ihres Willens zu machen, mit all unseren kleinen Listen, Lügen und Ränken, die unsere Gegner nur reizten, ohne sie tödtlich zu treffen! So soll ich jetzt dem Grafen unsere Bekanntschaft verheimlichen, damit ihm irgend ein Knecht oder eine Dirne einen Floh darüber in's Ohr setzt! Das ist Eure Weisheit!“

„Sie haben Recht, Pater", antwortete Gregor mit gebeugtem Kopf. „Aber nicht Jeder hat Ihre Gewandtheit, Ihre Klugheit! Ich bin nur ein Faustkämpfer im Heere Gottes, ich bin kein Führer. Nimm das Schwert auf und schlag' zu: sagt die Stimme des Herrn, das ist mein Amt. Ihnen ist eine höhere Aufgabe zugefallen."

Wer das feine, durchgeistigte Gesicht Rothhahn's mit dem gemeinen Gregor's, die sanfte, überredende Stimme des Einen mit dem schweren, polternden Ton des Andern verglichen, hätte in ihnen die Gegensätze höherer und niedriger Natur in schärfster Weise ausgedrückt gesehen. Es war nur eine Folge dieser inneren Verschiedenheit, daß an Gregor auch das Aeußere, Anzug, Haltung und Geberde unsauber, plump, unter der Herrschaft der Sinnlichkeit stehend, an Rothhahn Alles von peinlicher Reinlichkeit, gehalten, würdevoll und anmuthig zugleich erschien.

Zu gut kannte er seinen ehemaligen Schüler, um aus dessen demüthigen Worten nicht die unterdrückte Ehrbegierde und Eitelkeit herauszuhören, und er sagte, in sein Glas blickend:

„Auch Ihr werdet einst befehlen. Nach Moses kam Josua, nach Josua Simson. Von dessen Wesen habt Ihr einen Zug, und wenn Ihr denselben jetzt bändigen lernt, wird Euer Ruhm in der Kirche und vor Gott um so größer sein."

Wie um einen Uebergang von dem salbungsvollen Ton, mit dem er eben gesprochen, zu den weltlicheren Dingen zu gewinnen, die er mit Gregor verhandeln wollte, zog er das kleine, zierliche, goldbedruckte Pergamentbändchen aus der Tasche, das ebenso gut ein Brevier wie ein Horaz sein konnte, drehte es zwischen den Fingern eine Weile hin und her und sagte:

„Mäßigt Euch, sucht Alles zu vermeiden, was den Grafen verletzen möchte. Statt ihn zu kränken, wäre es viel verständiger, Ihr machtet einen Weg ausfindig, Euch seines Vertrauens zu versichern. Tausend Wege findet der Tod zu dem Herzen des Menschen, tausend Wege stehen auch dem Klugen zu ihm offen."

„Und ich sollte den Brand der Ketzerei ungedämpft fortglimmen lassen?"

„Es werden noch ganz andere Fackeln in dieser Zeit angezündet werden und die Kraft Eures Athems wird sie nicht auslöschen. In welcher Zeit leben wir denn? Ueber uns geht in blutrothem Schein das Gestirn Josef's II. auf, die Tage seiner frommen Mutter sind gezählt. Womit denkt Ihr den jungen Löwen zu fesseln?"

„Wenn wir unsere Stimme gegen den neuen Julianus Apostata erheben, werden die Völker nicht die Altäre Christi und seiner Heiligen beschützen?"

„Schwerlich, denn der Kaiser wird die Schullehrer für sich haben. Die Schule: das ist die Schlange,

der wir den Kopf zertreten müßten. Freilich nicht mit Verwünschungen und Bannflüchen, mit denen Ihr so freigebig seid. Vor Jahrhunderten gehörte die Welt dem Glauben, jetzt gehört sie der Wissenschaft. Aber warum sollten wir verzagen, die Kirche wieder zur Herrin der Wissenschaft zu machen? Nicht bekämpfen, benützen soll man die neuen Erfindungen und Anschauungen. Keine Secte ist der Kirche seit Jahren gefährlicher geworden, als die Freimaurer; warum mischen wir uns nicht unter sie, lernen ihre Geheimnisse und Gebräuche kennen und theilen so ihren Einfluß und ihren Reichthum? Der Kaiser ist ein junger Mann voll leidenschaftlichen Thatendranges, den Kopf mit Hirngespinnsten erfüllt, dabei ein echter Cäsar, eigenwillig, von dem Bewußtsein seiner Macht durchdrungen; weßhalb ihn reizen, erbittern, ihn jetzt schon, ehe er noch das Scepter dieser Lande fest und ganz in den Händen hält, mit dem Gedanken vergiften, daß wir seine Feinde seien? Gebt dem Cäsar, was dem Cäsar gebührt, ja wohl, aber leitet seinen Willen zum Guten, das wäre eine würdige Aufgabe für den Orden, der keinen Namen mehr hat."

Im Eifer hatte er vielleicht mehr gesagt, als er beabsichtigt; ein Seitenblick auf den neben ihm auf der Holzbank sitzenden Gregor belehrte ihn, daß der Flug seiner Gedanken von seinem Gefährten wenigstens nicht begriffen worden sei, und er lenkte, mit einem

halben Lächeln, die Stimme dämpfend, aus den Höhen wieder zur Erde zurück:

„Ich wollte nur andeuten, wie nothwendig uns in dieser Zeitlage die Klugheit der Schlangen ist. Und doppelt nothwendig in Eurem besonderen Falle, Gregor: des Himmels Fügung hat Euch zu einem rühmlichen Werke erlesen . . .“

Auf Gregor's Stirne traten die Schweißtropfen noch dichter und glänzender hervor, kaum konnte er auf die vorsichtig umherspähenden Blicke des Paters antworten:

„Wir sind unbelauscht, reden Sie frei, Hochwürden.“

Vor Erwartung zitterte ihm die Stimme.

Und es war Alles still in der trägen, schwülen Nachmittagssonne. Ab und zu flogen die Vögel auf dem Nußbaum vor der Laube, aus dem Hause drang ein Nachhall der wirthschaftlichen Thätigkeit Ludmilla's. Unbemerkt hätte sich nichts dem Sitze der geistlichen Herren nähern können.

Dennoch hielt es Rothhahn für ein Gebot der Klugheit, nur halblauten Tones seine Eröffnungen zu machen:

„Dieser Graf Erbach, in dessen unmittelbare Nähe Euch eine wundersame Schickung gebracht hat, steht in einer geheimnißvollen, aber um so innigeren Beziehung zu dem Kaiser. Ich vermag Euch nicht mehr zu sagen,

denn die sorgfältigsten Nachforschungen, welche die Freunde der Kirche in der Umgebung des Kaisers angestellt, geben über die Art dieser Beziehung keine volle Aufklärung. Es genüge Euch dies: im vergangenen Jahre war der Kaiser während einiger Tage mit seinem Bruder von Toscana auf dem Venediger Carneval, zur selben Zeit verweilte der Graf Erbach dort."

„Die Dienerschaft des Schlosses erzählte mir davon, der Graf hatte die Reise mit seiner jungen Gemahlin gemacht."

„Richtig. Die Ehe löste sich dort auf, man hat noch nicht erfahren, aus welchem Grunde."

Er hatte das Letzte mit einem Ton gesagt, der eine Antwort zu erwarten schien, und Gregor zögerte denn auch nicht, mit einiger Eitelkeit seine bessere Kenntniß von dieser Sache zu entwickeln:

„Aus welchem Grunde? Die fromme Dame Renata von Schwarzenberg hatte ja den Grafen nur in der Hoffnung geheirathet, ihn wieder mit der Kirche zu versöhnen; soll er ihr doch ein Versprechen gethan haben, seine lutherische Ketzerei abzuschwören. Als sie nun die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsah, schied sie aus einer Ehe, die eigentlich keine Ehe war. Und auch als Frau" — dies sagte er mit einem faunischen Ausdruck seines Gesichts, der ihn den Waldgöttern der heidnischen Sage ähnlich machte — „wird sie sich über den Grafen genugsam zu beklagen gehabt haben."

„Auch als Frau?"

„Oder sollte der Graf erst jetzt seine Sinnesart geändert haben? Er ist nicht nur ein Freidenker, er ist ein Epikuräer und Wollüstling. Hat er sich nicht eine junge Dirne von seiner Reise mit heimgebracht, die er auf dem Schlosse verborgen hält?"

„Dienergeschwätz. Habt Ihr je einen Herrn gekannt, den die Diener nicht verleumdet?"

„Solch Geschwätz mag es sein, daß die Tochter des Castellans früher die Geliebte des Grafen gewesen."

„Wollt Ihr ihm nicht gar einen türkischen Harem andichten? Erkennt, wie unsinnig solches Gerede ist: ich selbst habe den Grafen nahe bei der Grenze getroffen, bin bis zum späten Abend mit ihm zusammengeblieben und habe ihn mit einem einzigen Diener aus der Stadt wegfahren sehen auf einem leichten Jagdwäglein."

„Dann sind übernatürliche Mächte im Spiel", rief Gregor voll Ueberzeugung aus. „In einem Jagdwäglein fuhr er aus der Stadt und in einer prächtigen Reisecarosse kam er um Mitternacht hier an. Und die Dirne hat ein Mann mit Augen geschaut, der nicht lügt, und er wies mir in seinem Gesicht den blutigen Striemen, den sie ihm mit einem Tannenzweig geschlagen."

Der Pater war ein großer Meister in der Beherrschung seines Gemüths und seiner Züge: dieser

Mittheilung gegenüber aber ließ ihn seine Kunst doch im Stich.

Erstaunen und Verdruß zugleich verliehen einen Augenblick seinem Gesicht einen schärfern Ausdruck, der sich nur allmälig wieder glättete.

„Das hätte ich nicht im Grafen vermuthet", sagte er mit einem leisen, unmerklichen Erröthen. „Nicht so viel Verschlagenheit, nicht solche Verschwiegenheit! Doch ich werde ja dies verzauberte Schloß betreten!" Und nun erleuchtete eine plötzliche Eingebung mit ihrem Blitz seine Gedanken: „Darf ich der inneren Stimme trauen, so ist mir auch die Dirne nicht unbekannt! Doch dem sei, wie ihm wolle", fuhr er, jetzt wieder voll und ganz im Gefühle seiner geistigen Ueberlegenheit, fort, „Ihr habt ein Beispiel, wie glatt dieser Boden, wie schwer der Graf zu fassen ist. Und doch hoffe ich gerade durch ihn Einfluß und Zugang zu dem Kaiser zu gewinnen. Nicht ich persönlich, sondern der Orden, die Kirche."

„So sollen wir den Ketzern schmeicheln, statt sie zu strafen?"

„Um sie zu beherrschen, sollen wir eine zeitlang ihre Livrei tragen und ihre Sprache reden, gewiß. Nicht umsonst hat die Vorsehung zwischen den Absichten des Kaisers und ihrer Ausführung ein Hinderniß gestellt: das Leben seiner erlauchten Mutter. Gott erhalte sie uns und ihren Völkern! In dieser Zwischen-

zeit müssen wir versuchen, den Sinn Josef's zu ändern. Noch ist er in dem Alter geistiger Wandlungen, warum thöricht oder träge darauf verzichten, aus dieser Wandlung eine Läuterung zu machen? Er liebt die Räthe seiner Mutter nicht, für seine Neuerungen braucht er neue Menschen. Auch wenn er nicht schon mit ihm zusammengetroffen wäre, könnte dieser Graf Erbach ihm auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Darum liegt mir daran, daß der Graf gleichsam an sich selbst die Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit der Kirche erfahre. In der Hand Eures Obern sollt Ihr sein wie ein Leichnam; ich aber ziehe es vor, Euch die Gründe meines Thuns anzugeben, damit Ihr als Mensch mit dem Kopfe und dem Herzen und nicht als Maschine nur mit dem Munde meine Pläne fördert."

„Ich danke Ihnen, Hochwürden" — und er neigte sich, um die Hand Rothhahn's zu küssen, was dieser trotz einer unwillkürlichen Bewegung des Widerwillens schweigend duldete. „Bändigt Euren Willen, sagt die Schrift, so will ich auch mein Herz bändigen und friedlich mit diesem Gotteslästerer und Verführer der Jungfrauen verkehren."

„So laßt doch endlich die Weiber aus dem Spiel", sagte ärgerlich der Pater. „Predigt Eure Moral dem gemeinen Mann, aber einem vornehmen Herrn seht durch die Finger ..."

„Es ist ein gefährliches Weibsbild im Schlosse,

jene Tochter des Castellans, die mit ihrer höllischen Schönheit die jungen Burschen im Dorfe berückt und den Grafen um den Finger wickeln kann ..."

„Rechberger heißt der Castellan?"

Gregor machte Augen, als wäre ein Stein vom Himmel vor ihm niedergefallen.

„Sie wissen ..."

„Und das Mädchen?"

„Sie heißt Hedwig und ist schön und hochgewachsen."

„So?"

Der Pater blinzelte, ihm schien der Eifer Gregor's verdächtig:

„War sie schon auf dem Schlosse, als der Graf heirathete?"

„Ja."

„Wißt Ihr, daß es eine sehr verdienstliche Handlung wäre, wenn es uns gelänge, die beiden Gatten wieder zu versöhnen?"

„Aber die ganze Familie und Verwandtschaft der Schwarzenberg's preisen Gott, daß dies unselige Band wenigstens thatsächlich gelöst ist."

„Was sind die Wünsche einer Familie, wenn es sich um den Vortheil der Kirche handelt? Diese Sache ist wohl zu überlegen. Redet Gutes von der Frau Gräfin in Gegenwart des Grafen, und da Ihr doch zuweilen an den Oheim der jungen Frau nach Ver=

sailles schreibt" — Gregor erblaßte unter der Röthe, die seine Wangen bedeckte, und wollte die Behauptung des Paters abweisen, aber dieser erhob nur die Hand, um ihm Schweigen zu gebieten — „so laßt keine unliebsamen Bemerkungen über den Grafen einfließen. Enthaltet Euch jeglichen Urtheils über ihn. Versäuert den Sauerteig der Zwietracht nicht noch mehr. Wehe dem, durch den Aergerniß kommt! Auf den Brief, den Euch der Graf geschrieben, antwortet ehrerbietig und entschuldigt Eure Heftigkeit mit Eurer Unkenntniß der hier obwaltenden Verhältnisse. Unterrichtet mich von seinem Thun und Treiben, nur verschont mich mit Liebesgeschichten" — wieder begleitete ein Blinzeln der Augen seine Worte. „Warum soll der Graf nicht mit den Bauernmädchen scherzen, wenn es ihm gefällt? Befolgt meine Winke. Ich bleibe noch während dieses Herbstes in der Umgegend. Für jetzt lebt wohl!"

Rothhahn war aufgestanden und hatte seinen Stock ergriffen: jetzt ein anderer Mann, als der feine und vielgewandte Geistliche, den er bisher, einem römischen Monsignore oder einem weltklugen französischen Abbé nicht unähnlich, mit so vielem Glück dargestellt, hoch aufgerichtet, das Gesicht in gebietenden Falten, ein Officier, der einen Soldaten auf den Wachtposten sendet. Demüthig begleitete Gregor den Gast zum Pfarrhause hinaus und während dieses Ganges verlor sich die strenge Haltung des Paters, und das Gefällige,

Verbindliche gewann wieder das Uebergewicht. Wie ein Bekannter von dem andern, nicht wie ein Gebieter von dem Untergebenen, trennte er sich auf der Schwelle von dem Pfarrer. Mit einem schweren Seufzer kehrte dieser in den Garten zurück; er hatte sich in seinem ehemaligen Lehrer verrechnet. Welche Lauheit der Gesinnungen! Welch' Liebäugeln mit der weltlichen Gewalt! Hatte Gregor auch schon eingesehen, daß sein Feuereifer seinen Obern nicht erwünscht sei, und sich beschieden, gelindere Saiten aufzuziehen, so erschreckte ihn doch die Gleichgiltigkeit, mit der Rothhahn das Geistliche gleichsam von sich ablehnte. Immer die Kirche im Munde führen und dennoch in jedem einzelnen Falle ihre Formeln, ihren Vortheil opfern, sie jahrelang den Launen eines Despoten unterwerfen, in der eiteln Voraussetzung, ihn selbst eines Tages zu beherrschen: klang das nicht wie Verrath? Und wenn es nicht Verrath war, lag nicht darin ein hochmüthiges Selbstvertrauen auf Menschenwitz? Was berechtigte den Pater zu dieser Ueberschätzung seiner eigenen Weisheit? Warum wollte er klüger sein, als so viele Märtyrer und Heilige vor ihm? Und weil Gregor's Seele im Geheimen an derselben Todsünde des Stolzes und des geistlichen Hochmuths litt, war er um so geneigter, den Himmelssturz Lucifer's an Rothhahn sich erneuern zu sehen. Dachte er zurück an Alles, was sich eben ereignet, wie tief hatte ihn dieser Mann

gedemüthigt! Wie ein armseliger Novize war er verhört und ausgescholten worden! Er, der auf den Wegen Gottes in die Fußstapfen der Märtyrer treten wollte! O über die Verderbtheit dieser Welt! Ueber die Eitelkeit der Wissenschaft, die sich über die Einfalt des Glaubens hinwegsetzt! Die sich bläht in prächtigen Kleidern und über das härene Bußgewand spottet! Dieser Pfau, der mit seinem glänzenden Gefieder die bescheidene weiße Taube des heiligen Geistes auszustechen glaubt! Solche Gedanken und Vergleiche jagten sich in dem Gehirne Gregor's und hätten ihn fast vergessen lassen, daß die Stunde herangekommen, wo er eine Beichte in der Kirche anzuhören hatte — eine Beichte, um deren Abnahme er in der Frühe, als er die Messe gelesen hatte und nach der Sacristei zurückging, mit dringender Bitte aufgefordert worden war . . . Jetzt mußte ihn Ludmilla daran erinnern.

Unterdessen war der Pater behaglichen Schritts durch die Dorfgasse gewandert und in den breiten, von schattigen Nußbäumen zu beiden Seiten eingefaßten Weg getreten, der sich in vielfachen Windungen, um die Steile weniger beschwerlich zu machen, zur Spitze der Anhöhe, zum Schlosse, das sie krönte, emporwand. Schon der Großvater Paul's hatte den alten schmalen Weg erweitern lassen und die Bäume gepflanzt, die jetzt seinem Enkel so tiefen Schatten und so reiche Früchte boten. Niemand kam dem Pater entgegen und

ungestört konnte er seinen Betrachtungen nachhängen, in seinem Geiste die Feinheit und Stärke des Netzes prüfen, in dem er den Grafen zu fangen gedachte.

Ahnungslos des Gastes, der nahte, und noch ahnungsloser der Gefahr, die mit ihm herankam, saß Paul Erbach in dieser Stunde im ernsten Gespräche mit Corona am Rundfester des Zimmers, das nach dem Garten schaute.

In bedenklicher Weise hatten sich die Verlegenheiten gemehrt, in welche ihn die Aufnahme der schönen Flüchtigen gestürzt. Es war heute der sechste Tag, den sie unter seinem Dache zubrachte. Gestern hatte ihm die alte Gräfin melden lassen: in Dresden sei ihre Enkelin nicht, sie wisse genau, daß Antonio Rossi ohne Begleiterin, gedrückten scheuen Wesens in der Stadt angekommen; entweder sei das Mädchen verunglückt oder in der Richtung nach Prag entflohen. Dorthin hatte auch Erbach das Fräulein schicken wollen, zu Verwandten, die ihr näher standen, als er, in deren Hause sie schicklicher als in dem seinen aufgehoben wäre; aber diese Verwandten waren alle noch auf ihren Gütern, der Graf Thurm selbst, Corona's Vater, wie er von einem Freunde in Prag erfahren, an den er sich nachfragend gewendet, nicht in Wien, sondern auf einer Reise nach Mailand zu seinem Sohne Procop. Mit jedem Tage längeren Verweilens fühlte Paul seine Lage dem jungen Mädchen gegenüber eigenthümlicher

und verfänglicher werden. Seine ganze Klugheit, Selbstbeherrschung und gute Laune gehörten dazu, ihn noch immer vor ihr den Unbefangenen spielen zu lassen und von dieser in all ihrer Leidenschaftlichkeit noch jungfräulichen Seele Gedanken und Empfindungen ferne zu halten, die sie hätten trüben können. Aber diese heitere, unbekümmerte Ruhe war nicht auf die Dauer zu erhalten, Corona's Aufenthalt im Schlosse mußte verlauten, irgend Einer konnte trotz der Verkleidung in ihr die Enkelin der Gräfin Thurm erkennen, und selbst wenn dies Aeußerste, bei der Verschwiegenheit und Treue Rechberger's und der übrigen deutschen Diener, vermieden wurde, welche Gerüchte unlauterer Art würden bald ihn und sie treffen! Als er in ritterlicher Aufwallung, im Bewußtsein, seine Pflicht zu thun, sie vor einem gefährlichen Schritte bewahrt, wie hätte er da an diese Folgen seiner raschen That denken können! Nach zwei, drei Tagen Aufenthalt in seinem Schlosse hatte er gehofft, sie in Begleitung Hedwig's, unter dem Schutze Rechberger's nach Prag zu senden — jetzt waren aus den drei Tagen sechs geworden und nur die Aussicht vorhanden, sich noch mehrere in träger Folge einander ablösen zu sehen, ehe eine passende Gelegenheit sich darböte, Corona in ein sicheres Asyl zu führen. Zu der Großmutter wollte sie nicht zurückkehren. Die Reise aber nach Mailand zu ihrem Vater war nicht nur lang und beschwerlich,

man hatte dem Grafen auch von einem ernsten Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn geschrieben, in dessen Austrag die Tochter und Schwester zu stellen er gerechte Scheu trug. Was thun? hatte er sich in diesen Tagen oft gefragt, still für sich die zärtliche Gestalt betrachtend, die im Jugendmuth und so sorglos um die Zukunft dahingaukelte. Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß ihr ein trauriges Loos bereitet sein möchte und von all' den Hoffnungen, die sie jetzt erfüllten, sich vielleicht keine verwirklichte. Erinnerten doch Schloß und Garten ihn selbst bei jedem Schritte an getäuschte Erwartungen! Wie gerne hätte er ihr wenigstens die grausamsten dieser Enttäuschungen erspart oder die Kühle und Gelassenheit, die er in Schmerzen und Erfahrungen gewonnen, ihr als Geschenk mit auf den Lebensweg gegeben. Warum erliegt jeder von uns dem Blendwerke der Welt, den Verlockungen der Phantasie, ungewarnt von dem Beispiele aller seiner Vorgänger? Warum lernen wir nur verzichten und entsagen, wenn wir entsagen müssen, nicht so lange wir uns mit freiem Entschlusse in Wünschen und Begehren bescheiden könnten?

Die dauernde Beschäftigung mit dem Geschick seiner Schutzbefohlenen steigerte Erbach's Wohlwollen und Theilnahme für sie, mehr und mehr fing der holde Zauber ihrer Gegenwart ihn zu umstricken an. In den Banden einer anderen Neigung hatte er für die

Schönheit und Liebenswürdigkeit der heranwachsenden Jungfrau keinen Blick gehabt; über sein Erwarten fand er sie jetzt entwickelt, vom süßesten Reiz umstrahlt. Wie Corona zwischen ihm und Antonio ihre Betrachtungen angestellt, so drängten sich auch ihm Vergleiche zwischen ihr und Renata auf — Vergleiche, die nicht immer zu Gunsten seiner Gattin ausfielen. Einmal durch einen Eindruck von Außen in eine bestimmte Bahn gelenkt, geht der menschliche Gedanke doch auch mit einer gewissen Nothwendigkeit vorwärts, von keinem Widerstreben des Willens aufgehalten. Wie hätte sich Dein Leben an der Seite Corona's anders, frischer, gemüthvoller, schöner gestaltet: das war der Schluß dieser Vergleichungen. Denn in ihrem ungestörten Zusammensein hatte sich zwischen Corona und ihm eine Uebereinstimmung der Anschauungen in so vielen Fragen, eine Gleichheit der Gemüthsart gezeigt, die ihn um so freudiger überraschte, je weniger er sie bei Renata gefunden. Sie liebten beide die Musik und hatten schon mehrmals des Abends, er auf dem Cello, sie auf dem Clavier, Musikstücke eines jüngeren Virtuosen, Josef Haydn's, dessen Stern in heiterem Glanze sich damals neben der Sonne Gluck's erhob, zum fröhlichen Genügen zusammen gespielt. Von der Andacht, wie von der stolzen Gemessenheit Renata's besaß Corona nicht einen Zug; es mochte ihr Manches in den Aeußerungen des Grafen unheilig erscheinen, aber sie dachte

nicht daran, es ihm vorzuhalten oder ihn gar zu ihrer Meinung zu bekehren. Den regsten Antheil nahm sie an Allem, was er ihr von den Wundern des Himmels und der Tiefe erzählte, sogar die gottlose Flugmaschine, die er mit Blanchard hatte herstellen wollen, verlor bei seinen Auseinandersetzungen etwas von ihrem teuflischen Charakter für sie. So viele Dinge hatten sie zu besprechen, so viele Gedanken auszutauschen, daß Corona vor all' dem Ungewohnten und Neuen, das sie umgab, noch immer nicht zu ihrer großen, gefühlvollen Rede, die sie ihm wegen seiner Ehe halten wollte, gekommen war. In seiner Gegenwart kostete es ihr Mühe, nur den Namen Renata's über die Lippen zü bringen, und war es geschehen, so wußte er mit leichter Wendung das Gespräch von diesem Punkte abzulenken.

Heute indessen trieb der Zufall beide ihm entgegen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, schaute Corona durch das offene Fenster in den Garten. Nichts konnte fröhlicher und sonniger sein, als dies Mädchengesicht.

Paul saß einige Schritte von ihr entfernt und hob und senkte im Gleichtact den rechten Fuß, als könnte er mit dieser eintönigen Bewegung die Unruhe in seinem Innern dämpfen.

„Wie schön ist dieser Platz, Garten und Schloß!“ sagte sie. „Wenn er mir gehörte, würde ich nicht fort und fort in der Welt umherschweifen, wie Sie!“

„Und doch wollte eine gewisse Dame noch vor kurzem bis an das Ende der Welt reisen."

„Da kannte ich dieses Haus noch nicht genau", erwiederte sie eifrig, „noch nicht das süße Glück der Ruhe. Hier sind meine Tage zum erstenmal mein Eigenthum. Ich brauche nicht am Morgen dies, am Abend jenes zu thun. Sie schelten mich nicht, Sie lassen mich keinen Rosenkranz beten. Ach, Sie können meine Heiterkeit nicht begreifen, Sie sind ein Mann und haben nie eine Großmutter gehabt!"

„Dafür hatte ich eine strenge Mutter. Und glauben Sie mir nur, für uns Alle kommt der Tag, wo wir einen hohen Preis zahlten, wenn wir die scheltende, die liebe Stimme nur noch einmal hören könnten. Nicht abhängig von Eltern und Verwandten, frei und allein im Leben zu sein, es ist wohl ein Glück, aber zugleich ist es ein Schmerz."

„Ich wollte den einen ertragen, wenn ich das andere genösse! Ja, eine Mutter! Aber hab' ich denn eine gehabt? Sie ist gestorben, ehe meine kleinen Arme sie umfassen konnten. Mein Vater überließ meine Erziehung der Großmutter. Jahrelang bin ich mit anderen Mädchen meines Standes in einem Prager Kloster bei den Ursulinerinnen gewesen. Die Schwestern waren nicht bös und behandelten uns liebevoll, allein sie zähmten mich nicht, ich bin ein scheuer, wilder Vogel geblieben. Nachher kehrte ich wieder zu der

Großmutter in das langweilige Schloß zurück. Ach, der Herr Vetter versteht mich nicht, er ist ein Mann und reitet davon, wenn es ihm zu heiß wird; ich, unglückliches Frauenzimmer, saß in der Burg der Langenweile, und mein einziger Trost war der Gesang. Was hätt' ich nicht gethan, mich aus dieser Lage zu befreien!"

„Ich fürchte nur, liebe Corona, Ihrem hochstrebenden Sinn wird keine genügen. Was Sie bisher von der Welt gesehen, hat Ihre Phantasie erregt, nicht befriedigt, und in gefälliger Täuschung befangen, haben Sie der Wirklichkeit Reize angedichtet, die sie nicht besitzt. Sie suchen das Außerordentliche, und nur das Alltägliche, die Wiederholung gleicher Geschäfte, Mühen und Freuden erwartet Sie. Könnte doch meine Erfahrung Sie mit geschlossenen Augen über den Abgrund hinwegheben, der zu unseren Füßen gähnt, und sicher am jenseitigen Rande niedersetzen!"

„Am jenseitigen Rande?"

„Wo Sie nicht mehr ernsthaft Wünsche formen, die eitel sind, nicht mehr große Entschlüsse fassen, die ein Windhauch aus der Richtung bringt, und nicht mehr leidenschaftliche Empfindungen nähren, die Ihnen und Anderen zum Verderben ausschlagen."

„Eine gute Weisheit für graue Locken! Sie sind wohl jenseits des Abgrunds?"

„Ich bemühe mich wenigstens, mich am Rande der Entsagung aufrecht zu erhalten.“

„Was wettet der Herr Vetter“ — und sie streckte ihm ihre Hand entgegen — „daß die Stunde der Hoffnung nächstens wieder für ihn schlägt?“

Das wäre wahrscheinlich ein Unglück für uns beide, dachte Erbach, sie mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Sorge, von Trauer und Freude betrachtend, das seinem Gesicht einen eigenen, sanften und wohlwollenden Ausdruck verlieh — und so gleichsam in ihren Anblick versunken, gab er keine Antwort, und sein Geist verlor sich in namenlose lockende Möglichkeiten.

Corona wendete sich in anmuthiger Bewegung von ihm ab, und eine Weile herrschte tiefe Stille im Gemach, wie es wohl Liebenden zu geschehen pflegt, daß ihre Beredsamkeit plötzlich verstummt, ohne daß sie wissen warum.

In diesem Schweigen kam Paul zum Entschluß, er setzte den rechten Fuß fest auf den Boden und sagte:

„Mir ist eine unangenehme Nachricht mitgetheilt worden, liebe Corona. Se. Majestät der Kaiser Josef weilt in unserer Gegend. Nach der Revue, die er in Pardubitz und Königgrätz über seine Truppen gehalten, ist er nach Leitmeritz geritten . . .“

„Nach Leitmeritz?“ fragte Corona zaghaft.

Ihr fiel der Officier ein, der an der Gartenmauer von ihr denselben Weg erkundigen wollte.

„Ja, er gedenkt dort oder bei Theresienstadt eine Festung anzulegen. Vermuthlich in der Voraussicht eines neuen Krieges mit Friedrich von Preußen. Zu jeder andern Zeit würde mich die Nähe des Kaisers beglückt, würde ich seine geheiligte Person mit ehrfurchtsvoller Huldigung begrüßt haben, jetzt ist sie mir unangenehm, weil sie mich von Ihnen zu trennen droht, Corona."

Sie starrte ihn betroffen an.

„Sie verstoßen mich? Bin ich Ihnen schon lästig geworden?"

„Verstoßen, welch ein Wort! Ihre Ehre gilt es vor jedem falschen Schein zu bewahren. Plötzlich kann sein abenteuerlicher Sinn den Kaiser in dies Schloß oder zu Ihrer Großmutter führen. Wer bürgt uns dann dafür, daß Ihr Aufenthalt verborgen bleibt, daß nicht böse Zungen allerlei Auslegungen und Vermuthungen daran knüpfen?"

Da er ihre Bestürzung bemerkte, überkam ihn wieder das Mitleid, und er sagte einlenkend:

„Nicht heute, nicht morgen wird uns der fürstliche Besuch überraschen, vielleicht berührt uns die Bahn dieses Cometen gar nicht, aber dem Unheil vorbeugen, hat noch Niemand gereut."

Sie ließ die Hände matt in den Schoß sinken.

„Es war ein schöner Traum! Er ist nun dahin!

Ich will still sein und gehorchen. Was haben Sie über mich beschlossen?"

„Wie Sie das sagen! Wer bin ich denn, daß ich über Sie bestimmen könnte? Wir wollen zusammen überlegen, wo Sie am sichersten aufgehoben sind, wo Sie sich am wohlsten und freiesten fühlen werden."

Wo wäre das, wenn nicht bei Dir? sprach die Stimme ihres Herzens, doch senkte sie das Köpfchen, als er fortfuhr:

„Ich wollte Sie in das Haus der Gräfin Kinsky, einer vortrefflichen und mir befreundeten Dame, nach Prag führen, aber sie weilt noch auf ihrem Gute in Mähren; ich dachte dann an Ihren Herrn Vater . . ."

„Ja, ich will zu meinem Vater! Er wird mir meine Flucht verzeihen; auf den Knieen will ich ihn bitten, mich nicht wieder der Großmutter auszuliefern."

„Leider ist Ihr Vater zur Zeit nicht in Wien, sondern soll in Staatsgeschäften nach Mailand gereist sein. Wir müssen an ein anderes Auskunftsmittel denken."

Eine Stimmung tiefster Muthlosigkeit drohte sich ihrer zu bemächtigen, als ihr Blick auf eine der Scheiben des Fensters fiel; ein Gekritzel von Buchstaben war in das Glas gegraben, deutlich las sie den Namen Renata. Und dieser Name verwandelte ihr ganzes Wesen; ihre Heiterkeit kehrte wieder, ihre Seele hob die leichten Schwingen. Mit einem gewissen Muth-

willen schüttelte sie ihre Locken, sprang auf und stellte sich vor Erbach.

„Ich hab's! Der Herr Vetter schicke mich zu Renata, nach Paris!“ Ihre Zunge schien losgebunden zu sein. „Da bin ich weit weg von der Großmutter, die mich einem häßlichen Manne verheirathen oder gar zu den Ursulinerinnen ins Kloster stecken will. Weit weg auch von dem Herrn Vetter, der in seinem Schlosse kein Frauenzimmer dulden mag. Und Renata ist meine Jugendfreundin, mit offenen Armen wird sie mich aufnehmen. In ihrem Schutz bin ich vor allen Lästerungen und Verleumdungen bewahrt. Welch' ein Wiedersehen nach so langer Trennung wird das sein! Was haben wir uns nicht zu erzählen, zu klagen, zu beweinen! Ja, ich muß zu Renata. Dort werde ich ruhiger und besser werden. Der Vetter muß mir nachgeben oder ich laufe ihm zum Trotz auf das Theater!“

„Wirbelwind!“ sagte Paul und ergriff ihre beiden Hände.

So von ihm festgehalten stand sie und sah schalkhaften Lächelns ihn an; sie fühlte, daß sie ihr Spiel schon halb gewonnen habe. Ihr Einfall, so wunderlich er klang, hatte doch auch für ihn eine anziehende Seite. Er befreite ihn nicht nur von allen Sorgen um sie und den Anklagen, die nicht ausbleiben konnten, wenn die alte Gräfin Kunde von der Rolle erhielt, die er

bei Corona's Flucht übernommen, sondern er gab ihm auch in der unmittelbaren Nähe seiner Gattin eine beredte Fürsprecherin.

„Und ich gehe nicht allein als eine um Schutz Flehende zu Renata", sprach sie klugen Sinnes, seine Gedanken errathend, „ich komme als eine Botin von Ihnen, die Taube, die den Oelzweig des Friedens bringt."

„Frieden! Versöhnung!"

Betroffen ließ er ihre Hände los und erhob sich zu einem Gange durch das Gemach.

Aber sie wich nicht von seiner Seite.

„Nicht wahr, Sie lieben Renata noch?"

„Lieben?"

Aus seinem Herzen wollte weder ein Ja, noch ein Nein klingen. In einen Brunnen fällt ein Stein, doch der Brunnen ist so tief, daß nur ein dumpfer, undeutlicher Schall nach oben zurücktönt. So ging es ihm mit dieser Frage. Liebte er Renata noch? Aus der Tiefe scholl keine vernehmliche Antwort herauf. Ihr Bild war in diesen Tagen hinter der bezaubernden Wirklichkeit Corona's zurückgetreten, alle lichten Farben waren erblaßt, alle Schatten stärker geworden.

„Was ist Liebe?" entgegnete er darum. „Ein Wort voll so träumerischen Sinns, so mannichfacher Deutung fähig! Sie sind noch ein Kind, Corona, das, wenn es Liebe sagt, an eine Fahrt auf silber-

hellem Strom oder in den frühlingsgrünen Wald denkt . . ."

„Ist die Liebe nicht das Morgenroth des Lebens?"

„O nein, sehr häufig ist sie ein Gewitter am Mittag."

„Sie haben ein Geheimniß vor mir, Vetter, und ich habe doch keines vor Ihnen. Flößt Ihnen meine Jugend kein Vertrauen ein? Ich würde eher sterben, als es täuschen. Und keine niedere Neugierde treibt mich, zu erspähen, was Sie mir verbergen wollen. Meine Freundin schien so beglückt, als sie die Ihre wurde, Sie waren so eifrig, so zärtlich um sie bemüht; welch' Schicksal, welche Schuld riß Sie beide auseinander? Schuld? Ich glaube an keine Schuld, ein unseliges Mißverständniß muß es gewesen sein. Denn Renata habe ich immer nur als edelmüthig und sanft gekannt, und Sie! O, es giebt keinen Mann, der so viel herzliche Güte mit so großem Verstande und so heiterer Gemüthsruhe vereinigte. Und dennoch leiden Sie! . . ."

„Nicht in diesem Augenblick, Corona!"

Und er drückte ihre Hand an sein Herz. Ihre Wangen waren sanft geröthet, und in ihren Augen leuchtete ein edles Feuer; ganz erfüllt war sie von dem Gefühle der ernsten und hohen Sendung, die sie übernehmen wollte. Ihn bedünkte es dagegen so eigen, daß er gerade sie zur Vermittlerin in dem Zwiespalt

seiner Ehe wählen sollte — sie, die ohne es zu wissen, ohne Absicht durch ihre Gegenwart diesen Zwiespalt mehr und mehr zu erweitern drohte.

Er hatte sie auf ihren Platz in dem Sessel am Fenster zurückgeführt und stand neben ihr, die Hand auf die Brüstung gelehnt.

„Sie möchten von mir ein Bekenntniß hören", begann er, „aber ich bin unfähig, eines zu thun. Was kann man beichten? Handlungen, Gedanken, leidenschaftliche Aufwallungen. Weiß man aber, woraus ein Sonnenstrahl besteht? So vermag man auch nicht zu sagen, aus welchen Elementen der Strahl des Herzens besteht, den wir Liebe nennen. Genug, ich liebte Renata, darum heirathete ich sie, und das wird der Urgrund alles späteren Unheils gewesen sein, denn kluge Leute versichern, daß man nur aus Rücksichten heirathen dürfe. Sie haben vorhin ein schmeichelhaftes Urtheil über mich gefällt, von dem Ihre Freundin kaum die Hälfte unterschreiben würde — und mit Recht! Ich war im Frühling des vergangenen Jahres nicht der Mann, der ich im Hochsommer des jetzigen bin. Vergessen Sie nicht, daß zwischen damals und heute eine Umkehr und eine Einkehr liegt."

„Sie sind großmüthig genug, Renata von jedem Vorwurf freizusprechen."

„Bewahre, ich bemühe mich nur, Sie auf einen richtigen Standpunkt zu stellen, von dem Sie unser

beiderseitiges Empfindungsleben überschauen können. Damals war ich rasch und heftig, voll Sturm und Drang. Ich hätte den Himmel stürmen und alle irdischen Verhältnisse umgestalten mögen. Die Unbändigkeit meiner Gefühle nahm ich für eine göttliche Kraft. Ich war mir bewußt, nur das Gute zu wollen und durch meine Geburt der niederen Leidenschaft der Habsucht und des Eigennutzes entrückt zu sein, deshalb ertrug ich keinen Widerspruch gegen meine Pläne. Was ich für richtig und wahr erkannt, sollte auch den Anderen dafür gelten. Das Bestehende erschien mir veraltet und verwerflich, die Form und Sitte nur als Fessel schöner und freier Empfindungen. In anderen Anschauungen war Renata erzogen worden, ein Heiligenschein umgab das Alte, strenge Formen regelten ihr Leben. Daß ich diese Gewohnheiten durchbrechen wollte, verstimmte und erschreckte sie. Ihre Eltern sollen eine sehr glückliche Ehe geführt haben, und nach den Erzählungen ihrer Mutter hatte sie sich das Musterbild einer gottesfürchtigen adeligen Ehe entworfen, das sie zu verwirklichen gedachte. Zu verwirklichen mit mir! Sie hätte keinen unglücklicheren Heldenspieler zu dieser Tragicomödie wählen können, als mich. Meiner Wärme begegnete sie mit Gemessenheit, meiner Heftigkeit setzte sie eine unerschütterliche Ruhe entgegen. In ihrer Tagesordnung füllten ihre Andachtsübungen, ihre religiösen Pflichten eine größere Spanne Zeit aus, als

es nach meiner Meinung ihrer Jugend geziemte, ihrer Gesundheit zuträglich war. Daß wir einmal sterben müssen, daß die Stunde des Todes uns ungerüstet ereilen kann, wer wüßte das nicht? Ueber Renata's Dasein aber warf das Jenseits beständig seinen ungewissen Schatten; ihre Schwermuth ließ die Freude im Keim, gleichsam die Rose in der Knospe sterben. Ich hatte ein irdisches Weib gesucht und fand eine Himmelsbraut. Wäre es nicht mir geschehen — und bei alledem, wenn ich Sie ansehe, Corona, den Garten sehe, wie er grüngoldig funkelt, die Geschichte hat eine so lächerliche Seite! Wie kam sie nur darauf, mich für einen Karthäuser zu halten? Wie konnt' ich glauben, in einer Nonne eine Huldgöttin zu finden? So täuschen uns die Stimme des Herzens, die Stimme der Natur, die nie trügen sollen! Ach, Liebste, die Welt ist ein Versteckenspiel; wohl Jedem, dem es glückt, den Schleier sacht von seinen Augen zu schieben. Er sieht wenig Erfreuliches, aber er sieht doch — und er lächelt."

Corona blickte schweigend in ihren Schoß; diese Eröffnung hatte sie nicht erwartet. Ihrer Phantasie hatten tragische Ereignisse vorgeschwebt, welche das Glück dieser Ehe vernichtet; Stimmungen, Anschauungen gegenüber, die so unversöhnbar schienen, fühlte auch sie die Unzulänglichkeit ihrer Vermittlung.

„Und so gingen Sie auseinander ohne einen Ver-

such der Annäherung, der Aufklärung?" fragte sie endlich.

„Einen Versuch?"

Erbach hatte seine Laune wiedergefunden und lachte.

„Tausend Versuche haben wir gemacht, wir liebten uns ja. Jeder betrachtete das Nervengeflecht des Anderen unter einem Vergrößerungsglase und suchte nach dem Nerv, auf dem er spielen könnte. Allein wie der ungeübte Spieler der Violine nur Mißtöne entlockt und, eigensinnig in seinem Treiben beharrend, zuletzt ihre Saiten ganz verstimmt, so führten auch unsere wiederholten Anstrengungen, eine Harmonie zu erzeugen, nur zur schmerzlichen Zerreißung unserer Herzen. Die Ehe ist das schwierigste Musikstück, das Menschen auszuführen haben, ein Duo voll Tiefsinn und Lächerlichkeit zugleich, und wir beide waren schlechte Musikanten."

„Und sollte Renata nicht durch das Unglück eine ähnliche Einsicht gewonnen haben?"

„Ich wünschte es, sie würde meiner dann ohne Groll gedenken! Aber diese Einsicht schließt, recht betrachtet, doch auch jede Rückkehr zu dem alten Verhältnisse aus. Je feiner die Fühlfäden unserer Naturen waren, um so empfindlicher haben sie bei jeder Berührung gelitten. Renata vielleicht noch tiefer als ich, denn in ihrer katholischen Gläubigkeit hatte sie gewähnt, mich, wenn auch mit Mühe, bekehren und eine halbverlorene Seele aus den Flammen des Abgrunds retten

zu können. Anfangs wies ich ihre Aeußerungen und Aufforderungen scherzend ab, sie erneute sie mit Heftigkeit, und nun trat bei ihrem Drängen und meinem Widerstreben ein gefährlicher Umschlag ein. Hier, liebe Corona, offenbart sich wieder die große, schlimme Schwäche unserer Sterblichkeit. Renata's Eifer für ihren Glauben erweckte in mir den Verdacht, ihre Liebe sei nur eine Falle gewesen, mich Arglosen ihrer Kirche zuzuführen, ihr geistlicher Stolz habe sich vor Allem in meiner Bekehrung befriedigen wollen. Solch' ein Gedanke in eine Ehe geworfen, zerfrißt sie langsam, wie der Wurm die Frucht. Ich wurde kälter, zurückhaltender, argwöhnischer, und diese Wendung meines Wesens wirkte wieder verletzend auf die zarte Empfindlichkeit des ihrigen ein. So kamen wir während des Carnevals nach Venedig. War es Zufall, war es unser Mißgeschick? Wir trafen dort ihren Oheim, den Fürsten Adam Lobkowitz, ihrer Mutter Bruder, in dessen Hause sie das Trauerjahr nach dem Tode ihrer Eltern verlebt, wo ich sie kennen gelernt hatte. Sie schloß sich wieder innig an ihn an, kein Zweifel, daß sie sich über mich beklagte. War bisher zwischen mir und dem alten Herrn keine Freundschaft gewesen, so fingen wir jetzt an, uns ehrlich zu hassen."

Er verschränkte die Arme auf der Brust und wendete das Gesicht, das er während des Gesprächs ihr zugekehrt hatte, nun in plötzlicher Bewegung von ihr ab.

„Was soll ich Ihr unschuldiges Gemüth länger mit der Erzählung dieser Streitigkeiten aufregen und verstören!“ sagte er abgebrochen. „Dinge sind geschehen, von denen es gut ist, daß sie auf Erden zwischen mir und ihr allein bleiben. Gott hat einen Schatten zwischen uns geworfen, das genüge Ihnen!“

„O, meine Ahnung!“ brach das junge Mädchen aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Renata ist die Schuldige! Renata!“

„Sie sind ein gutes, warmherziges Kind!“

Und er legte ihr seine Hand auf das Haupt.

„Aber verdammen Sie Niemand in dieser unglücklichen Geschichte, denken Sie billig von der Freundin wie von mir. Wir haben nicht vorsätzlich gehandelt, nicht absichtlich uns wehthun wollen, und doch hat Alles den Schein der Vorsätzlichkeit und des überlegten Planes angenommen, wir sind die Geschöpfe von Eindrücken unserer Erziehung, von Einflüssen der Außenwelt, von unberechenbaren Zufällen gewesen, und doch haben sich die Dinge so kunstvoll gestaltet, die Wirkungen so scharfsinnig gesteigert, als hätte eine Meisterhand sie geleitet. Ach, Corona, wir sind nichts als Staub-Atome im unendlichen Raum! Der Wirbel der Kräfte treibt uns umher, wir wissen nicht wozu, nicht woher, noch wohin. Und nur wir sind blind, nicht die Macht, die uns bewegt!“

Fünftes Capitel.

Hier wurde das Gespräch durch die unwillkommene Meldung eines Dieners unterbrochen, daß der Pater Rothhahn soeben durch das Thor des Schlosses geschritten sei und, im Falle er nicht störe, den Grafen zu sprechen wünsche.

Corona's Schrecken war nicht gering, aber Paul beruhigte sie: der Pater sei ein kluger und vielgewandter Mann, von dem sie nichts zu besorgen habe; doch möge sie, um jeden unliebsamen Vorfall zu vermeiden, drüben in ihren Gemächern bleiben.

Und während nun Corona in hastiger Flucht durch die eine Thür enteilte, gab der Graf dem Diener den Befehl, durch die andere den Pater einzuführen.

Es dauerte indessen eine geraume Weile, ehe derselbe in das Zimmer trat, sich entschuldigend, wenn er den Herrn Grafen habe warten lassen; der würdige Castellan habe ihm im Hofe so viel des Merkwürdigen und Alterthümlichen zu zeigen gehabt, daß er sich aus so belehrender Unterhaltung nur mit einer gewissen

Unlust losgerissen. Dieser verständige Einfall Rechberger's verscheuchte auch die letzte kleine Wolke von Erbach's Stirn, die Rothhahn's unerwartete Ankunft heraufbeschworen; er war nun sicher, daß ein treues Auge über ihn und Corona wache.

„Guten Abend, Pater Rothhahn", sagte er, mit freundlichem Gruß die ehrfurchtsvolle Verneigung und Anrede desselben erwidernd, „und an dem Abend mögen Sie erkennen, daß ich ein wenig unzufrieden mit Ihnen bin. Ich hatte geglaubt, daß Sie mir einen ganzen Tag schenken würden. Allein dem Uebel ist leicht abzuhelfen, Sie verweilen über Nacht."

Auf den letzten Vorschlag blieb der Pater die Antwort schuldig; den ersten leisen Vorwurf suchte er durch die Angabe, daß er einer Einladung des Pfarrers Haslick habe Folge leisten müssen, von sich abzulehnen. Bei der Erwähnung des Pfarrers runzelte der Graf die Stirn:

„Das ist ein schlimmer Mann, Hochwürden, der sich hüten soll, meine Langmuth noch ferner auf die Probe zu stellen."

„Schlimm, gräfliche Gnaden? So möchte ich ihn doch nicht nennen. Im Clementinum war er mein Schüler, es ist ein überspannter Kopf, eigensinnig und abergläubisch, trotz seines geistlichen Gewandes ist er ein Bauer geblieben. Ueber den Brief Ew. Gnaden fand ich ihn mit Recht tief zerknirscht, und Sie sind

wohl der Ueberzeugung, Herr Graf, daß ich ihn nach Kräften in dieser Stimmung der Reue und Friedfertigkeit bestärkt habe."

„Ich danke Ihnen, Pater. Mein Wunsch ist es, der katholischen Kirche alle Ehren, aber auch dem Gewissen meiner lutherischen Diener sein Recht zu lassen. Religionszänkereien sind mir verhaßt, in den großen Grundzügen des Glaubens kommen alle guten Menschen überein. Den Tugendhaften frage ich nicht, unter welchen Formen und Namen er Gott anbetet, seine Tugend genügt mir; umgekehrt entschuldigt es den Lasterhaften in meinen Augen nicht, wenn er täglich zu den Altären der Heiligen läuft."

Zustimmend nickte der Pater, als hätte er sagen wollen: Du sprichst meine Meinung aus.

„Gewiß", betonte er, „die Moral ist die Angel der Welt. Nur zu lange hat man sie vernachlässigt. Statt auf Dogmen, sollte Familie und Staat auf moralischen Grundsätzen gegründet werden; es versteht sich, daß ich von einer geläuterten Moral rede. Nicht Alles, was dem Herrn geziemt, ist dem Knecht erlaubt. Schon Aristoteles macht einen Unterschied zwischen dem edelgebornen Mann und dem Arbeiter; der Eine wird durch Gründe, der Andere durch Schläge gelenkt."

„Ich bin kein Freund der Stockprügel", meinte trocken Erbach, „obgleich ich Ihnen die Nothwendigkeit,

sie anzuwenden, einer so rohen Bevölkerung wie dieser böhmischen gegenüber nicht bestreiten will."

„Wir sind gegen die anderen Länder fast um ein Jahrhundert zurückgeblieben", entgegnete der Pater. „Einem so weitgereisten Manne wie gräfliche Gnaden muß dieser Abstand noch mehr auffallen, als einem stillsitzenden Gelehrten. Doch ist ja jetzt Aussicht vorhanden, daß wir mit Riesenschritten das Verlorene und Versäumte wieder einholen werden."

„Sie deuten auf unsere Hoffnung, auf den jungen Kaiser hin? Ja, er verspricht uns ein neues Zeitalter . . ."

Und nun konnte sich Rothhahn nicht enthalten, die virgilischen Verse zu recitiren:

„Ultima Cumaei venit jam carminis aetas,
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo!"
während Erbach fortfuhr:

„Aber ein einzelner Mann kann solchen Bau nicht vollenden, und nirgends sehe ich seiner würdige Gehülfen."

„Wenn der Kaiser wüßte, was Graf Erbach auf seinen Gütern gethan, wie viel des Guten und Nützlichen er in wenigen Jahren gefördert hat", bemerkte der Pater mit feiner Schmeichelei, „würde er wenigstens um einen Gehülfen nicht zu sorgen haben."

„Sie wollen mir doch kein Staatsamt zuertheilen?" rief Paul lachend. „Ich bin kein Fürstendiener."

„Ich sprach nicht von der Person kaiserlicher Majestät, sondern vom Staate. Und wenn diesem großen Ganzen die Edlen nicht dienen wollen, wer soll es ausbilden und aufrichten? Hat ein hochgeborner Mann seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllt, wenn er in patriarchalischer Weise seine Güter bewirthschaftet?"

„Hochwürdiger Herr, ich war immer der Meinung, daß uns Menschen verschiedene Aufgaben im Großen wie im Kleinen zugefallen seien. Gewisse Dienste fordert der Staat von Allen, andere können ihm nur freiwillig geleistet werden. Im Staatsdienst sucht dieser seinen Vortheil, jener Befriedigung seines Ehrgeizes. Sie setzen einen Theil ihrer Persönlichkeit daran, einen Stein zu dem großen Baue des Gemeinwohls zu tragen. Das ist nicht meine Art. Nach allen Seiten möchte ich mein Wesen gleichmäßig ausbilden; schaffen, wohlthun nach meiner Weise, nicht nach der Vorschrift des Gesetzgebers. Ich brauche Raum und Freiheit für mich, im Thun wie im Leiden. Zu einem Cäsar", schloß er scherzhaft, „hätte ich vielleicht gepaßt, aber zum Kanzler eines Kaisers bin ich verdorben."

„Sie kennen die kaiserliche Majestät von Angesicht zu Angesicht?" erlaubte sich der Pater nach einer Weile zu fragen.

„Nur obenhin. Ich habe als junger Mensch den Kaiser, als er in Frankfurt zum römischen König ge-

krönt wurde, gesehen und bin ihm dann später in der Burg zu Wien vorgestellt worden."

„Wie seltsam!" sagte Rothhahn mit einem Erstaunen, das zu verbergen er sich keine Mühe gab. „Ich hätte geglaubt, Ew. Gnaden wären auf Ihren italienischen Reisen öfters mit dem Kaiser zusammengetroffen. Sie besitzen nämlich — wenn mir Erlaucht noch diese Bemerkung gestatten — in dem Schnitt Ihres Gesichts eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Kaiser, die mir schon bei unserem ersten Begegniß auffiel. In meinen Mußestunden beschäftige ich mich mit der Gesichterkunde; wer triebe jetzt nicht solche Studien, zeichnete keine Nasen, schnitte keine Schattenrisse aus? Ich vergleiche die Profile der ausgezeichnetsten Personen, die Schwingung ihrer Augenbrauen, die Verhältnisse ihrer Stirnen, und suche mir daraus ihre Gemüthsart, ihre gegenseitigen Beziehungen zu erklären. An dem Beispiel Ew. Gnaden erkenne ich wieder einmal, wie trügerisch diese Wissenschaft ist. Aus jener Aehnlichkeit, von der ich sprach, hatte ich auf eine nähere Berührung zwischen Ihnen und des Kaisers Majestät geschlossen . . ."

„Kann sein, Pater, daß ich mich gut zu dem Kaiser stellen würde, wenn ich in seine Nähe käme. Der Irrthum liegt vielleicht weniger in Ihrer Beobachtung, als in der Unfreundlichkeit des Zufalls, der mir diese Ehre bisher noch versagt hat. Und so wäre, wenn

die Gesichtskündiger mit ihrer Behauptung Recht haben, daß Alles, was in unserem Gesicht geschrieben steht, einmal in Wirklichkeit und Handlung sich ausprägen muß, ja noch die Möglichkeit vorhanden, daß sich Ihre Prophezeihung erfüllte."

Das Gespräch verbreitete sich weiter über diese neumodische Wissenschaft, ihren Nutzen und ihre Schädlichkeit, über das Körnchen Wahrheit, das in ihr stecken könnte, und die Fülle des Unkrauts, von Lügen, Uebertreibungen, Täuschungen und Schwindeleien, die jenes Körnlein zu überwuchern und zu ersticken drohten. Der Graf hatte den Erfinder und Oberpriester des neuen Glaubens, den heiligen Lavater, selbst in Zürich besucht und war während seiner Reisen und seines Aufenthalts im Reich häufig genug mit Anhängern und Jüngern des Propheten zuweilen in gar unholde Berührung gerathen. So hatte sein Vertrauen zu der Kunst, aus der Stärke oder Schwäche der Nasenwurzeln, der Gestaltung der Lippen und der Stellung der Backenknochen den Charakter eines Menschen, ja seine zukünftige Seligkeit oder Verdammniß zu enträthseln, starke Erschütterungen erlitten; Schwindler und Betrüger beuteten die Leichtgläubigkeit der Menge mit ihren „physiognomischen Offenbarungen" aus, und der Graf wußte zur Verwunderung des Paters allerlei ergötzliche Schnurren aus diesem Gebiet menschlicher Thorheit zu erzählen. An die Stelle des Astrologen, meinte er,

der im vergangenen Jahrhundert mit seinen Horoskopen die Menschen getäuscht, sei in dem jetzigen der Gesichtskundige getreten.

Hier offenbarte sich der Unterschied im Leben und Treiben des Volkes in den kaiserlichen Erbstaaten zu dem im Reiche in einem grellen Beispiel. Von den Wanderungen der Jünger Lavater's im westlichen Deutschland, von dem Aufsehen, das sie dort selbst in bürgerlich bescheidenen Kreisen erregt, von dem Unfug, den Einige von ihnen verübt hatten, von den Pilgerzügen, die wie nach einem neuen Rom oder Mekka nach Zürich stattfanden, hatte der Pater kaum eine Kunde erhalten. Ein Graf Stadion hatte ihm zuerst in Prag von der physiognomischen Kunst gesprochen, es war ihm seit einigen Monaten gelungen, sich das Werk Lavater's über Dresden her zu verschaffen, aber er hatte nicht geglaubt, daß diese Ansichten über den Kreis der Gelehrten und der vornehmen Gesellschaft bis in das Volk selbst hinausgedrungen wären. Mit lebhafter Theilnahme horchte er den Geschichten Erbach's zu: die Wanderprediger und Wanderlehrer, die Freimaurer und andere Geheimbündler, die das Reich durchzogen, waren in den kaiserlichen Landen durchaus unbekannte Erscheinungen, und die Vorstellungen, die der Pater mit diesen Namen, wenn er sie zufällig vernommen, verknüpft hatte, wie weit wichen sie von der

Wirklichkeit ab, die ihm in Paul's Schilderungen fast greifbar entgegentrat!

Ueber Oesterreich, Böhmen und Nord-Italien war der Pater auf seinen Reisen nicht hinausgekommen, er hatte nur eine sehr flüchtige und oberflächliche Kenntniß von der Bewegung des geistigen Lebens jenseits dieser Grenzen: jetzt gewann er zum erstenmal durch die Darstellung eines vorurtheilslosen Mannes einen Ueberblick über die Weite und Stärke dieser Strömung, wie tief ihre Wasser gingen, wie hoch ihre Wellen schlugen. Alle seine Besorgnisse, aber auch alle seine Pläne, wie sich die Kirche dem neuen Geiste gegenüber zu verhalten habe, fand er durch diese Berichte bestätigt. Der unfruchtbare Widerstand gegen alle Neuerungen erschien ihm zugleich thöricht und verderblich, um so mehr, wenn die Staatsgewalt, die allein das wankende Haus der Kirche gestützt habe, sich von ihr lossage. In früheren Jahrhunderten hatte sich die Kirche die Götter der Heiden unterworfen, sollte sie nicht mehr fähig sein, sich auch die neuen Dämonen dienstbar zu machen?

Während der Graf erzählte, hatte der Pater, mit welcher Spannung er auch lauschte, doch noch Aufmerksamkeit und Muße genug, sich im Gemache umzusehen und so seine Kenntniß von dem Charakter Erbach's zu vervollständigen. Ist doch die Umgebung, in der wir leben, häufig ein viel sicherer Schlüssel zu den

Geheimnissen unseres Wesens, als die Züge unseres Antlitzes, die ein geschickter Schauspieler auf den Brettern einer Theaterbude wie auf der Weltbühne gleich gut verstellen lernt

Aber dem Anschein nach sprach nichts in diesem Gemache eine besondere Sprache.

Ledertapeten mit ausgeblaßten Goldarabesken bedeckten die Wände; die Schränke, der Schreibtisch waren künstlich in geschweiften Formen gearbeitet, mit verschiedenem Holz ausgelegt, mit vergoldeten Schlössern geschmückt. Auf dem Camin standen wie überall in adeligen Häusern chinesische Vasen und Figuren, buntbemalt, dazwischen von sächsischem Porcellan eine Schäferin und ein Schäfer, ein Pan, der seine Flöte bläst: nicht geringgeschätzte Erbstücke aus dem Nachlaß der Reichsgräfin Anna von Schönburg. Ihr Bild in Email prangte über dem mit grüner Seide überzogenen, mit goldenen Quasten verzierten Sofa. Auf dem Schreibtisch zeigte zwischen zweien kleinen Figuren von Bronce eine Uhr, die eine Sonnenscheibe darstellte, die Stunde. In einer Ecke lehnte ein Cello. Und dann noch einige Armsessel, einige Sitze ohne Lehnen, alle grünseiden; gegenüber dem Bilde der Gräfin in Oel gemalt, mit grämlichen Zügen, der Reichsgraf Jodocus. Erst, als der Pater mit einer leichten Wendung den Kopf nach der Thüre zurückwendete, durch die er eingetreten war, fiel ihm ein Gegenstand in die

Augen, der damals in der Wohnung eines deutschen Edelmannes noch zu den Seltenheiten gehörte: der in Gyps trefflich nachgebildete Kopf des Apollo von Belvedere, der über dem Gebälk angebracht war; Graf Erbach hatte ihn auf seiner ersten italienischen Reise erworben. Aus dem Allen vermochte Rothhahn keine tiefere Deutung zu ziehen, höchstens hätte die Abwesenheit jedes Bildes der Gräfin Renata für die Entfremdung beider Gatten Zeugniß ablegen und ihn warnen können, nicht unvorsichtig im Gespräch diesen wunden Punkt zu berühren. Uebrigens hatte sich die Unterhaltung bisher nur im Kreise des Allgemeinen bewegt und persönliche Verhältnisse nicht einmal gestreift. Dennoch beschäftigten gerade diese Dinge die Phantasie des Paters am stärksten. Was er in der Laube des Pfarrgartens gehört, hatte seine Neugierde noch mehr gereizt. Keinem Zweifel schien es zu unterliegen, daß die junge Gräfin Corona ihre Flucht hieher, in das Schloß des Grafen genommen habe; auch die Tochter des Castellans, der ihm vorhin mit so aufdringlicher Freundlichkeit, unter dem Vorwande, ihm die Merkwürdigkeiten des alten Baues zu zeigen, im Schloßhofe festgehalten, mochte in dem ehelichen Trauerspiele Paul's und Renata's eine Rolle gespielt haben und noch spielen. Nicht, um über die Laster und Schwächen eines hohen Herrn zu Gericht zu sitzen, wie in seinem Bauernhochmuth der Pfarrer, oder sich

hämisch, nach Art der Kammerdiener, darüber zu freuen, suchte Rothhahn Klarheit zu gewinnen: für ihn waren die Tugenden und die Fehler eines Menschen nur die Fäden, die der Kluge in der Hand halten mußte, um ihn zu leiten. Die Nähe eines weiblichen Wesens steckte für ihn gleichsam in der Luft. Wohl konnte der feine Wohlgeruch, der das Gemach erfüllte, aus dem Batisttuche des Grafen strömen, das er zuweilen aus der Tasche zog, aber dem Pater sagte diese Lösung nicht zu. Noch einmal durchforschte er das ganze Zimmer — und siehe da, lag dort in einer Ecke nicht nachlässig auf einem Stuhle ein kleiner Strohhut, ganz von einem grünen Schleier bedeckt, als wäre er bei einem eiligen Fortgang vergessen worden? Zum Unglücke für den Pater mußten Erbach's Augen dieselbe Richtung einschlagen und bei der Rückkehr von dem verhängnißvollen Gegenstande die Blicke beider sich begegnen.

Der Graf behielt seine freundliche Ruhe und sein Lächeln bei und fuhr ohne Unterbrechung in seiner Erzählung fort, dem Pater blieb das Gefühl der Verlegenheit und Beschämung nicht erspart: der Beschämung, daß er sich von Paul habe ertappen lassen. Durch eine erhöhtere Theilnahme, durch Fragen und Einwendungen, die beweisen sollten, wie ganz und voll er bei der Sache sei, die behandelt wurde, mühte er sich, den ungünstigen Eindruck wieder zu verwischen,

den sein unvorsichtiger Blick gemacht. Dennoch war es ihm eine Erleichterung, als Erbach aufstand und mit einer ihm wohl verständlichen boshaften Anspielung auf die so eigen schwüle Luft im Zimmer ihn zu einem Spaziergange durch den Garten aufforderte. „Es stehen Tannen darin und Blutbuchen so schön und prächtig, daß Sie Ihre Freude daran haben werden", sagte er. „Und bei dem Klange der Aeolsharfe können wir unseren Disput über die Grenze, wo Irdisches und Ueberirdisches sich berühren, weiter verhandeln. Freilich hat auch das Irdische schon seine Geheimnisse", und dabei richtete er seinen Blick gerade auf den Strohhut mit dem grünen Schleier, aber der Pater bemerkte es nicht, versunken in Betrachtung des Apollokopfes.

„Das Geheimniß im Irdischen ist vielleicht eben das Ueberirdische, der Hauch des unsichtbaren Gottes, der zum Beispiel diese Züge beseelt", antwortete er.

Damit gingen sie aus dem Zimmer. Auf dem Gange rief der Graf einen Diener, um ihn mit der Herrichtung eines Gemaches für den Gast zu beauftragen, aber dieser lehnte die Gastfreundschaft mit artigen Worten ab. „Ich verschmähe einen Platz an der gastlichen Tafel Ew. Erlaucht nicht", sagte er, „weder heute noch morgen, allein Ihre Güte würde mich noch mehr verbinden, wenn Sie mir gestatteten, die Nacht im Pfarrhause zuzubringen. Jeder von uns

hat seine Eigenheiten, und es ist ja das Vorrecht wahrhaft vornehmer Naturen, dieselben bei den Kleinen und Schwachen am liebenswürdigsten zu schonen."

Zur Zeit, als Erbach mit dem geistlichen Herrn durch die Gitterthür in den Garten trat, wartete am anderen Ende desselben Hedwig schon eine geraume Weile: an derselben Stelle, wo sie vor einigen Tagen neben Corona hinter der Mauer gestanden und den Officier am Waldrand hatte entlang reiten sehen. Nicht aus eigenem Antrieb war sie gekommen, denn ihr erregte der Ort nach Allem, was geschehen, eine dunkle Bangigkeit; theils war es die Herzensangst, hier wieder Zdenko zu begegnen, theils eine Scheu im Gedenken an den stattlichen Reiter, die ihr das Blut stärker in die Wangen jagte. Sie war zu schüchtern und zu verlegen gewesen, um mehr als einige einsylbige Worte auf seine Fragen stammeln zu können: ganz anders als Corona, die ein lustiges Gespräch mit ihm geführt; nur flüchtig hatte sie, die mit gesenktem Kopf neben der Gefährtin gestanden, der funkelnde Blick seiner blauen Augen getroffen, und doch war seitdem die ganze Welt für sie wie von einem blauen leuchtenden Schimmer umflossen. Sie hatte auch jetzt, wo ihr Blick wie an jenem Abend über die Mauer hinweg nach der Waldwiese und den Bäumen dahinter irrte, und das kleine Abenteuer noch einmal in allen seinen Einzelheiten sich lebendig vor ihr abspielte,

keinen Namen für die Empfindungen, die sie bestürmten. So leicht wie Corona, nachdem sie ihre erste Furcht überwunden hatte, vermochte sie die Begebenheit nicht aufzufassen und als einen fröhlichen Scherz zu belachen.

Was war auch der Reiter für Corona mehr, als ein Spielwerk ihres Witzes? Ihre ernsten Gedanken und Regungen gehörten alle dem Grafen; Hedwig's Seele aber hatte unter dem Blick des Fremden leise geschauert, dem stillen Gebirgssee gleich, über dessen glatte Fläche nach der Ruhe der Nacht mit dem ersten Sonnenstrahl ein Hauch des Morgenwindes fährt.

Am Tage nach der Begegnung hatte Corona noch davon gesprochen, in der Sorge, der Officier möchte sie erkannt oder doch ihr Geheimniß vermuthet haben, dann hatte sie ihrer nicht ferner erwähnt. Erst jetzt, als sie in heftiger Aufregung über den Besuch des Pater Rothhahn nach ihrem Zimmer gestürmt kam, war ihr das Abenteuer an der Gartenmauer wieder eingefallen. Wenn durch den Officier sich das Gerücht ihrer Anwesenheit in der Tannburg verbreitet hätte, bis zu ihrer Großmutter gedrungen wäre? Und nun mußte sie auch der Aeußerung Erbach's gedenken, daß der Kaiser in Leitmeritz verweile; konnte der Officier nicht einer seiner Adjutanten gewesen sein und ihm sein Zusammentreffen mit ihr erzählt haben? Um sich zu beruhigen, wäre sie am liebsten selbst in den Garten

geeilt, von dem Hügel auszuschauen, in der Hoffnung, daß er nicht käme, und so durch sein Ausbleiben das verlorene Gefühl der Sicherheit wieder zu gewinnen; aber der Gang war zu gewagt, wie leicht konnte sie dem Pater begegnen! So hatte Hedwig ihren Bitten nachgeben müssen und stand nun lauschend, mit pochendem Herzen hinter der Mauer. Obgleich sie von alledem, was die junge Gräfin besorgte, nichts zu befürchten hatte, war ihr doch bänglich zu Muthe; bald wünschte sie, der Reiter möge wie an den vorhergegangenen Tagen, so auch an diesem nicht erscheinen, und, wie ein phantastisches Wolkengebild am Abendhimmel, so allmälig in ihrer Erinnerung verdämmern; bald war es ihr, als müsse sie ihre Stimme über die Lichtung schicken, um ihn auf seinem weißen Pferde aus der Tiefe des Waldes herbeizurufen.

Was kümmerte er sie, was wollte sie von ihm?

Mit ihm reden?

Sie wußte vorher, daß sie auf seine Fragen nur stammelnd eine Antwort haben würde. Und doch war die Sehnsucht in ihr so mächtig, die Empfindung so unabweisbar, daß es ein großes Glück für sie sein würde, ihn wiederzusehen.

Aufrecht und schlank, das Gesicht nach dem Walde gerichtet, stand sie, ihre Hand ruhte auf der Mauer. Hinter ihr bildeten die Tannen und Fichten einen düsteren Hintergrund, von dem sie sich in ihrem hellen

Gewand, mit ihren starken, blonden, von der Abendsonne sanft umstrahlten Haaren und den frischen Farben ihres Antlitzes, auf dem Hügel stehend, mit halber Gestalt über die Mauer emporragend, scharf und glänzend abhob. Diejenigen, die sich von der Waldseite her dem Garten näherten, konnten die holde Erscheinung in dieser Umrahmung wohl mit dem Bilde eines kunstgeübten Malers vergleichen. Doch nur wenige Augenblicke dauerte die Ruhe und Unbeweglichkeit der schönen Gestalt: hastig zog sie die Hand von dem Rande der Mauer zurück, und der Kopf fuhr hinter die Steinwand. Aber, es war schon zu spät, wenn es ihre Absicht gewesen, unbemerkt zu bleiben. Wieder wie an jenem Abend tauchte der Officier mit seinen beiden Begleitern unter den Bäumen auf, er voran auf seinem Schimmel, der heute, an diesem milden Sommerabend, in der günstigen Beleuchtung noch einmal so stolz schien, seinen stattlichen Reiter zu tragen. Und dieser Reiter in seiner grünen Uniform mit den Goldknöpfen daran sah schmucker und zierlicher, freundlicher und fröhlicher aus, als in seinem grauen Mantel bei dem trüben Regenwetter.

Wie sie ihn, so hatte er Hedwig erkannt und legte grüßend die Hand an seinen Hut. In einigen Sätzen seines muthig wiehernden Pferdes flog er über die Wiese hin und hielt lachend jenseits der Mauer.

„Da bin ich wieder", sagte er lustig. „Die Väter

Capuziner haben mir nichts gethan und ich werde Dir auch nichts thun, närrische Dirne, so heb' doch den Kopf empor! Wo ist Dein Fräulein?"

„Ach, gnädigster Herr", brachte sie mühsam heraus, aber zugleich that sie doch, was er ihr geheißen, und versuchte es, ihn anzusehen. Nur vermochten ihre Augen nicht lange seinem scharfen Blick zu begegnen und senkten sich wieder.

„Sieh, sieh, wie hübsch Du bist!" redete der Officier weiter. „Warum stockst Du? Ich will nicht hoffen, daß Deinem Fräulein ein Unfall zugestoßen ist."

„Ja", erwiederte aufathmend Hedwig und ergriff den Vorwand, den er selbst ihr ohne Absicht in seiner Aeußerung dargeboten, „mein Fräulein ist leidend, ihr Kopf schmerzt sie . . ."

Der Reiter machte ein verdrießliches Gesicht und schaute nicht ohne einen gewissen Argwohn über das Mädchen hinweg in den Tannengang des Gartens.

In einiger Entfernung glaubte er zwei Männer zu gewahren, die langsam der Mauer zuwandelten.

„Das thut mir leid", sagte er. „Ich hätte ihr gern Lebewohl gewünscht. Aber ich hätte wissen sollen, daß ein Weib selten hält, was es verspricht; Weiberlaune wechselt wie der Wind ohne Ursache."

„Gnädigster Herr", wendete Hedwig ein, der das gekränkte Gefühl Muth einflößte.

„Wahrlich, da hab' ich Dir Unrecht gethan —" und seine frühere Freundlichkeit kehrte zurück. „Du hast Dein Wort eingelöst. Trag' das zur Erinnerung an den Reiter, der Dich nach dem Wege zu den Capuzinern in Leitmeritz fragte, ich habe es Dir aus der Stadt mitgebracht."

Damit hatte er ein kleines goldenes Kreuz, mit Rubinen und Brillanten besetzt, aus der Tasche gezogen und es ihr mit dem seidenen Bande, woran es befestigt war, geschickt um den Hals geworfen.

„Gott zum Gruß!" sagte er noch, sich eine Weile an ihrer Verwirrung, ihrer Sprachlosigkeit und der Schamröthe ihres Gesichts weidend. Dann hatte er sein Pferd in Bewegung gesetzt. „Nach dem Dorfe!" hörte sie ihn seinen Begleitern zurufen. „Wir wollen die Thiere bei der Schenke verschnaufen lassen."

Und wie sie sich nun in der süßesten Erregung, die ihr Herz noch empfunden hatte, über die Mauer neigte, ihm nachzuschauen, fühlte sie einen leichten Schlag auf ihrem Nacken.

„Wer war der Officier?" fragte der Graf, der mit dem Pater hinter ihr stand.

Schon von fern hatten sie das Gespräch des Mädchens mit dem Reiter beobachtet.

Hedwig's erste Bewegung war ein Griff nach dem Kreuze, als gälte es, sich desselben zu versichern oder einen Angriff abzuwehren. Ihrer Antwort aber über-

hob sie der Zufall, denn der Reiter wendete noch einmal lachend sein Gesicht zu ihr zurück.

„Ich habe mich nicht getäuscht", sagte Erbach. „Hochwürden, es ist der Kaiser."

Wie gut ist es doch, wenn bei einem heftigen Sturm der Leidenschaft, der in Freude oder Schmerz, Furcht oder Hoffnung unser Gemüth erfaßt, zugleich eine solche Fülle äußerlicher, nothwendiger Geschäfte und Beziehungen auf uns eindringt, daß unsere Kräfte und Gedanken getheilt werden, und der erste Windstoß an der Macht der Dinge selbst einen Widerstand findet!

Der Kaiser! rief es mit einem unbeschreiblichen Ton in Hedwig's Brust, der Kaiser!

Schon aber hatte der Graf in rascher Geistesgegenwart ihr so viele Befehle zu geben, die Staatszimmer zu öffnen, ein Schlafgemach für den Kaiser zu rüsten, falls er auf seine, des Grafen, unterthänige Bitte im Schlosse übernachten wollte, die Diener in Gang zu bringen, für die Tafel zu sorgen, daß die unsichtbare Stimme, die „Der Kaiser!" gerufen, in der hastigen zerstreuenden Geschäftigkeit immer leiser verklang.

Und zum Pater sich wendend, sagte der Graf:

„Sie entschuldigen mich, daß ich Sie auf eine kurze Zeit verlasse. Mein Garten, meine Bibliothek mag Sie für den Verlust meiner Gesellschaft entschädigen, nachher fange ich wieder an, Sie zu

quälen. Es ist meine Pflicht, meinen kaiserlichen Herrn auf meinem Gute zu begrüßen; ich hoffe, er wird mir die Huld erzeigen, meine Gastfreundschaft anzunehmen."

„Wollen Erlaucht mir nicht gestatten", entgegnete der Pater mit jener ungezwungenen Bescheidenheit, die er mit so großer Kunst hervorzukehren wußte, „mich für heute Abend still zurückziehen zu dürfen? Mein Kleid paßt nicht zu dem des Kaisers, und ich würde mit meiner Schwerfälligkeit nur ein Hemmschuh der Unterhaltung sein."

„Was fällt Ihnen ein? Fortzugehen in solcher Stunde! Eine Gelegenheit zu fliehen, welche Ihnen so nie wiederkehrt! die das Glück Ihres Lebens machen, Ihnen eine Stellung, die Ihrer Kenntnisse würdig ist, verschaffen kann! Denn, ohne Umschweif, ich denke Sie dem Kaiser vorzustellen und Ehre mit Ihnen einzulegen."

„Gräfliche Gnaden!"

„Der Kaiser mag Ihren Orden gehaßt haben, aber er kann den einzelnen verdienstvollen Mann nicht hassen, welcher der Gesellschaft Jesu angehört hat. Wenn er nur viele Geistliche wie Sie in seinen Erblanden hätte!"

Mit diesen Worten verabschiedete sich Erbach an der Gitterthür des Gartens von dem Pater. Der hatte um sein schwarzes Büchlein die Hände gefaltet,

wie einer, der sich schweigend und wunschlos in den Willen der Vorsehung ergibt, und vertiefte sich in das Dunkel der Fichten.

Inzwischen hatten die Reiter längst die Schenke des Dorfes erreicht.

Der Officier in der grünen Uniform sprang zuerst vom Pferde und warf die Zügel dem Reitknecht zu. Sein Begleiter öffnete ehrerbietig die Thür des kleinen Wirthshauses, aber der flüchtige Blick, den der Officier in die Gaststube that, genügte, um ihn vom Eintritt zurückzuhalten ...

„Der Wirth soll mir einen Schoppen Rothwein bringen, ich bleibe draußen unter dem Nußbaum.“

„Kaiserliche ...“ wollte der Andere einwenden, doch konnte er seinen Satz nicht vollenden, denn der Officier unterbrach ihn: „Ich bin Graf Falkenstein, verstanden? Eine Stunde können wir ausruhen, den Pferden thut's noth und uns auch.“

Während der ältere Officier in das Haus trat, ging der jüngere zu dem breitästigen, weithin Schatten spendenden, fruchtbedeckten Nußbaum, unter dem ein langer grober Holztisch und ein paar Bänke standen.

Nicht lange vor ihm mochte ein Reisender in dem Dorfe angekommen sein, der sich auf einer der Bänke einen Platz gewählt hatte und eben einen Bauernburschen ablohnte, der ihm ein großes Felleisen nachgetragen und nun schweißtriefend, das ganze Gesicht

ein Schmunzeln, den reichlich ausfallenden Lohn in blanken Kreuzerstücken in Empfang nahm.

Als der Officier sich dem Baume näherte, grüßte der Reisende höflich, und, weiter auf der Bank fortrückend, schien er ihn einzuladen, den besten Platz darauf einzunehmen.

Mit unverkennbarer Neugier betrachtete der Officier den fremden jungen Mann. Für einen wandernden Handwerksgesellen sah er zu sauber gekleidet und seine Börse zu wohlgespickt aus. Sein blauer Tuchrock mit blanken Stahlknöpfen und schwarzen Steppnähten um den Kragen, die Taschen und die Aermelaufschläge hielt in seinem Schnitt die Mitte zwischen einem Gehrock und einem Staatskleide, seine langschößige Weste war von einem halbseidenen, großblumigen Zeuge, auf die schwarzen Schuhe mit Stahlschnallen fielen Beinkleider von jenem gelben Stoffe herab, der damals unter dem Namen „Nanking" seinen Eroberungsgang durch Europa begann. Zu prahlerisch und zu verlockend für Strolche, die des Weges kamen, guckte, nach der Ansicht des Officiers, eine silberne Uhrkette mit einem Petschafte aus der Tasche des Reisenden; indessen mochte sich der im Bewußtsein seiner Körperkraft und des Stockes, den er in der Hand hielt, vor Angriffen sicher fühlen. Zusammengerollt auf dem Felleisen, das er jetzt dem Bauernburschen abgenommen, lag sein Mantel; er warf es auf die Bank neben sich

und legte den Stock dazu: Alles mit einer Ruhe und Freiheit des Benehmens, die dem Officier höchlich auffiel. Die Höflichkeit, mit der ihn der Fremde begrüßt, brachte ihn auf den Gedanken, daß er wohl aus Kursachsen, dessen Bewohner schon damals in und außerhalb des Reiches für besonders höfliche Leute galten, stammen möge; das gelbe, schlichte Haar des Wanderers, in einen wohlgepflegten Zopf mit schwarzem Seidenband gebunden, die grauen Augen, die kräftige Gestalt, der gutmüthig freundliche Ausdruck des Gesichts, dem es nicht an geistiger Bedeutung fehlte, wiesen mit einer gewissen Bestimmtheit auf den Norden hin. Was aber hatte den Fremden hieher geführt? Was wollte er in dem böhmischen Dorfe? Darüber grübelte der Officier eine Weile vergeblich, bis der Wirth mit Gläsern und Flaschen — denn auch der Reisende hatte sich einen Trunk bestellt — daherkam. Auch der Begleiter des Officiers erschien wieder; einen schnellen, vielsagenden Blick tauschte der Officier mit ihm aus, dann nahm jener neben ihm, in schweigender Zurückhaltung, Platz.

Der Officier ergriff zuerst das Glas und das Wort: „Verzeih' der Herr, aber der Wein schmeckt besser, wenn ein vernünftiger Discurs ihn würzt."

„Ei gewiß", war die artige Erwiderung, „die Frage ist nur, ob ein vornehmer Herr mit der Unterhaltung eines schlichten Mannes vorlieb nehmen will."

„Nun, dann zu Seinem Willkomm in Böhmen!"

Der Officier hob sein Glas und trank. Der Fremde dankte mit einer tiefen Verneigung.

„Wünsche Ihm in diesem Lande auf allen Seinen Wegen gute Verrichtung. Er kommt doch aus Sachsen?"

„Ich kam gestern am Abend mit dem Schiffe aus Dresden in Tetschen an und wollte mir heute, zu Fuß wandernd, ein wenig die Gegend ansehen."

„Er ist also ein Naturfreund?"

„Es sind die ersten Berge hier umher, die ich in meinem Leben sehe. Von Kindheit an hatte ich eine große Sehnsucht nach den Bergen. Ich bin in einem flachen Lande, an der Havel in Brandenburg, geboren."

„Aus der Mark Brandenburg stammt Er? Der König von Preußen ist Sein Herr! Wie wunderlich! Wir in Böhmen sind immer nur gewohnt, Seine Landsleute als Feinde bei uns zu sehen."

„Der Krieg ist ja seit lange vorüber, und mein König und der junge Kaiser sind gute Freunde und Verbündete. Warum sollten wir Preußen und Oesterreicher uns auch hassen? Reden wir doch dieselbe Sprache, und was das eine Land zu wenig, das hat das andere zu viel."

„Weiß Er das so genau?"

„Der gnädige Herr ist ein scharfer Frager, und ich habe vielleicht zu viel gesagt. Auch steht es einem schlichten Bürger nicht an, sich um Politica zu be-

kümmern. In meinem Geschäft und Handwerk nun aber hat Oesterreich eine große Berühmtheit erlangt, und es ist meiner Reise Zweck, mich darin zu unterrichten und zu vervollkommnen."

„Er macht mich neugierig. Ihr Preußen seid doch im Reich dafür bekannt, daß Ihr Alles besser wißt, als andere Leute . . ."

„Den Hochmuth, gnädiger Herr, haben die Dummen überall, allein der Kluge lacht darüber und nimmt sich solche Thorheiten nicht zu Herzen. Jenseits der Berge wohnen auch Leute, pflegte mein seliger Herr Vater zu sagen. So mag es der Herr in Kurzem wissen: ich will nach Lombardien, um mir die Seidenzucht und die Seidenspinnereien in Mailand und Como anzusehen."

Wer da große Augen machte, war der Officier. Er prüfte den Sprecher noch einmal mit seinen durchbohrenden Blicken. Von dem ganzen Wesen desselben fühlte er sich angenehm berührt, der Muth und die Forschungslust, welche den jungen Mann bewogen, aus der märkischen, nordisch kalten Sandebene eine so weite, ungewisse und nicht ungefährliche Reise nach Italien zu unternehmen, erweckten schnell in ihm eine freundliche Theilnahme, weil sie mit dem Zuge seiner eigenen Seele wahlverwandt waren.

„Glaubt Er denn, daß die Seidenzucht bei Ihm in Brandenburg gedeihen wird? Sein König, wie ich

gehört habe, setzt silberne Medaillen für die besten Zeuge aus, doch soll das Geschäft nicht floriren."

„Der gnädige Herr haben Recht; das Ganze ist eben erst ein Versuch. Die Maulbeerbäume kommen bei uns nicht fort, und bei der Aufziehung der Seidenwürmer fehlt uns noch das Geschick. Aber der Versuch beweist die Möglichkeit der Seidenzucht auch in unserer Gegend. Sie muß vervollkommnet werden; die Kunstgriffe dazu will ich bei den Lombarden lernen. Meine Lehrzeit wird, wenn nicht mir, doch dem Vaterlande zugute kommen."

„Das ist wacker. Sein König kann sich freuen, wenn er viele Unterthanen hat, die so wie Er für das Allgemeine denken. Nur bei rechtem Bürgersinn gedeiht ein Staat. Es ist falsch, Alles von den Beamten und nichts von den Unterthanen zu erwarten . . ."

„Was das betrifft, könnte man dem Bürgerstande in Preußen wohl eine größere Freiheit und Beweglichkeit gönnen. Unser König ist ein gestrenger Herr, der Alles selbst an einem Schnürchen leiten möchte. Aber Handel und Geschäft, ich spreche das so in meinem Verstande und aus meinen Erfahrungen hin, folgen eigenen Gesetzen, die noch studirt werden sollen."

„Da mag Er nicht Unrecht haben; eine Leitung muß jedoch sein. Wie würde der Weltbau auseinanderfallen, wenn er nicht gelenkt würde! Und Sein

König hat gar eine starke Hand zur Regierung. Hat Er ihn einmal gesehen?"

„Oefters. Unsere Gärten und Geschäftsräume liegen in der Nähe seines Potsdamer Schlosses. Ja, er hat sogar die Gnade gehabt, mich zu sich rufen zu lassen, als er von meinem Reiseplan gehört hatte; er horcht eben überall hin und nimmt an Allem Theil."

Der Officier sagte seinem Begleiter, der bisher schweigend auf der Bank gesessen, ein Wort ins Ohr, was diesen trotz seiner Ernsthaftigkeit zu einem Lächeln zwang.

„Er ist noch so jung", meinte er dann launig zu dem Reisenden, „und hat doch schon mit . . ."

Er vollendete den Satz nicht und fuhr fort:

„Mit Seinen Seidenraupen wird Er halt Glück machen. Ich sehe es Ihm an der Nasenspitze an. Und wenn Er nach Wien kommt . . . ich hoffe, Er geht nicht um die Stadt herum —"

Dem Wirthshaus schräg gegenüber lag die kleine Kirche des Dorfes, und die Gäste unter dem Nußbaum schauten, als jetzt die Thür des Gotteshauses ungestüm aufgerissen ward, in ihrem Gespräch unterbrochen, neugierig auf den Menschen, der mit verwirrtem Haar, die Hände ringend, herausstürzte und durch die Dorfstraße enteilte.

„War das nicht der Bursch, der uns neulich nach Leitmeritz führte?" fragte der Officier seinen Begleiter.

„Er war es, Ew. Gnaden.“

„Harrach, Er will etwas sagen. Heraus damit!“

„Der Bursche hat einen Verbrecherzug im Gesicht, der mich schon damals stutzig machte. Auch hat er uns absichtlich, aus Bosheit, in die Irre geführt. Er wird auch jetzt über einen schlimmen Streich brüten.“

„In der Kirche, Harrach!“

„Im Beichtstuhl sind gar manche Verbrechen geboren worden“, entgegnete jener halblaut.

„Er ist ein geborener Criminalrichter!“

Der Officier stand auf und der junge Bürgerssohn folgte seinem Beispiele.

„Wir können ja in die Kirche einmal hineingucken, Harrach, denn ich merke, eher ist Er nicht zufriedengestellt.“

„Die Nothwehr, die Pflicht gegen die Gesellschaft gebieten es uns, solchen gefährlichen Subjecten scharf auf die Finger zu sehen. Und in meinem besonderen Fall, Ew. Gnaden, wo ich über ein so theures und heiliges Haupt . . .“

Der Officier wollte sich vor Lachen ausschütten:

„Wenn das unsere gnädigste Frau Mutter wüßte! Er glaubt im Ernste, Harrach, wir liefen Gefahr, wenn . . .“

Er hielt wieder, sich besinnend, inne und der Adjutant bemerkte trocken:

„Wenn wir ohne Noth sie aufsuchen, ja.“

Darüber hatte der Officier schon einige Schritte nach der Kirche zu gethan.

„Will Er nicht mitkommen?" wendete er sich zu dem Reisenden zurück, der in bescheidener Haltung unter dem Baum stehen geblieben war. „Ja so, Er ist ein Protestant."

„Jede Kirche ist für mich ein Ort, der unsere Ehrfurcht verdient", entgegnete der Angeredete, „gleichviel, welcher Gottesdienst darin begangen wird. Am Ende sind wir doch alle die Geschöpfe derselben Gottheit . . ."

„Nun so komm' Er und thu' Er nicht immer, als ob ich etwas Besonderes wäre. Er hat mit dem alten König gesprochen, ich auch; was sind wir Beide hienieden, als arme Reisende, und die Frage ist noch, ob ich nicht die größere Last zu tragen habe! Also komm' Er! Wie heißt Er?"

„Fritz Buchholz, Ew. Gnaden."

Die Kirche war leer; einsam am Altar war der Meßner beschäftigt. Durch die Scheiben drang flimmernd der Sonnenschein, ein goldiger Streifen aus Licht und Staub gemischt zog durch den stillen kühlen Raum.

Harrach's umherspähende Augen entdeckten bald, daß die Thür des Beichtstuhls, der in einer dunklen Ecke angebracht war, dicht vor der Sacristei, noch offen stand; seine Vermuthung wurde so bestätigt. Der

Officier war indessen mit Fritz Buchholz bis zum Altar vorgeschritten, er bekreuzigte sich vor dem Allerheiligsten, trat aber in der nächsten Secunde mit einem Ausruf des Unwillens zurück. Mit erhobenem Finger zeigte er seinen Begleitern ein Bild in grellsten Farben, das an einer Seitenwand hing. Am Kreuze ist soeben der Heiland verschieden, sein Haupt hat sich auf die Brust gesenkt. Aus einer Wolke erhebt sich das Antlitz und die Hand Gott Vaters; sie berührt den Leichnam des Sohnes und drückt aus der Wunde, welche ihm die Lanze des römischen Kriegers gestoßen, kostbares Blut; in Tropfen fällt das rosenrothe Blut in einen goldenen, von Engeln gehaltenen Kelch; es schwillt darin an, es steigt, es rieselt über den Rand desselben hinweg in die Tiefe des Fegefeuers, wo die Seelen mit offenem Munde in heißester Begier die fallenden Tropfen auffangen.

„Hat es je eine häßlichere Entwürdigung des Heiligsten gegeben?“ sagte erregt der Officier. „Welche unsinnigen und widerlichen Vorstellungen muß dies Bild in der Einbildung des armen Volkes erzeugen! Möchte man das Ding nicht gleich herunterreißen und auf den Kehrichthaufen werfen! Und all' das Gezeug und Gerümpel umher! Wahrlich, es thut Noth, daß hier reingefegt wird, und mit einem anderen Besen, als den der Meßner dort hat.“

Und sich an diesen wendend, der bei den laut-

gesprochenen heftigen Worten in seinem Geschäft innehielt, fragte er:

„Wer hat das Bild da aufgehängt?"

„Hängt es nicht gut dort?" war die Antwort des Küsters, der sich auf seinen Staubbesen stützte. „Unser neuer Pfarrer hat es aus Prag kommen lassen, und der Herr Erzbischof Anton hat es selbst geweiht. Ew. Gnaden können weit umherreisen, ehe Sie ein so kräftiges Bild wieder sehen werden. Wie die armen Seelen dürsten, wie ihnen die Zunge aus dem Maul hängt, wie einem Hunde im Sommer! Ja, was ist der Mensch am jüngsten Tage! Heiliger Nepomuk, was ist er? Wie so Viele werden da ihre schluchzende Stimme erheben nur nach einem Tropfen des heiligen Blutes, die während ihres sündhaften Lebens sich nie um den Leib ihres Erlösers mit Buße und Seufzern bemüht haben! Ein kräftiges Bild und ein kräftiger Pfarrer . . ."

Weiter sollte heute der Strom seiner halb geistlichen, halb weltlichen Beredsamkeit nicht fließen, denn aus der Thür der Sacristei steckte der Pfarrer den Kopf, den Meßner bei seinem Namen rufend — in Wahrheit geschah es nur, um zu sehen, was das für Fremde seien, die in der Kirche ein so lautes Gespräch führten. Und gerade als das breite bäuerische Gesicht Haslick's auf der einen Seite aus dem Schatten auftauchte, erschien auf der anderen, mitten in dem

flimmernden Sonnenstaub, die vornehme Gestalt des Reichsgrafen in einem blausammetnen Rock mit silbernen Stickereien, einen Degen mit vergoldetem Griff an der Seite, das Stephanskreuz am rothseidenen, grüngestreiften Bande auf der Brust. Harrach bemerkte ihn zuerst und ging ihm eilig entgegen, eine kurze Verständigung fand zwischen den beiden Männern statt; dann erst näherte sich mit abgezogenem Hut und drei tiefen Verneigungen der Reichsgraf dem Officier.

„Darf ich den Grafen von Falkenstein", sagte er, „auf meinem Gute willkommen heißen?"

Eine leichte Veränderung vollzog sich in den Zügen des Officiers; ein plötzliches Auffahren, ein Ausdruck des Staunens, etwas wie eine Wolke des Mißtrauens, des Verdrusses . . . und nun eine Pause, ein Funkeln der blauen Augen, mit der Hand über die Stirn fahrend, erwiederte er dann:

„Irre ich mich nicht, Graf Paul Erbach? Den ich vor manchem Jahre auf einer sonderbar prächtigen Reise nach Frankfurt in Heißenstamm bei dem Grafen Eugen Schönborn gesehen?"

„Ich bewundere das Gedächtniß Ew. Erlaucht."

„Es freut mich, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, mein lieber Graf, es zu zeigen. Wir besichtigten eben die Kirche, aber wir sind nicht sehr erbaut davon."

„Um so eher werden mir Erlaucht Ihren gnädigen

Schutz angedeihen lassen, wenn ich bei dem Erzbischof über den Pfarrer Klage führen müßte."

„Das werde ich! Je mehr Besen kehren, desto schneller wird die Tenne rein."

Sichtlich that er sich mit diesen Worten Zwang an; nach anderen Dingen zu fragen und zu forschen, drängte ihn eine geheime Gewalt, die sich seit dem Eintritt Erbach's in die Kirche in seinem Innern erhoben hatte, und doch gestattete ihm seine Würde, ein Gefühl der Rücksicht gegen den Grafen, nicht, zuerst diese Punkte zu berühren und die Vergangenheit zu beschwören. Eine Vergangenheit, die sich für den Andern schon in Rauch und Dunst aufgelöst zu haben schien, während sie für ihn noch Form und Gestalt besaß. Denn er täuschte sich nicht: zweimal war er diesem Manne in Venedig begegnet. Einmal sah er ihn an der Seite einer Dame, die ein älterer Herr führte, über den Markusplatz durch das Gewühl der Masken schreiten — und dann, zwei Nächte später, vor einem Palaste, auf der Treppe, die zu dem Kanal hinabstieg, hatte er da nicht vor ihm die Hand an den Degen gelegt? Und der Graf, fragte er sich, erkennt er dich jetzt nicht, so wenig wie er dich damals in deiner Maske erkannte?

Aus dieser Zwiespältigkeit seiner Stimmung befreite ihn Paul.

„Vor dem Wirthshause erfuhr ich von dem Reit-

knecht, daß Ew. Erlaucht auf einem kurzen Ausfluge begriffen sind; es war nicht die Pflicht allein, die mich herführte, Ew. Erlaucht meinen ehrerbietigen Gruß darzubringen, nicht das Verlangen eines treuen Vasallen, seinen gnädigen Herrn wiederzusehen: auch die Hoffnung war es, daß Ew. Erlaucht mir eine Bitte erfüllen würden, die Bitte, die Gastfreundschaft meines Hauses für diese Nacht anzunehmen — mehr wage ich nicht zu bitten."

Einen Augenblick zögerte der Officier:

„Man wird mich erwarten . . ." aber der Drang des Herzens überwältigte die Einwendungen des Verstandes. „Sie verbinden mich, mein lieber Graf. Ihr Schloß soll eine angenehme Lage haben, ruhig und still sein. Und Ruhe taugt immer für einen so unruhigen Menschen, wie ich einer bin."

Und er sah Harrach an, der mit einem leisen Nicken des Kopfes seine Freude über diesen Entschluß des Herrn zu erkennen gab.

Erbach küßte die Hand, die ihm der Officier reichte:

„Sie haben größere Vasallen, Erlaucht, aber Keinen, dem Sie durch eine Bewilligung seiner Bitte eine größere Freude bereiten könnten."

„Halten zu Gnaden, Herr Graf", lachte der Officier, „daß Ihnen Ihre Einladung nur nicht leid wird! Ich bin nicht allein. Den Herrn da kennen Sie wohl

von ungefähr, es ist Ernst Harrach, und hier — ja, wo ist denn unser Brandenburger geblieben?"

Sie fanden den jungen Mann unter dem Nußbaum wieder; er verhandelte mit dem Wirth über einen Wagen, auf dem er seine Reise fortsetzen wollte. Daraus wurde freilich nichts, denn er mußte sich den Forderungen der vornehmen Herren fügen, die an ihm ihr Gefallen gefunden zu haben schienen, mit Ausnahme Harrach's, der scheel auf den bürgerlichen „Abenteurer" blickte.

„Da wir den größten Monarchen der Welt nicht unter uns haben können", meinte launig Falkenstein, „so müssen wir uns mit einem seiner besten Unterthanen begnügen!"

Bei all' seiner Bestimmtheit und Sicherheit gerieth Fritz Buchholz doch über solche Freundlichkeit und Vertraulichkeit in nicht geringe Verlegenheit und wurde roth wie ein Mädchen.

Verbindlich streckte ihm Graf Erbach die Hand entgegen und, war es nun Eingebung oder ein Zufall, den seine erregte Stimmung verursachte, Fritz berührte die Hand mit einem eigenthümlichen Druck, der den Grafen zusammenfahren ließ. Ohne die Hand loszulassen, sah er dem jungen Manne ins Gesicht und erwiederte dann mit demselben Griff und Druck den gebotenen Gruß.

Sechstes Capitel.

Damals war eine wunderliche Zeit in Oesterreich: noch herrschte die Kaiserin-Königin, die hohe Frau Maria Theresia, in jener ererbten Staatsweisheit der Habsburger, die seit Ferdinand II. alle diese weiten Landschaften, diese so verschiedenen Stämme und Völker unter dem Gesetz der katholischen Kirche und der Herrschaft der Aristokratie zusammenhielt. Weniger in einem festgegliederten Staate, als in einem losen Staatengefüge, dessen Theile mehr und mehr auseinanderklafften. Nicht der Menge, die auf dem Lande unter hartem Druck der Frohnden ein gedankenleeres Dasein in gleichem Auf- und Niedergang der Tage hinlebte, in den Städten in handwerksmäßiger Betriebsamkeit sich zum Wohlstand hinaufarbeitete, wohl aber dem Adel, der gebildeten Gesellschaft, in deren Kreise nun auch aus dem Bürgerstande hervorragende Männer, Aerzte, Rechtsgelehrte, Kaufleute und Fabrikbesitzer traten, wurden diese Risse und Spaltungen im österreichischen Staatsgebäude immer auffälliger und bedenklicher.

Neben den Freunden des Althergebrachten erhoben die Neuerer das Haupt, noch nicht auf dem Gebiete der Thatsachen, sondern im Gespräch, im mündlichen und schriftlichen Austausch der Meinungen. Eine dumpfe Bewegung ging durch das Reich: sie zitterte in den Lüften, sie rollte unter dem Boden hin, Vorboten eines Erdbebens, dessen eigentliche Ursachen den Meisten verborgen waren. Hier das Gefühl des Unbehagens mit den vorhandenen Zuständen, dort eine wunderbare Hoffnungsseligkeit, die das Nahen eines neuen goldenen Zeitalters wie eine frohe, unabwendliche Gewißheit betrachtete, wie etwas, das so nothwendig wie Pfingsten und Weihnacht kommen muß, das man nur geduldig zu erwarten braucht. Von solchen Stimmungen läßt sich keine klare Vorstellung der Zukunft, kein fester Plan der Erneuerung fordern: die Geister schauen gleichsam in eine blaue goldene Unermeßlichkeit, die Menschen solcher Tage gleichen den Wanderern, die auf einer stolzen Bergkuppe, noch umflogen von den letzten schwindenden Schatten der Nacht, siegesgewiß dem Sonnenaufgang entgegenharren. Wie würden diese freigesinnten Edelleute stutzig geworden sein, wenn sie hätten erkennen können, daß der Stein, den sie aus der Mauer brechen wollten, den Sturz des ganzen Gebäudes nach sich ziehen müsse! Sie waren so bereitwillig, gewisse, mit den Anschauungen der Zeit streitende Rechte zu opfern, nicht ahnend, daß die

neue Weltordnung eines ihrer Rechte nach dem anderen aufheben werde. Und die Masse der Armen und Elenden, der frohnenden Bauern, der Tagelöhner, wie würden sie die Zukunft, die sie jetzt herbeisehnten, verwünscht haben, wenn sie gewußt, daß sie nur einen leidvollen Zustand mit einem noch schlimmeren, weil ungewohnten, vertauschen und daß die Früchte der Wiedergeburt erst ihre Enkel genießen sollten!

Ueberall große Erwartungen, eine ungestüme Sehnsucht, in der Ferne gaukelnd das Traumbild eines paradiesischen Landes, halb Utopien, halb Arkadien, einer glücklichen, sich durch Vernunft und Sitte selbst lenkenden Menschheit; umher in der Wirklichkeit häßliche Ueberreste der mittelalterlichen Barbarei, die fortgeräumt werden müssen; Allen schwebt eine bedeutende Aufgabe vor, aber Keiner versteht es, sie anzugreifen; so viel ist zu ändern und zu bessern, daß auch der Klügste schwankt, wo und womit er beginnen soll. Um zwei Menschenalter ist Oesterreich hinter den anderen Staaten Europa's zurückgeblieben, es hat sich von dem kleinen verachteten Preußen überflügeln lassen: Riesenschritte sind nöthig, damit es wieder an seine alte Stelle in der Ordnung des Festlandes trete. Aber mache Einer Riesenschritte, wenn er an Armen und Beinen gefesselt ist! Die Gefahr liegt so nahe, daß er nur seine Ketten schütteln und darüber stolpern wird!

Zwar beklagen die starren Anhänger der durch eine Gewohnheit von hundertundfünfzig Jahren und viele glorreiche Erfolge geheiligten politischen Grundsätze, daß Maria Theresia schon nicht mehr immer ihnen huldige und ihrem Leibarzt van Swieten mehr traue, als der Weisheit der Väter; aber was ist diese Klage im Vergleich mit der Furcht und der Hoffnung, die sich an ihren Sohn, den römisch-deutschen Kaiser Josef II. knüpfen! Er führt den bescheidenen Titel eines Mitregenten und ist weder im Stande, noch Willens, gegen die Meinungen der Mutter seine Gedanken kraftvoll und gewaltsam zu verwirklichen, allein in tausend Kleinigkeiten hat er ein Wesen gezeigt, welches die alten Hofleute und Räthe mit bösen Ahnungen erfüllt. Das ist ein unruhiges hastiges Treiben, ein Abstreifen der Majestät, nicht nur der spanischen Manteltracht, sondern all des schwarzgelben Zwanges und Pompes, die aus Brüssel, Madrid und Neapel in Wien zusammengeflossen sind und sich zu einer unerträglich steifen kaiserlichen Grandezza verdichtet haben. „Dieser unglückliche Geist der Neuerung“, schreibt der Oberstkämmerer Fürst Josef Khevenhiller, „der sich bald nach Karl's VI. Absterben eingefunden und täglich mehr zugenommen hatte, scheint bei dem jungen Kaiser vollends herrschen zu wollen, so zwar, daß, wenn es so fortgeht, wir von einer Etikette und Ordnung am Hofe gar wenig mehr wissen werden. Seine Frau Mutter, die noch allein

mit diesem Herrn, welcher alle alten Gebräuche für eitle Vorurtheile hält, etwas ausrichten kann, könnte diese bedenklichen Neuerungen verhüten, allein theils inclinirt sie selbst dazu, theils gebricht es ihr öfter an der erforderlichen Standhaftigkeit und Courage." Aengstlich wurden die Perrücken geschüttelt, als Josef die Galatage abschaffte, in schlichter Kleidung sich unter das Volk zu harmlosem Verkehr mischte, in kriegerischer Tracht die Gesandten des Auslandes empfing. In ihren Grundfesten schien die Burg zu Wien ob dieser Aenderungen zu zittern — und doch waren sie nur die ersten schwachen Funken eines Kraters, der unter der Stirn des jungen Kaisers glühte und arbeitete.

Hier in Böhmen, so weit entfernt von dem Hofe der kaiserlichen Mutter, allen spähenden und verrätherischen Blicken entzogen, auf einer seiner vielen abenteuerlichen Incognitofahrten, dachte Josef nicht daran, nur den Schatten höfischer Ceremonien zu bewahren: in der hohen Meinung, die er von seinem Geiste hatte, fühlte er sich auch ohne den Pomp der Majestät den Andern überlegen und mischte sich gern in das Gewühl des Volkes, seine Weise, seine Beschwerden und Neigungen kennen zu lernen, sicher, daß er sich nicht unbeachtet in der Menge verlieren würde.

Ihm war wohl in der Mitte dieser Gesellschaft, die der Zufall so eigenthümlich um ihn zusammengeführt hatte, er kam sich selbst menschlicher und freier

vor, und während sich ihm in seiner gewohnten Umgebung in der Hofburg immer nur ein bestimmter Ausschnitt der Gesellschaft darstellte, schien sich ihm hier auf diesem böhmischen Schlosse ihr Gesammtbild aufzurollen: der Edelmann und der Geistliche, der Soldat und der Bürger saßen mit ihm an demselben Tische, und die freiwillige Huldigung, die sie ihm darbrachten, schmeichelte ihm mehr, als die Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit, die er so oft schon von den Hofleuten gehört, und die sich ihm ebenso oft als inhaltsleere Worte erwiesen hatten.

Angenehme Kühle weht vom Garten durch die offenen Fenster in den kleinen Saal hinein; hin und her bewegen sich die Flammen der Wachskerzen in den Armleuchtern auf der Tafel, die mit einem reichlichen Imbiß besetzt ist. Pater Rothhahn ist rasch der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden, von dem die Strahlen der Unterhaltung ausgehen und zu dem sie zurückkehren. Mit einem Lobe seiner Verdienste und Kenntnisse hat ihn Erbach dem Grafen Falkenstein vorgestellt und dieser die Anrede und Begrüßung des Paters höflich erwiedert.

„Wenn ich katholische Geistliche", äußert der Graf, „friedlich mit den Bekennern einer anderen Glaubensmeinung verkehren sehe, bin ich schon dadurch allein für sie eingenommen."

Mit großer Gewandtheit hat dann der Pater seinen Stein im Brette weiter geschoben und den ersten

günstigen Eindruck, den er gemacht, sorgsam verstärkt. So weiß er auch das Gespräch in einer Weise zu lenken, daß der Graf Falkenstein stets das letzte, entscheidende Wort behält, daß Alle nur für ihn zu sprechen scheinen. Er hat damit die Neigung Josef's getroffen, der ein besserer Hörer als Redner ist und nur in kurzen, trockenen Sätzen seine Meinung abzugeben pflegt. Die Reise des jungen Buchholz nach Lombardien bietet den reichsten und buntesten Stoff: die Städte, die er berühren, die Seiden-Manufacturen, die er besichtigen wird, geben ebensowohl als die norddeutsche Mark, aus der er kommt, die Merkwürdigkeiten Berlins und die Gärten von Sanssouci, Anknüpfungen und Beziehungen der mannichfaltigsten Art, es kreuzen sich Bemerkungen und Anekdoten, Sinniges und Scherzhaftes — der Schatten des großen Friedrich geht durch den Saal und bleibt zuweilen, wie Erbach bemerkt, hinter dem Sessel des Grafen Falkenstein stehen.

„Ich liebe die Soldaten", entgegnete der darauf, „aber ich bin kein Feldherr."

„Geben denn nur die Waffen den Fürsten unsterblichen Ruhm?" wandte bescheiden der Pater ein. „Wie viele sind durch gute Gesetze, durch nützliche Verbesserungen zu Wohlthätern ihres Volkes, ja der Menschheit geworden! Auf den kriegerischen Trajanus ist der weise Hadrian, der fromme Antoninus und der

nicht genug gepriesene Mark Aurel gefolgt. Einem kleinen Monarchen, wie es die preußische Majestät vor ihren Siegen war, mag die Nothwendigkeit und der Ehrgeiz den Degen in die Faust drücken, aber ein Fürst, der ein starkes, großes, wohlbegründetes Reich sein eigen nennt, findet auch in friedlichen Beschäftigungen eine Quelle unvergänglichen Ruhmes und, was einem Menschenfreund noch werther ist, unvergänglichen Wohlthuns."

„Gute Worte, Pater Rothhahn, die Ihrem Herzen noch mehr als Ihrem Kleide Ehre machen", antwortete Falkenstein, „nur schade, daß der Friede nicht von uns allein abhängt, wir haben junge, unruhige Nachbarn" — und er zeigte auf Fritz Buchholz, der eben auf seinem Sessel hin- und herrückte.

Die Andern, welche den Doppelsinn der Bemerkung verstanden, lachten laut und vermehrten so noch die Befangenheit des jungen Bürgersohnes. „Unter Soldaten", sagte er, mit heiterer Ergebung sich in sein Schicksal findend, „zieht der Nährstand immer den Kürzeren. Und da sie das Vaterland vertheidigen und ihr Leben daran wagen müssen, kann man es ihnen kaum verargen, daß sie überall die Ersten sein wollen. Ich für mein bescheidenes Theil bin ein friedlicher Mensch, schon meines Gewerbes wegen, denn das werden mir die gnädigen Herren zugeben, daß im Kriege zwar viel Ehre erworben, aber keine Seide gesponnen wird."

„Die Seidenspinner sollen leben!“ meinte gutmüthig Josef.

„Seidenspinner ist ein vieldeutiges Wort“, nahm Erbach, nachdem die Gläser aneinander geklungen, das Gespräch wieder auf. „Nicht umsonst sagt man von den Gelehrten, daß sie, in ihren Studirzimmern sitzend, eingebaut in ihre Bücherwelt, den Seidenwürmern glichen. Auch sie spinnen köstliche Fäden, die sich zu einem herrlichen Gewebe vereinen; wie das seidene Gewand den Einzelnen, schmückt dies Gewebe das Leben Aller. Erst durch die Künste und die Wissenschaft erhält das Dasein einen höheren Werth, sie weben das Kleid der Unsterblichkeit.“

„Wie schade nur“, entgegnete hierauf der Pater, „daß so Wenige an diesem Kleide Theil haben! Für wen ist die Kunst, für wen die Wissenschaft! Von Millionen genießen kaum Tausende der Schätze, die sie bieten. Da sprudelt eine Quelle voll reinsten Wassers in der Wüste der Welt, unversieglich, immer erquicklich. Aber der Bauer, der arme Mann wagt sich nicht heran, er hat auch kein Gefäß, in dem er das Wasser auffangen könnte. So fließt und rauscht es den Wohlhabenden und Gebildeten allein. Ist da nicht eine schlimme Ungleichheit, ein gefährliches Unrecht, die wir beseitigen sollten, soweit im Leben sich überhaupt Unebenheiten ausgleichen lassen? Höhen und Tiefen gibt es überall und ich glaube nicht, daß die Berge jemals ganz zu

Thal kommen und in die Ebene verlaufen werden. Aber wir sollten, nach dem Vorbilde unseres Heilands, der seine Segensworte Allen spendete, für Alle sein Blut vergoß, für die Reichen wie für die Armen, unser Wissen und Können in weitere Kreise zu leiten und allgemeinsamer zu machen suchen."

„Mehr Schulen! Mehr Schulen!" rief Josef. „Dächten nur alle Geistliche wie Sie, Pater! In jedem Schulknaben jedoch vermuthen diese Herren einen zukünftigen Ketzer. Darum sind die österreichischen Lande so sehr hinter den anderen deutschen Ländern zurückgeblieben. Unser Kalender ist angefüllt mit Festtagen, Tagen der Faulheit und Unmäßigkeit. Was ist das Leben? Ein Gebet? Nicht doch, eine Arbeit ist es."

„Für die Meisten ohne Zweifel. Und die leidenschaftlichen muthigen Geister erhöhen sich noch im eifrigen Schaffensdrang diese Arbeit und diesen Kampf. Sie streben immer vorwärts, immer in die Ferne; haben sie ein Ziel erreicht, so gewahren sie jenseits des ersten schon ein zweites, das sie unwiderstehlich anzieht. Aber hat neben den Stürmern der Beschauliche gar kein Recht? Darf Keiner aus dem Tumulte der Welt flüchten und der Betrachtung leben?"

„Nein", antwortete Josef barsch, „wer im Staate ist, diene demselben. Es gibt der Geschäfte genug, in denen Arbeit und Betrachtung sich vereinen lassen, in denen man zugleich zu Gott beten und seinen Mit-

menschen helfen kann. Hinter dem Worte Beschaulichkeit versteckt sich in allen Klöstern nichts als Faullenzerei und Müßiggang."

„Was ist überhaupt Gottesdienst?" fragte Erbach. „Kann die Allgüte die Pflege, die der Arzt Tag und Nacht mit dem Wagnisse seines eigenen Lebens dem Pestkranken widmet, geringer schätzen, als das Gebet, das in halber Gedankenlosigkeit der Mönch murmelt? Als die Predigt, die der Pfarrer der eingeschlafenen Gemeinde hält? Alle Handlungen, denk' ich, die, aus dem Geiste des Wohlthuns entsprungen, die Besserung der Menschen und die Linderung des Weltübels bezwecken, sind Gottesdienst."

„Das ist auch meine Meinung", und dabei reichte Josef seine Hand dem Grafen, „wer die Menschen liebt, liebt Gott."

„Wie glücklich wird diese Ansicht einst Millionen machen", sagte beziehungsvoll der Pater. „Man merkt es ihr an, daß sie aus der Seele eines Helden entspringt, der das Schlechte bezwingen und dem Guten den Sieg erstreiten will . . ."

„Er wollte schon, wenn er eine Legion hinter sich hätte! Aber so . . ." Der Kaiser stand auf und machte einen Gang durch das Zimmer. „Ueberall Schranken, überall Hindernisse, welche mir Willen und Bewegung einengen! Was vor hundert Jahren gut und nothwendig war, ist es heute kein Mißbrauch, kein

unwürdiger Zwang? Haben die längst Gestorbenen Recht über die Lebendigen? Und wiederum, wenn aus einem wankenden Baue ein Stein gebrochen wird, wer sichert uns, daß nicht das Ganze ihm nach über uns zusammenstürzt? Ein tragisches Geschick, lieber Graf ..."

„Aber erfahren wir es nicht Alle, Erlaucht?" lenkte Paul ein. „Jeder bricht im Laufe seines Lebens mit Vorstellungen und Verhältnissen, welche seine Eltern, ja welche ihn selbst eine zeitlang beglückt haben; er scheint dann die Fackel in sein eigenes Haus zu schleudern. Ueberblicken wir aber am Ende unserer Laufbahn mit beruhigtem Gemüthe alle diese Trauerspiele, was waren sie anders, als die Fortschritte, hier der Einzelnen, dort des Ganzen? Der hat den tiefsten Sinn des Lebens nicht erkannt, der sich nie in sein eigenes Fleisch geschnitten."

„Nur allzuwahr!" bestätigte Josef mit halblauter Stimme, und Fritz Buchholz nickte schwermüthig mit dem Kopfe.

Dem Kaiser, der Alles beobachtete, entging auch diese Bewegung nicht.

„Will Er uns wieder darein reden? Hat Er auch Erfahrungen in dieser traurigen Lebensweisheit gemacht?" fragte er den jungen Brandenburger.

„Die gnädigen Herren vergeben meine Dreistigkeit, aber Ihr Gespräch ruft unwillkürlich auch in mir schmerzliche Erinnerungen wach ..."

„So erzähle Er doch!“

„Welche Bedeutung kann für so vornehme und ausgezeichnete Männer ein dunkles Lebensschicksal wie das meine haben? Es ist eines von den vielen kleinen Lichtern, die angezündet werden und auslöschen, ohne daß Jemand danach fragt. Mein Vater war ein wohlhabender Mann, und da ich gute Fähigkeiten hatte und Lust zum Studiren zeigte, sollte ich ein Gelehrter werden. Meiner Neigung nach wäre ich am liebsten Maler oder Bildhauer geworden, aber von diesen brodlosen Künsten nur reden zu hören, war dem Vater ein Gräuel. Allzu viel hielt er auch von den Gelehrten nicht, allein er sah sie doch allmählig zu Amt und Würden gelangen. So wurde es im Familienrath beschlossen, daß ich die Rechtswissenschaft studiren sollte. Ich bezwang mein inneres Widerstreben und zog auf die Universität nach Halle. Ein älterer Bruder war dazu bestimmt, das Geschäft fortzuführen, und zwei Jahre lang ging Alles gut. In der Hoffnung, dem Vater Freude zu machen und ein nützlicher Diener des Staates zu werden, arbeitete ich rüstig trotz des Widerspruchs meines Herzens; da kam die Nachricht, daß der Bruder sich mit dem Vater überworfen und das Land verlassen habe; andere Unglücksschläge trafen uns; eine zahlreiche Familie mußte ernährt werden, die Kräfte des Vaters schwanden — ich will die Geduld der Herren nicht ermüden; auch ich schnitt endlich in

mein eigenes Fleisch. Wie zuerst meine Künstlerträume, so mußte ich jetzt meine gelehrten Arbeiten aufgeben und mich in einen Geschäftsmann verwandeln. Eine neue, ungewohnte Arbeit wartete meiner; wieder galt es, das Herz zu bändigen und der Pflicht zu gehorchen. Ach, gnädige Herren, nicht nur auf der Höhe, sondern auch in der Tiefe sind die Hoffnungen eitel Dunst, und wir alle schlucken das Salz der Bitterkeit."

Die schlichte Weise, in der Fritz Buchholz seine Geschichte vorgetragen, mehr noch, was er verschwiegen, als was er gesagt, der männliche Sinn, der aus allen seinen Aeußerungen hervorleuchtete, gewannen ihm aufs Neue die Herzen.

„Sei Er nur getrost!" sagte Josef. „Er ist jetzt auf dem Wege nach dem Lande Italia! Da kann Er sich an Bildern und Bildsäulen für den Rest seines Lebens satt sehen. Und welche Schönheit der Natur wird Ihn da umfangen! Ein blauer Himmel, ein blaues Meer!"

„Es ist doch eine treffliche Einrichtung, daß wir wandern können!" setzte Erbach hinzu. „Ach, der Armen, die an die Scholle gefesselt sind! Aber von Ort zu Ort zu ziehen, fremde Länder zu besuchen, welch' ein Glück! Und ist es nach dem bedenklichen Gesicht, das der hochwürdige Pater Rothhahn macht, kein Glück, welch' ein Wechsel doch der Lebensqual! Tragen wir die Sorgen und die Gebrechlichkeit unseres Wesens

überall mit uns herum, so treten doch auf Reisen so große neue Erscheinungen, überwältigende Eindrücke an uns heran, daß der Kummer betäubt und unsere Natur erhöht wird. Wenn ich ein mächtiger König wäre, ich würde wie der Kaiser Hadrianus beständig auf Reisen sein."

„Doch nicht um des bloßen Vergnügens willen?" warf Josef ein. „Ich denke, Hadrian reiste, seine Länder und Unterthanen kennen zu lernen. Sie zu beglücken war sein Zweck, nicht sich zu belustigen."

„Als eine Wanderung", schloß der Pater das eifrig geführte Gespräch, „haben die Weisen aller Völker das menschliche Leben betrachtet. Eine Wanderung durch Finsterniß zum Licht, durch Irrthum zur Wahrheit, durch Trübsal zur Seligkeit. Und sind die kleinen Wanderungen, die wir unternehmen, nicht Nachbilder der allgemeinen, mehr oder minder klare Spiegelbilder des ewigen Gedankens in irdischer Form? Eine Fürstenreise nun, in dem Sinne begonnen und ausgeführt, wie Ew. Erlaucht soeben andeuteten, gleicht dem Zuge eines glänzenden Gestirns, das überall auf seinen Wegen Licht, Wärme und Segen verbreitet: freudig erregt blicken die Menschen zu ihm empor und begrüßen es als die Verheißung einer glücklicheren Zukunft."

„Es lebe, da wir den nicht nennen können, den

wir meinen", scherzte Erbach, sein Glas erhebend, „der Kaiser Hadrianus, der große Reisende!"

Josef stieß lachend mit den Andern an und winkte darauf dem Pater, zu ihm in die Fensternische zu treten: Erbach zog sich mit seinen Gästen nach der andern Seite des Zimmers zurück.

Lange währte die Unterredung des Kaisers mit dem früheren Jesuiten nicht.

„Meine Stunde wird schlagen", hörten sie ihn sagen, „ich wünsche, daß es auch die Ihrige sein möge. Auf Wiedersehen!"

Dies Wort nahm der Pater als ein Zeichen zu seiner Entlassung; sich tief gegen den Kaiser, leichter gegen Erbach und Harrach verneigend, wendete er sich zur Thür.

Fritz Buchholz schloß sich ihm an, und der Graf begleitete seine Gäste bis in den Vorsaal. Dort verabschiedete sich der Pater von dem jungen Manne mit dem Wunsche: er möge seine Reise morgen noch nicht fortsetzen und ihm die Freude eines Wiedersehens gewähren. Während ein Diener Fritz nach dem für ihn bestimmten Zimmer über Treppen und durch Gänge in das obere Stockwerk leitete, stieg Rothhahn die Stufen in den Hof hinab.

Von der Seite des zerstörten Thurmes her tönte der Gesang einer lieblichen Mädchenstimme: der Pater glaubte Corona's klangvolle Stimme zu vernehmen:

da aber fiel plötzlich eine zweite im Sopran ein, kunstloser und schwächer, und auf einem der umherliegenden Trümmerhaufen erhob sich mit flatterndem Haar Hedwig's schlanke Gestalt; ein Strahl des Mondes streifte flüchtig ihr Antlitz, sie hatte ihre Hand ausgestreckt und deutete nach den erleuchteten Fenstern des Saales, in dem die Abendmahlzeit stattgefunden.

Ueber die vom Mondlicht beschienenen Steine des Hofes fiel der lange schwarze Schatten des Paters; erschrocken fuhr Hedwig zurück, der Gesang verstummte.

Nun war der Pater über den Hof geschritten, der Wächter öffnete ihm das Thor und verschloß es wieder hinter ihm.

Die frühere Stille kehrte zurück; vorsichtig guckte noch einmal, sich hinter den Steinen aufrichtend, Hedwig umher, dann begann der Gesang von Neuem.

Die Nachricht, die ihr Hedwig zugeflüstert, daß der Kaiser im Schlosse verweile, daß er jener Reiter gewesen, hatte Corona's Neugierde mächtig erregt: sie wollte wenigstens das Ihrige versuchen, ihn zu sehen. Vielleicht trat er an das Fenster, oder kam gar in den Hof hinab. Diese Möglichkeit genügte Corona; als die Herren sich zur Tafel niedergesetzt hatten und die gesammte Dienerschaft in jenem Schloßflügel vereinigt war, hatte sie mit Hedwig ihr Gemach verlassen und war nach den Ruinen hinuntergeeilt, von denen aus

man die Fenster und einen kleinen Theil des Speisesaales beobachten konnte.

Oben, in der Mitte des Zimmers, standen sich in diesem Augenblicke Josef und Paul Erbach allein gegenüber. Die Diener hatten die Tafel beiseite gerückt, und Ernst Harrach war hinausgegangen, in seiner sorglichen Weise selbst zu untersuchen, ob das Schlafgemach seines kaiserlichen Herrn ganz nach dessen Gewohnheit eingerichtet sei; je weniger Werth der philosophische Fürst auf solche Aeußerlichkeiten und Förmlichkeiten legte, desto wichtiger erschienen sie Harrach, der sich der Kaiserin gegenüber gleichsam für alle Sonderbarkeiten ihres Sohnes als verantwortlich betrachtete. Das heutige Abenteuer war nach der Meinung des würdigen Mannes über Erwarten glücklich abgelaufen; die Gesellschaft war wenigstens in ihrer Mehrzahl hoffähig gewesen, gegen ein Zusammensein mit einem ehemaligen Jesuitenpater würde auch die Kaiserin nichts eingewendet haben, und was Fritz Buchholz betraf, so konnte man ihn ja leicht zu einem Handelsagenten Sr. preußischen Majestät erheben; bisher war somit der Göttin des Hofceremoniels noch kein ernstlicher „Affront“ geschehen.

Harrach traute sich so viel Klugheit und Wachsamkeit zu, auch die künftigen zu vermeiden.

Mit steigender Ungeduld hatte der Kaiser, nachdem er den Pater entlassen, ein ungestörtes Alleinsein mit

Paul Erbach erwartet. Die Diener verweilten ihm zu lange im Saale, Harrach schien nicht von seiner Seite weichen zu wollen. Durch einen ausdrücklichen Befehl mochte er ihn nicht entfernen, er fürchtete, dadurch das Vertrauen und die Harmlosigkeit des Grafen zu stören und nicht die volle Wahrheit zu erfahren. Die Ader des Argwohns war in ihm wie in allen Fürsten lebendig.

Jetzt endlich — Harrach drückte leise die Thür ins Schloß, im Vorgemach verklangen seine Schritte.

Langsam wendete sich Josef vom Fenster der Mitte des Saales zu.

Aufrecht, hell im Glanz der Kerzen, stand Paul; die Rechte ruhte auf seiner Brust, lässig hing die Linke herab, kein Schatten trübte sein Gesicht, im Gegentheil, ein Schimmer der Zufriedenheit und Ruhe verklärte seine Augen und seine Stirn.

Umsonst spähte Josef nach einem Zuge von Verlegenheit oder Aufregung im Wesen und in der Haltung des Grafen. Solltest du dich doch getäuscht haben? fragte er sich selbst.

Noch einmal maß er ihn vom Haupte zu den Füßen.

„Ich danke Ihnen, lieber Graf, Sie haben mir einen fröhlichen Abend bereitet, nun hoffe ich aber ernstlich, daß Sie mir bald Gelegenheit geben, Sie in Wien willkommen zu heißen."

„Ich bin erst seit wenigen Tagen wieder im Königreich . . .“

„Sie waren in Italien? Ja, ganz recht! Mein Bruder von Toscana hat mir geschrieben, daß im vergangenen Winter ein Graf Erbach mit seinem Witz und seiner Liebenswürdigkeit die Gesellschaft in Florenz entzückt habe.“

„Der Herr Großherzog erwies sich mir sehr gnädig. Uebrigens ist es ein leichtes, angenehmes Leben in der schönen Stadt am Arno, weniger förmlich als in Rom und weniger zügellos als in Venedig, in jener gefälligen Mischung fröhlicher und ernster Stimmungen, die, wie ich irgendwo gelesen, dem mittleren Lebensalter am besten entsprechen soll.“

Die letzte Aeußerung überhörte Josef; die Erwähnung Venedig's hatte ihn eigenthümlich berührt.

Also doch! dachte er.

„Sie nannten Venedig“, sagte er, „waren Sie längere Zeit dort?“

„Ich habe einen Carneval mitgemacht.“

„Oho, das klingt ja wie ein Miserere! Die Venetianer sind große Spieler und nicht immer ehrliche; mir ist von Edelleuten aus den vornehmsten Geschlechtern der Republik erzählt worden, welche Bank hielten und mit falschen Karten spielten . . .“

„Und Erlaucht meinen, auch ich sei in ihr Garn gefallen? Wahrscheinlich; aber ich bin mit Schulden

auf die Welt gekommen und werde wohl mit Schulden aus ihr scheiden. Dies Erbübel des deutschen Adels bekümmert mich nicht."

„So ist Ihnen in diesem schlimmen Venedig und in seinen schwarzen Gondeln eine Geliebte untreu geworden?"

„Auch nicht, Erlaucht; ich bin verheirathet."

Bisher war das Gespräch im leichtesten Ton geführt worden, wie eben zwei Cavaliere von Spiel- und Masken- und Liebesabenteuern zu reden pflegen; selbst das tiefere Gefühl zeigt sich da nur in einer Verkleidung von Tändelei und Leichtfertigkeit. Die Worte Erbach's und noch mehr der Klang seiner Stimme brachten jetzt eine vollkommene Aenderung hervor.

Der Kaiser wechselte die Gesichtsfarbe, es wurde ihm schwer, einen Ausbruch seines Staunens, vielleicht seines Erschreckens zurückzuhalten.

„Verheirathet! Sie sehen meine Verwunderung! Mein Bruder Leopold hat mir nie von Ihrer Gemahlin geschrieben und — ich will ohne Rücksicht reden! — Sie, mein lieber Graf, erscheinen mir so ganz als das Musterbild eines Junggesellen, daß ich mich nur schwer zu einer anderen Ueberzeugung bekehren kann."

So unangenehm es ihm auch war, Paul mußte eine Antwort geben.

„Ich bin mit einer jüngeren Fürstin Schwarzenberg

verheirathet; meine Gemahlin lebt jetzt mit ihrem Oheim Adam Lobkowitz am Hofe Ihrer königlichen Schwester von Frankreich."

„In Versailles! Und eine Schwarzenberg!"

„Renata Schwarzenberg."

Sie also war's! Seine Gattin! Ich hielt sie damals für unverheirathet — ging es durch Josef's Sinn. Aber er wußte sich zu fassen und sagte:

„Ich kann mich nicht erinnern, sie jemals an unserem Hofe gesehen zu haben."

„Bald nachdem sie der Kaiserin vorgestellt worden, hatte sie die Hauptstadt wieder verlassen und seitdem in Böhmen gelebt; sie ist nur als meine Gemahlin noch einmal in Wien gewesen. Damals konnten wir den kaiserlichen Majestäten unsere Huldigung nicht darbringen, sie waren in Klosterneuburg."

„Ich werde Ihnen mit meinen unbescheidenen Fragen lästig . . . Vergeben Sie mir, mein theurer Graf" — und er faßte in der Aufwallung seines Herzens beide Hände Erbach's. „Wenn ich diese Verwickelung geahnt hätte . . . aber ich bin unschuldig an der Pein, die ich Ihnen bereite. Welche Spiele des Zufalls! Welche Verschlingung der Ereignisse! Aber Sie können mich nicht verstehen, und ich bin zu betroffen, um Ihnen auf der Stelle Rechenschaft zu geben. Ein andermal! Denn dies ist nun entschieden,

daß ich Sie niemals wieder aus meinem Gesichtskreis entlasse. Ich muß Sie in meiner Nähe behalten."

Und raschen Schrittes entfernte er sich von dem Grafen, mit der Hand über sein Gesicht fahrend, sei es, um seine heiße Stirn zu kühlen oder die Veränderung seiner Züge vor Paul zu verbergen.

Dieser Vorsorge hätte es freilich nicht bedurft, denn Paul war nicht weniger bestürzt als Josef. Etwas wie ein seltsamer Zusammenhang der Dinge dämmerte in ihm auf, aber als er den dünnen Faden, der zwischen dem heutigen Abend und den Ereignissen der Vergangenheit, sie verbindend, schwebte, ergreifen wollte, zerriß er auch schon, und nach verschiedenen Richtungen flatterten die beiden Enden auseinander.

Wortlos, gedankenvoll stand er noch auf derselben Stelle, als der Kaiser sich ihm wieder näherte.

„Und jetzt eine letzte Frage! Eine Frage, die ich aber nur an Sie richten werde, wenn Sie vorher meine Freundschaft angenommen haben. Nicht die Freundschaft eines Kaisers, sondern die eines schlichten Mannes, der sich beim ersten Blick zu Ihnen hingezogen fühlte und sich Ihnen giebt nicht als das, was er scheint, sondern als das, was er ist.

„Fragen Sie, mein Kaiser!"

„Ihre Ehe ist nicht glücklich?"

Es war genau die Frage, die Paul erwartet hatte.

„Darf ich durch eine kurze Geschichte antworten?“ entgegnete er. „Einer meiner Vorgänger im Besitz dieser Burg hinterließ drei Söhne, und da dies Gut nicht zum Majorate gehörte, bestimmte er Denjenigen zu seinem Erben, der die drei größten Narren im ganzen römischen Reich ausfindig machen würde. Wirklich soll dem jüngsten Sohn die Erfüllung dieser sonderbaren Testamentsclausel gelungen sein. Zum Gedächtnisse dieser Begebenheit sind die Bildnisse der drei größten Narren über dem Portal des alten Thurmes in Stein gemeißelt worden — so groteske Köpfe freilich, daß sie mehr der Phantasie des Bildhauers als der Wirklichkeit anzugehören scheinen.“

„Und wer sind diese größten Narren im Reich?“

„Der Eine, erzählt die Chronik, war ein reichbegüterter Freiherr, der mit einem Schlage alles Alte und Verjährte auf seinen Besitzungen ändern wollte. Sein Schloß ließ er zerstören, um es schöner aufzubauen, den Wald schlug er nieder, um Ackerland zu schaffen, die Felder überschwemmte er, um Wiesen daraus zu machen, den Bauern gab er die Freiheit und grüßte sie, als wären sie seinesgleichen, er wollte das Eigenthum und die Ehe abschaffen. Zuletzt nahmen ihn seine eigenen Bauern gefangen, und seine Verwandten setzten ihn hinter Schloß und Riegel. Diesen Narren lernte der Erbe in Schwaben kennen. Die Bekanntschaft des zweiten machte er auf der Grenze

von Tirol und Wälschland. Dort lebte auf stolzer Höhe in einem prächtigen Schlosse ein angesehener Mann, dessen Stimme in der Umgegend ein großes Gewicht hatte, ja der viele Jahre hindurch für einen Weisen gehalten wurde. Zuletzt kam aber doch seine Narrheit an den Tag. Er mühte sich, Füchse und Wölfe zu zähmen und Adler wie Falken zur Vogelbeize abzurichten; kein Mißlingen seiner Versuche schreckte ihn zurück. Eines Tages kaufte er einer wandernden Zigeunerschaar ein kleines fünfjähriges Mädchen ab, das sie nach seiner Ansicht im venetianischen Gebiet gestohlen hatten. Er erzog das Kind, da er selbst kinderlos war, wie sein eigenes und stattete es in Kleidern und Schmuck wie eine Prinzessin aus. Das Mädchen wuchs heran, ward groß und schön, aber seine ursprüngliche, boshafte und dämonische Natur wurde durch keine Erziehung, keine Ermahnung gebessert. Vergebens riethen kluge Leute dem Pflegevater, sie bei Zeiten in ein Kloster zu stecken, er blieb dabei, seine Erziehung würde schon noch ihre goldenen Früchte tragen. Mit äußerster Strenge bewachte er das Mädchen, keinem jungen Manne ward der Eingang in das Schloß gestattet, nur in einer geschlossenen Sänfte durfte sie das Haus verlassen, dann ritt der Alte neben ihr. Und das Ende? Die Zigeunerdirne lernte alle Fehler und Laster der Cultur, und als sie merkte, daß sie mit Trotz ihren Willen nicht durchsetzte, verwandelte

sie sich in eine schmeichlerische Katze und bestrickte den thörichten Alten mit ihrer scheinbaren Sanftmuth und Unterwürfigkeit. In einer Nacht stahl sie ihm dann alle seine Juwelen und war auf und davon mit einem jungen Burschen; den Pflegevater hatte sie mit Stricken in seinem Bette festgebunden und mit einem Knebel ihm den Mund gestopft — den Mund, der immer von weisen Sprüchen überfloß. Zu der Gattung dieser Narren bitte ich auch mich zu zählen, Erlaucht, auch ich hatte die Sucht des Erziehens, auch ich vergaß, daß in der Ehe die Charaktere beider Gatten, wie zwei verschiedene Metalle, zusammengeschmolzen werden sollen, ich wollte nicht mein, sondern nur das Wesen meiner Gemahlin umformen. An diesem Irrthum ist unser Glück gescheitert."

„Doch nicht auf immer!" erwiederte Josef. „Solche Fehler sind nicht unheilbar, das bessere Wissen macht sie wieder gut. O, wem die Geliebte noch lebt, wie darf der verzweifeln? Mir aber, mein Freund, ist die Theuerste gestorben! Ein Weib, das meine ganze Seele ausfüllte! deren Natur sich harmonisch mit der meinen verschmolz, zwei Wellen, die endlich in eine einzige zusammenfließen! Sie leiden durch eine Trennung, die doch aufzuheben ist; wer aber kann die Sterblichen mit den Unsterblichen vereinigen? Ach, Isabella, wenn meine Sehnsucht über Dein Grab hinaus in die Unsterblichkeit trachtet, sie erreicht Dich nie! Halten Sie

sich an das Leben, mein Theurer, an die Lebendigen! Denn das Wiedersehen im Jenseits? Hat Ihnen eine Stimme, wenn der Sargdeckel sich über einem geliebten Todten schloß, und der Geistliche Sie noch mit Paradieseshoffnungen tröstete, nicht boshaft und herzerschütternd in das Ohr geraunt: nimmermehr siehst du ihn wieder, nimmermehr?!"

Da tönte vom Hofe her der Gesang der beiden Mädchen, sanft die schmerzliche Spannung der Männer lösend.

Der Kaiser horchte hinaus.

Arm in Arm kamen die Mädchen von den Ruinen her, die Stille im Schlosse hatte sie sicher gemacht.

„Ei, das sollt' ich Ihnen übel deuten, mein werther Graf, die Damen des Hauses vor mir verborgen zu halten!"

„Gnädiger Herr ..."

„Zu Ihrer Strafe mögen Sie nun erfahren, daß ich die beiden Schönen schon kenne. Ich bin wie der Dieb in der Nacht gekommen. Ich bitte, lassen Sie die beiden Mädchen hereintreten. Ist keine Violine im Schlosse? Wir wollen Musik machen. Ich liebe die Musik; sie besitzt eine erhebende und beruhigende Gewalt, die traurigsten Augenblicke meines Lebens hat sie mir mit schmerzlich süßem Wohllaut gemildert!"

Ein Gedanke fuhr durch Paul's Kopf: suche den Kaiser für Corona's Schicksal zu gewinnen, seine Ver-

mittlung wird die Familie nicht von sich weisen können. Und wie er jäh in seinen Entschlüssen war, gab er dem plötzlichen Einfall sogleich Worte und erzählte Josef die Geschichte des jungen Mädchens, doch ohne des Sängers zu erwähnen. Zu seiner Verwunderung fand er den Kaiser schon zum Theil von dem Geschehenen unterrichtet. Die alte Gräfin hatte unter der Hand bei den Behörden und in den Nonnenklöstern von Leitmeritz Nachfrage nach ihrer Enkelin halten lassen; bei seiner Anwesenheit in der Stadt war auch dem Kaiser dies Gerücht zu Ohren gedrungen, und er hatte, wie er jetzt Erbach offen bekannte, dabei unwillkürlich an die Erscheinung im Garten der Tannburg denken müssen.

„Wenn wir es aber mit einem so edlen Fräulein zu thun haben", schloß er scherzend, „gebietet es wohl die Sitte, daß wir ihr, sie nicht uns, die Aufwartung machen. Da sie noch so munter singt, kann sie sich über die späte Stunde unseres Besuchs nicht beklagen."

Während ein Diener mit der Ankündigung der Herren nach dem jenseitigen Schloßflügel hinübereilte, brachte Paul sein Gesuch vor: er gedenke das Fräulein schon in den nächsten Tagen ihrem Wunsche gemäß nach Paris zu seiner Gemahlin zu senden, die ihr befreundet und verwandt sei; sie der Großmutter auszuliefern, halte er mit seiner ritterlichen Ehre nicht für vereinbar, und der Kaiser selbst werde sie nicht

der zornigen und grausamen alten Frau übergeben wollen, damit sie in das Prager Ursulinerinnenkloster gesperrt würde, er nähme die kaiserliche Gnade für seinen Schützling in Anspruch und bäte um einige Zeilen von des Kaisers Hand, die das Fräulein Corona von Thurm der besonderen Huld der Königin Marie Antoinette empfehlen möchten.

Josef gab eine ausweichende Antwort.

„Nachher, lieber Graf. Ich werde ja sehen. In ein Kloster soll sie nicht; warum sollte sie auch nur ein Jahr ihres jungen Lebens in der Gefangenschaft, inmitten all der Ränke, Lügen und Schlechtigkeiten der Klosterfrauen verlieren und an Leib und Seele verderben? Renata, Corona ... ich bin in einer wunderbaren Stimmung, wie befangen von einem Traum oder verschlagen in ein Land der Märchen."

Er schob seinen Arm in den Erbach's und ging mit ihm, als der Diener mit der Meldung: das Fräulein erwarte die Herren, zurückgekehrt war, plaudernd durch die langen, von ihren Schritten wiederhallenden, von der Leuchte, die ihnen der Diener vorantrug, kaum erhellten Corridore.

„Eins liegt mir noch auf dem Herzen", sagte der Kaiser und blieb stehen. „Ihre Geschichte von den drei Erznarren ... der Weltverbesserer, der Thor, der die Natur umgestalten und ein Weib bewachen will — welche Wahrheiten in der Hülle der Tollheit! Und

wann soll sich das Alles ereignet haben, wenn übrigens Dinge, die beständig wiederkehren, einer bestimmten Zeit angehören?" Und er schritt wieder vorwärts.

„Der Thurm ist in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut, und das Wappen in Stein, zu dessen Seiten die Bilder der Narren angebracht sind, trägt die Jahreszahl 1463; ich fand die Geschichte zuerst in einer Chronik des Schlosses erzählt, die nach dem Schluß des dreißigjährigen Krieges von dem Castellan aufgezeichnet wurde."

„Aber halt, Sie haben mir nur von zwei Narren gesprochen; wer war der dritte?"

Da öffnete der Diener die Thür zu dem Gemache Corona's.

Geschwind und geschickt hatten die Mädchen das Gemach in ein kleines Musikzimmer zu verwandeln gewußt. Das Clavier war aufgeschlagen; an den Tisch gelehnt stand das Cello Paul's, eine Geige aus dem Nachlasse des alten Grafen, die in den Besitz Rechberger's übergegangen war, lag auf einem niedrigen Sessel, einige Notenpulte waren aufgerichtet, Notenblätter — Compositionen Porpora's und Piccini's, Gluck's und Haydn's enthaltend — bedeckten das Clavier. Vom Glanze der Kerzen strahlte das Zimmer freundlich wieder, ein feiner Wohlgeruch durchströmte es. Einen raschgewundenen Kranz von Eichenblättern hatte Corona auf ihr Haupt gesetzt; Hedwig stand, das

Kreuz des Kaisers auf der Brust, die Blicke am Boden, bescheiden in einer entfernteren Ecke des Gemachs.

„Guten Abend dem Fräulein!“ sagte Josef eintretend. „Ei, wie fein und herzig sieht das aus! Ja, die Weibsleute bleiben Hexen in jedem Jahrhundert.“

„Die Herren“, entgegnete Corona, „haben uns einen so galanten Gruß unseres Gesanges wegen zustellen lassen, daß wir Alles aufbieten mußten, dies Zimmer für so große Musikliebhaber würdig einzurichten.“

„Und das Fräulein meint wohl gar, daß wir Musik machen sollen?“

„Wenn's den Herren so gefällt“ — und auf Geige und Cello deutend, setzte sie sich an das Clavier und schlug einige Tacte an. Paul folgte ihrem Beispiele und versuchte lachend einige Bogenstriche auf dem Cello, während Josef in den Noten blätterte.

„Ein Trio für Cello, Geige und Clavier von Josef Haydn“, sagte der Kaiser, einige Blätter herausnehmend. „Das paßte für uns, schwer scheint es auch nicht zu sein. Ich kenne von den Compositionen dieses Meisters nur wenig, aber Nikolaus Esterhazy, dessen Capelle er leitet, ist des Entzückens voll von ihm. Sind's die Herrschaften zufrieden, so beginnen wir! Da ist eine Künstlerin, der Graf wird ein trefflicher Dilettant sein, und ich gehöre zur zweiten Classe der Geigenspieler, nämlich zu denjenigen, die schlecht spielen.“

Wie er die Geige ergriff, erhob Corona ein lustiges Gelächter. „Seht nur, Vetter Erbach, seht nur!" Sie zeigte nach dem Fenster.

Auf dem vorspringenden Gesims saß eine Katze und stieß in diesem Augenblicke ihr klägliches Miau! aus. Erschreckt von dem Gelächter, das ihr entgegenschallte, sprang sie hinab und setzte auf dem Rasenplatz, der silbern vom Mondlichte überfluthet war, ihr Seufzen und Stöhnen melancholisch fort.

Inzwischen hatte der Kaiser seine Geige gestimmt. „Gute, echte Cremoneser Arbeit!" sagte er. „Wenn wir nur eine Katzenmusik hervorbringen, an den Instrumenten liegt es nicht!"

Hedwig stellte die Notenpulte rechts und links vom Clavier zurecht und trat dann hinter Corona's Sessel, um ihr beim Umwenden der Blätter behülflich zu sein.

Und nun . . . eine sanfte, schwebende, süße Musik, Töne so heiter und ruhig, wie der bläulich schimmernde Nachthimmel, der durch das geöffnete Fenster blickt. Gegenüber dem Ernste Bach's, dem Schwunge und der Erhabenheit Gluck's, welch' ein reizendes Spiel, welche holdselige, neckische Anmuth, welch' fröhliche Lebensfülle in dieser Musik Haydn's! Zuweilen verbindet sich mit ihren Klängen ein Laut der Natur, das Wehen des Windes, das Rauschen der Bäume — und so harmonisch fließen die Töne zusammen, als ob sie von Ewigkeit her mit einander verbunden gewesen

wären. Die Drei, welche spielen, und die Eine, die ihnen gesenkten Hauptes lauscht, fühlen sich wie entrückt aus Raum und Zeit, himmelan gehoben, von weichen Wellen umspielt. Um sie wallt und wogt ein melodischer Strom, das Allleben, in dem Freude und Schmerz, Sein und Nichtsein unlösbar in einander fluthen . . .

„Bravo!" sagte der Kaiser nach geendigtem Spiel und legte die Violine beiseite.

Auf ihrem Sessel hatte sich Corona halb zu ihm herumgewendet: „Die Katze ist still geworden, und wir haben das Feld behauptet."

„Konnte es anders sein, wenn solche Finger die Tasten rührten? Dies Stück müssen Sie in Versailles der Königin von Frankreich vorspielen."

„In Versailles!" Corona fuhr in die Höhe.

„Und Sie, Jungfer", sagte Josef zu Hedwig, „bleibe Sie immer fromm und gut, wie die Musik, die Sie eben gehört." Er drückte dem Grafen die Hand. „Gute Nacht allerseits!"

Siebentes Capitel.

Vier Tage sind seit dem merkwürdigen Abend, der noch lange die Einbildung und die Zungen der Leute von Tannburg, in Schloß und Dorf, beschäftigen sollte, vergangen. Noch ehe sich am nächsten Morgen das Gerücht verbreitet hatte, der grüne Officier, der vor dem Wirthshause gesessen, in der Kirche mit dem Meßner gesprochen und endlich im Schlosse übernachtet, wäre der Kaiser Josef gewesen, war derselbe in der Frühe auf einem Umwege mit seinem Begleiter und seinem Diener, ohne das Dorf wieder zu berühren, davongeritten; der Graf Erbach gab ihm eine Stunde weit das Geleite; Bauern auf dem Felde hatten sie beide in so tiefem Gespräch, langsamen Schrittes vorüberreiten gesehen, daß sie nicht einmal auf ihre ehrerbietigen Grüße und ihr Vivatgeschrei Acht gehabt. Seine Wohlthätigkeit hatte der Kaiser aber auch hier bewiesen, denn im Laufe des Tages stellte Rechberger dem Pfarrer von Seiten des erlauchten Grafen Falken=

stein fünfzig Ducaten zu, die eine Hälfte für die Schule, die andere für die Armen des Dorfes.

Gregor Haslick erschöpfte sich in Danksagungen, in der Hoffnung, daß wenigstens ein Theil seiner Betheuerungen durch Erbach bis zu dem Ohre des Kaisers gelangen würde. In seinem Herzen war er über das Geschehene verstimmt und voll Neids gegen den Pater Rothhahn, der eine wunderbare Glückskarte bei diesem Ereigniß gezogen zu haben schien. Warum hatte er auch nicht den Kaiser erkannt, als er den Kopf durch die Thür der Sacristei steckte? Warum war er nicht vorgetreten? Kam es ihm nicht zu, so vornehmen Fremden die Merkwürdigkeiten seiner Kirche zu zeigen? Er schalt sich selbst einen Bauerntölpel, und war doch gleich wieder geneigt, die Schuld seines Mißgeschicks dem Pater in die Schuhe zu schieben, der ihn vermuthlich bei dem Grafen Erbach so arg verleumdet habe, daß man ihn nicht zur Tafel gezogen, ihn, den Pfarrer!

Die Mächtigen dieser Erde sind schon schlimm und die Gerechten haben viel von ihnen zu leiden, aber gefährlicher und boshafter sind die Wölfe in Schafskleidern, die Priester, die aus eigener Ehrsucht das Beste der Religion hintansetzen und, die Frömmigkeit ihrer Brüder verlästernd, den Bösen zu Munde reden. Wäre nicht das Gesetz unverbrüchlichen Gehorsams und strengster Zucht in die Seele Gregor's geschrieben

gewesen, so hätte vielleicht noch am Abend, als Rothhahn aus dem Schlosse in die Pfarrwohnung zurückkehrte, ein heftiger Auftritt zwischen beiden Männern stattgefunden. Seiner Ruhe nicht sicher, hatte sich indessen Gregor in sein Zimmer geschlossen und erst beim Morgenimbiß seinen Gast wiedergesehen. Der Pater war klug genug, ihm einen treuen Bericht von Allem abzustatten, was bei der Tafel gesprochen worden.

Entzündete diese Mittheilung Gregor's Neid noch mehr, so erschien sie doch zugleich als ein Beweis des vollkommenen Vertrauens, das Rothhahn in ihn setzte. Auch der Tochter des Castellans geschah Erwähnung, und Rothhahn gab zu, daß in ihrer Schönheit für Männer eine große Verlockung läge, und es der Kirche deshalb nicht schaden könne, Einfluß über sie zu gewinnen . . . zu irgend einem Plane, einem Zwecke, welchen, wisse er noch nicht. Ein anderes Mädchen dagegen behauptete er in der Burg nicht gesehen zu haben, hier müsse ein Irrthum oder eine Täuschung vorwalten. Doch wurde dieser Punkt zunächst nicht weiter von ihnen untersucht. Der Pater hatte einige Briefe zu schreiben, unter dem Vorwand, daß er seine Wirthsleute in dem Städtchen über sein längeres Ausbleiben beruhigen müsse, und bemerkte sich dann, wie es seine Gewohnheit war, in seinem Tagebuche die Einzelheiten des Vorgefallenen, bezeichnende Worte,

bedeutsame Bewegungen: so suchte er die Begebenheit in ihrer äußeren Form und ihrem inneren Gehalt nach seinem Gedächtniß einzuprägen. Glaubte er doch hier seinen Fuß auf die erste Staffel einer Leiter gesetzt zu haben, deren höchste bis zum Throne reichte.

Wie er diesen Aufgang vollenden würde, mußte die Zukunft lehren, jetzt genügte es ihm, wenigstens auf dem Wege zum Ziele zu sein.

Unangenehmer waren die Vorstellungen und Gedanken, die den Pfarrer unruhig hin- und hertrieben und ihm ein Ach! und Weh! nach dem anderen auspreßten.

Als Rothhahn seine Geschäfte beendigt hatte und der Außenwelt wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken anfing, fiel ihm das scheue, ängstliche, zerknirschte und vergrämte Wesen Gregor's auf. Eine Ursache desselben entdeckte er unschwer in der Zurücksetzung, die der eitle Mann durch den Grafen Erbach und den Kaiser erfahren hatte, aber nicht Alles erklärte sich dadurch. Ueber die anderen Gründe seiner Verstimmung beharrte Gregor in tiefem Schweigen; nur allmählig und durch klug gestellte Fragen lockte Rothhahn so viel aus ihm heraus, daß ihm im Beichtgeheimniß etwas Wichtiges, Sonderbares und Gefährliches anvertraut worden sei, das seine Seele mit Zweifel und Sorge belaste. Daß ihn sein Unstern auch gerade hierher geführt habe, wo die Anwesenheit und Herrschaft der Ketzer, Freimaurer

und Gottesläugner, wie einst in Sodom und Gomorrha, Laster und Verbrechen aller Art erzeugen müsse, klagte er! Auf einem Sumpfboden schössen freilich die giftigsten Pflanzen nach dem Rathschluß der Vorsehung am üppigsten in die Blüthe, warum aber würden durch dies Unkraut die Samenkörner besserer Pflanzen erstickt? Er versenkte sich dann in eine lange und schmerzliche Betrachtung über die inneren Leiden und Qualen des beichthörenden Priesters, der in der That die Sünden des Volkes auf sich nehmen müsse und beladen mit Geheimnissen, Schwächen, Fehlern und Verbrechen dahingehe ...

Zur Mittagszeit begab sich Rothhahn, wie er es dem Grafen versprochen, auf das Schloß. Er fand ihn in der muntersten Laune, in der eifrigsten Beschäftigung.

„Ich muß Jemand in den nächsten Tagen nach Paris zu meiner Gemahlin senden", sagte ihm Erbach, „da hab' ich wieder alle Hände voll zu thun. Und im Kopfe jagen sich die Gedanken! Was für ein Mann ist der Kaiser! Welch' klarer, verständiger, wohlwollender Geist!"

Freudig stimmte der Pater in dies Lob ein, und bald gab der junge Brandenburger in diesem Bunde den dritten Bewunderer Josef's ab.

Die vier nächsten Tage vergingen unter den Vorbereitungen zur Reise. Bald wußte es das ganze

Dorf, daß der Graf seinen treuen Diener Rechberger nach Paris sende, um seine Gemahlin wieder nach Böhmen heimzuführen, auch Rechberger's Tochter werde die Fahrt mitmachen, um alle schlimmen Gerüchte zu verhindern, die sich sonst erheben würden, wenn sie allein mit dem Herrn im Schlosse bliebe. Diese Dinge klangen so natürlich, daß Niemand an ihrer Wahrheit zweifelte; am Sonntage, nach der Predigt, forderte der Pfarrer sogar die Gemeinde auf, für eine glückliche Heimkehr der Frau Gräfin, dieser Mutter der Frommen und Armen, die Königin des Himmels und die Heiligen zu bitten. Von dem Allen war Rothhahn ein stiller beobachtender Zeuge, der sich wohl hütete, seine Gedanken auch nur durchschimmern zu lassen. Längst war er von der Anwesenheit Corona's im Schlosse überzeugt, er nahm es für gewiß an, daß der Graf sich dem Kaiser in dieser Hinsicht werde eröffnet haben; vielleicht war der Plan, das Fräulein nach Paris zu schicken, in dem Kopfe des Kaisers entsprungen: Gründe genug für den Pater, dieser Maßregel nicht entgegenzutreten. Wiederum aber hatte er Verpflichtungen gegen die Familie Thurm, gegen die Großmutter des Mädchens, die er nicht ohne Noth verletzen wollte. So that er denn nichts, die Gerüchte, die der Graf über diese Reise nach Paris ausstreuen ließ, zu widerlegen, nichts, sie zu verstärken. Der Graf wußte ihm für dies vorsichtige Benehmen, das

alle Betheiligten schonte, Dank und lud ihn täglich zu Gaste.

Diese Gunstbezeigung war um so ungefährlicher, da die beiden Mädchen, vollauf mit ihrer Ausstattung beschäftigt, sich still in ihren Gemächern hielten und nicht zum Vorschein kamen. Paris, die Oper, den französischen Hof zu sehen, allen Drohungen und der Macht der Großmutter entflohen zu sein, das Leben frei und schön zu genießen: eine solche Wandlung des Schicksals konnte wohl Corona's Sinn berücken! Sehnlichste Wünsche reiften der Erfüllung entgegen, schattenhafte Vorstellungen sollten festumgrenzte Formen der Wirklichkeit annehmen. Ihr Leben und Empfinden, das bisher so nichtig, leer und zerstreut gewesen, sollte sich verdichten und zusammenschließen; nicht nur Genuß und Vergnügen, auch geistiges Wachsthum versprach die Reise.

Was bei Corona in lautem Freudenjubel sich kundgab, erfüllte Hedwig's Gemüth mit einer Seligkeit, für die sie in ihrer stillen Weise keinen Ausdruck hatte.

Nichts war in dem äußeren Verlauf ihres Daseins, in ihrer Arbeit und Haltung verändert, aber sie selbst war eine Andere geworden, seit sie das Kreuz des Kaisers auf ihrer Brust trug. Sein freundliches Wort hatte gleichsam einen sonnigen Schimmer über ihr Antlitz geworfen, der nun nicht mehr davon weichen wollte. Von einem reinen und tiefen Gefühl war sie

wie verklärt und durchgeistigt. Die neue Freude, die ihr in der Reise geboten wurde, hatte sie anfänglich als ein Zuviel des Glückes erschreckt. Was war ihr überdies Paris? Ein Name ohne Inhalt, die dunkle Vorstellung einer riesengroßen Stadt, wo die Menschen eine unverständliche Sprache reden und seltsame Gebräuche üben. Erst Corona's Beredsamkeit gelang es, mit der Schilderung der Wunder, die sie in Paris erwarteten, diese Furcht zu verbannen und Hedwig's Herz zu gleichem Entzücken wie das ihrige zu stimmen. Bald lenkte dann auch die Sorge für Kleid und Mantel, das Packen der Koffer den Sinn von Hoffnung und Furcht ab, das Erste und Nächste trat in sein Recht und verdrängte die Schatten, welche Zukunft und Ferne über die Gegenwart warfen. Da gab es zu nähen, zu stricken und zu bügeln, dies und jenes mußte noch in Leitmeritz zu einer so weiten Reise angeschafft werden, und einen ganzen Vormittag brachte Hedwig mit ihrem Vater in den Verkaufslauben der Stadt zu.

Zum Glück für den Grafen traf es sich, daß sein Amtmann während seiner Abwesenheit sparsam gewirthschaftet, Holz und Getreide zu einem hohen Preise an preußische Händler verkauft und eine reichlich gefüllte Kasse im Besitz hatte, sonst möchten sich Erbach's und Corona's Einfall wohl unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt haben. So aber bezahlte der Graf, zum Erstaunen der Kaufleute und Handwerker, Alles mit

blankem Geld und zur Stunde; Rechberger, der sonst immer zur Sparsamkeit und Einschränkung rieth, war diesmal, wie es Paul launig ausdrückte, für Entfaltung reichsgräflicher Würde und Pracht.

„Die Frau Gräfin in Paris und ihr Oheim", das war Rechberger's Meinung, „müssen erfahren, daß wir noch nicht auf dem letzten Ast pfeifen, sondern Geld genug übrig haben, ein Fräulein an den Hof zu senden; wir brauchen die Schwarzenbergischen Ducaten nicht, so lange wir noch Thaler von Fridericus Rex haben."

Hätte es doch auch Rechberger in seiner alten Soldateneitelkeit nicht verwinden können, in der Hauptstadt derer, die er bei Roßbach vor sich hergejagt, als ein armer Schlucker aufzutreten.

Der große Reisewagen, der den Grafen erst vor Kurzem in das Schloß seiner Väter zurückgeführt, hat sich keiner langen Ruhe in dem Schuppen zu erfreuen gehabt, er ist wieder in den Hof gezogen worden, und der Stellmacher und der Schmied sind um die Wette beschäftigt, das Schadhafte an ihm auszubessern und ihn zu dem schweren Dienst zu rüsten, der wieder von ihm gefordert wird.

Der Graf schreibt einige Briefe, die Rechberger, dem doch zunächst die Sorge für Corona obliegt, bei seiner Ankunft in Paris nützlich sein können; den Brief an seine Gemahlin, in dem er ihr das Fräulein

empfehlen will, verschiebt er bis auf den letzten Tag, dagegen hat er das Blättchen, auf dem Josef für die Königin von Frankreich geschrieben: „Das Fräulein Corona von Thurm, meine liebe Schwester Antoinette, ist eine große Künstlerin in der Musica und meine gute Freundin, liebe sie um meinetwillen“ — in eine kleine goldene Kapsel fassen lassen — und das Fräulein trägt es wie einen Talisman auf dem Herzen. Und sicher in diesem Besitz ruft sie, ihre Näharbeit unterbrechend, lustig aus:

„Nun kann es uns nicht fehlen, wir werden in Versailles singen und tanzen!“

Und wenn Hedwig bei diesen Worten wie aus einem Traum emporfährt und mit der Nadel sich in den Finger sticht, lacht sie:

„Warte, Kind, warte! Daß Du Dich nicht in den Kaiser oder in den jungen König verliebst!“

Bei solchen Neckereien steigt Hedwig das Blut siedend heiß zum Herzen hinauf und droht es zu sprengen.

Sonst, wenn man sie still walten läßt, wandelt sie dahin wie im süßen Traum, wie eine, die im Mondschein mit geschlossenen Augen umhergeht. Sie merkt nichts von der freundlichen Beflissenheit, mit der Fritz Buchholz sich um sie bemüht, nichts von der Bewegung, die ihn ergreift, so oft sie ihm in den Corridoren und auf den Treppen begegnet, nichts von seinen Blicken, die mit sanfter Bitte auf ihrem Antlitze verweilen.

Das Mädchen hat auf den jungen Bürgersohn einen unverlöschlichen Eindruck gemacht. Am Morgen nach der ersten Nacht, die er im Schlosse zubrachte, hat er sie im Hofe am Brunnen stehen sehen, und das Bild ihrer keuschen Schöne, ihre von Sonnenstrahlen umflossene Gestalt mit den verständig milden Augen und dem goldigen Haar hat sich tief in seine Seele gesenkt. Er ist dann nicht, wie es sein Wille gewesen, im Lauf des Tages aufgebrochen, sondern hat scheinbar den Bitten Erbach's, in Wirklichkeit dem inneren Drange nachgegeben und ist geblieben. Frei und begütert, wie er ist, warum sollte er das Gefühl, das zum erstenmale sich in ihm regt, bekämpfen? Warum einer Neigung nicht nachgehen, die sich so plötzlich und so mächtig geäußert? Aber als Kaufmann kennt er zugleich die Vortheile des Prüfens und Wägens, und es ist ihm erwünscht, die Geliebte unbeachtet im Thun und Lassen des täglichen Getriebes zu belauschen.

Was er da von ihr sieht und hört, fügt zu der erwachten Leidenschaft eine herzliche Achtung; Fritz Buchholz ist in bürgerlicher Enge und Beschränktheit groß geworden und kann sein Empfinden nicht von der Sitte und Schicklichkeit loslösen. Von einer wildauflodernden Schwärmerei, mit der sein Verstand in fortwährendem Streite läge, weiß sein treues und schlichtes Wesen nichts; das Mädchen, das er liebt, muß er auch hochschätzen können, eine Trennung beider

Gefühle wäre für ihn wie ein Riß durch die Welt. So gut hat es jedoch das Schicksal mit ihm gemeint, daß seine Wahl nicht einmal von dem Schatten eines solchen Zwiespalts getrübt wird. In Hedwig vereinigen sich Tugend und Schönheit, mit der Anmuth des Benehmens der Wille, der das Gute erstrebt. Glücklich geordnet sind die äußeren Verhältnisse des jungen Paares, da ist keine schroffe Ungleichheit des Standes, die sie trennt, kein Haß der Eltern, kein Widerspruch der Verwandten; Rechberger wird die Hand der Tochter mit Freuden in die eines wohlansehnlichen, guten Mannes legen, der ihr seine Treue und einen gesicherten Hausstand verspricht.

Zum Schlusse der Geschichte fehlt nur Eins, das Eins und Alles zusammen: Hedwig's Jawort.

Vor Kaisern und Königen pflegt Fritz Buchholz nicht die Augen niederzuschlagen, sondern bescheiden seine Stellung zu wahren. Ganz anders geht es ihm mit dem Mädchen. Er findet weder die Gelegenheit, noch das passende Wort, seinen Antrag anzubringen. Alles hat er sich wohl überlegt und zur guten Stunde wüßte er's aufzusagen, wie aus einem Buche; so oft er aber mit Hedwig zusammentrifft, sind all' die Herrlichkeiten vergessen, Denken und Sprechen im Sehen aufgegangen, er sieht sie an und stammelt einige unzusammenhängende Worte. Dabei ist sein Verstand niemals erfinderischer gewesen, Gründe für sein Schwei-

gen zu entdecken. Wie kann man einem jungen Mädchen auch mit einem Liebesantrag kommen, wo große Erwartungen und Reisehoffnungen in ihrem Kopfe summen, und ihre Hände vollauf mit der Arbeit beschäftigt sind? Oder soll er sie gar auf der Stelle heirathen und, statt sie nach Paris gehen zu lassen, sie mit sich nach Lombardien nehmen? Das wäre freilich für den bedächtigen Fritz wie ein Sprung von einem Thurm in die stürmische See. Auf der andern Seite thut eine so lange Abwesenheit, eine so weite Entfernung, die kaum in seltenen Zwischenräumen ein Brief aufzuheben vermag, einer so jungen Liebe nicht gut; Menschen und Dinge, Abenteuer und Eindrücke stellen sich zwischen die Liebenden; erst ist es nur ein dünner Rauch, eine durchsichtige Wolke, allmälig verdichtet es sich, ballt sich zusammen, versteint und steht nun als feste Scheidewand zwischen Beiden. Wie alle Norddeutschen, hat Fritz Neigung zum Grübeln und Spintisiren, und je mehr er sich, in dem stillen Schloß seiner gewohnten thätigen Lebensweise entrückt und zum Müßiggang verurtheilt, seinen Gedanken überläßt, um so bänglicher wird es ihm bei der bevorstehenden Abreise Hedwig's ums Herz.

Wie er so hin- und hersinnt, welchen Entschluß er wählen soll, bemerkt er bei einem Spaziergange mit dem Grafen auch auf dessen Stirn die Falten der Sorge und Unruhe. Seit sich die beiden Männer bei

dem ersten Handdruck — als die Spitze des Daumens der rechten Hand das unterste Gelenk des Zeigefingers dreimal berührte — als Freimaurer erkannt haben, hat sich ein inniger Verkehr und Gedankenaustausch zwischen ihnen, als echten Brüdern der englischen Logen, hergestellt. Den gegenseitigen Mittheilungen über den Zustand und die Arbeiten ihrer Logen — Erbach ist in Hamburg, Buchholz in Berlin zu den drei Weltkugeln in den Bund der Freimaurer aufgenommen worden — folgen bald andere Vertraulichkeiten; der Graf in seiner Vorliebe für das Phantastische möchte den Bund gern mit der Erforschung der geheimen Naturkräfte, mit der Entdeckung von Arzneien und Tincturen, die, wenn sie auch den Tod nicht aufheben, doch das Leben verlängern und viele Krankheiten beseitigen könnten, mit der Erfindung neuer Maschinen beschäftigen; dem Bürger genügt es schon, wenn durch die Verbindung Eintracht und Friede gefördert, die Mitglieder aus verschiedenen Ständen einander näher gebracht und die erhabenen Ziele der Freiheit und Brüderlichkeit in werkthätiger Unterstützung und Liebe festgehalten werden. Von den politischen Zwecken, die in England und Frankreich aufs Eifrigste von den Freimaurern verfolgt werden, hat Fritz keine Ahnung, und der Graf hütet sich, ihn in diese gefährlichen Geheimnisse einzuweihen; für den Gesellen ist die Wissen=

schaft des Meisters und gar eines Ritters aus dem Osten zu hoch.

Leicht machte sich der Uebergang von der Besprechung dieser allgemeinen Angelegenheiten zu den besonderen, und es war nicht mehr auffällig, daß Erbach auf dem heutigen Spaziergange seine Besorgnisse dem neuen Freunde eröffnete und auch Corona's Schicksal eingehender erwähnte. Die Reise nach Paris war einmal beschlossen, sie befreite ihn und Corona aus einer peinlichen, ungewissen und schlimmstem Verdachte ausgesetzten Lage, sie bahnte eine Versöhnung mit seiner Gattin an, die er sowohl aus äußerlichen Rücksichten, wie zu seiner inneren Zufriedenheit wünschte; ja aus einer flüchtig hingeworfenen Aeußerung Josef's, daß er selbst vielleicht im nächsten Jahre den Hof Ludwig's XVI. besuchen würde, ließen sich an diese Reise Corona's auch für ihn, den Grafen, bedeutsame Aussichten in die Zukunft knüpfen. Je näher nun aber der Zeitpunkt der Abreise rückte, desto bedenklicher thürmten sich vor seinem Geiste die Schwierigkeiten und Gefahren der Fahrt auf. Ueber Franken, Sachsen, Schlesien und Böhmen war Rechberger nicht hinausgekommen, würde er sich in dem fremden Lande, in der großen unbekannten Stadt zurechtfinden? Und wenn Corona von Renata nicht mit offenen Armen empfangen würde, wäre Rechberger der geeignete Mann zum Schutze des Fräuleins?

Diese seine Befürchtungen setzte Erbach in längerer Rede dem aufhorchenden Fritz auseinander.

Ohne die Wahrheit zu verletzen oder sein Geheimniß zu verrathen, konnte auch dieser gestehen, daß ihn der Gedanke an diese Reise mit einer gewissen Bangigkeit erfülle, und indem nun ein Wort das andere gab, eine Vorstellung die andere herbeiführte, die Vorschläge sich kreuzten, rief Fritz plötzlich aus: „Wenn es der gnädige Herr mir gestatten will, begleite ich die beiden Mädchen!“

„Welch' ein Opfer will Er bringen! Wie kann ich das von Ihm annehmen? Es ist unmöglich!“

Das Wort Opfer goß nur Oel in das Feuer.

„Es ist gar kein Opfer“, behauptete Fritz. „Die Seidenmanufacturen von Lyon hätte ich doch besuchen müssen; der Maulbeerbaum soll nirgends besser als in der Provence fortkommen. Da lohnt es sich wohl für mich, diese Gegenden kennen zu lernen. Und Paris muß ein echter Kaufmann gesehen haben. Liegt es zudem nicht hart auf meinem Wege?“

Was der Graf abmahnend einwendete, hatte nicht die Kraft, die Kugel, die einmal im Rollen war, aufzuhalten. Am Ende des Weges schaute Fritz verwundert auf den Punkt zurück, von dem er ausgegangen, aber er freute sich der Verflechtung der Gedanken, die jenen Entschluß in ihm erzeugt. Aus aller Qual und Befangenheit hatte er sich damit erhoben, hundertfach

mußte ihm diese Reise Gelegenheit bieten, Hedwig seine Liebe und Huldigung zu erweisen; vor Allem war das Wichtigste erreicht: er blieb in ihrer Nähe.

Die letzten Vorbereitungen wurden jetzt getroffen; mit einem Wohlgefallen, das keines zu verbergen suchte, nahmen die beiden Mädchen und Rechberger den Vorschlag des jungen Mannes auf, sie drückten ihm die Hand und versprachen sich gegenseitig gute Kameradschaft auf der Fahrt.

Fritz Buchholz wollte die Reise zu Pferde machen, und von Rechberger's Erfahrung unterstützt, fand er auf einem kleinen Edelhofe in der Nähe ein Thier, das ihm zusagte. Ueber Eger auf Bamberg, von dort auf Frankfurt und Straßburg zu ward der Reiseplan entworfen.

Noch war der Tag des Aufbruchs nicht festgesetzt, als der Pater Rothhahn an diesem Nachmittag ihnen Allen ein Lebewohl sagte; er wollte nach dem Städtchen zurückkehren. Indem er dem Grafen noch einmal für die erwiesene Gastfreundschaft und den Genuß dankte, den ihm sein Umgang gewährt, spielte er in feiner Weise darauf an, daß auch der Garten der Thurms manche botanische Merkwürdigkeit böte, die den Besuch belohnen würde. Heiter gestimmt, versprach der Graf, das Versäumte nachzuholen und spätestens in den nächsten Wochen bei dem Pater und der alten Gräfin anzuklopfen. Den Reisenden gab Rothhahn

seine besten Wünsche mit auf den Weg, eine besondere Theilnahme schien er für Hedwig zu empfinden, der er ein kostbar geschliffenes Krystallfläschchen voll Rosoglio schenkte.

Wie sich die Fäden verschlungen hatten, war es auch sein Vortheil, daß die Reisenden ihr Ziel wohlbehalten erreichten, Corona, der Herrschaft ihrer Großmutter entzogen, die beiden Gatten wieder vereinigte, mit ihnen an den Hof nach Wien ginge und im Verein mit Erbach Einfluß auf das Gemüth des Kaisers gewänne. Wenn diese Pläne durch einen unvorhergesehenen Zufall durchkreuzt werden sollten . . .

Der Pater brauchte seine ganze, zwanzig Jahre lang im Orden geübte Kunst der Selbstbeherrschung und Verstellung, als er diesen bösen Dämon des Zufalls in der Gestalt des Schreibers Wenzel Swoboda vor sich auftauchen sah.

In der entlegensten Stube des Pfarrhauses saßen Gregor und Wenzel im heimlichen Gespräch, als Rothhahn die Thür öffnete.

Die Pfarrköchin hielt mit Argusaugen Wacht, daß kein Unberufener in die Nähe des Gemaches käme.

Nur einen Blick brauchte der Pater auf die Gesichter der Beiden zu richten, um zu wissen, daß gegen seine Freunde und Schützlinge im Schloß ein böser Streich vorbereitet werde.

„Ich störe", sagte er darum und wollte sich zurückziehen.

„Nein, nein!" rief Gregor und hielt ihn am Rocke fest. „Sie müssen uns rathen, hochwürdiger Herr, mir rathen, Ihrem Schüler! Gräuel, die zum Himmel schreien ..."

In diesem Augenblick erhob sich aus einer Wandnische, in der ein Bild des heiligen Nepomuk im erblindeten Goldrahmen hing, eine finstere, drohende Gestalt von ihren Knieen. Die Hände, die noch eben im Gebet sich gefaltet hatten, waren geballt, wild sträubte sich das Haar und dichter zogen sich die buschigen Augenbrauen zusammen.

Es war Zdenko.

„Kommt zu Ende", sagte er an den Tisch tretend. „Ihr habt mich gerufen, da bin ich! Was verlangt Ihr von mir?"

Während der Pfarrer ihn zur Ruhe verwies, erzählte Wenzel Swoboda mit giftigem Blick und Ton, daß man eine Spur des entflohenen Fräuleins von Thurm entdeckt habe.

„Und wo ist diese saubere Dirne? In der Tannburg steckt sie mit dem sauberen Grafen, dem Gottesleugner, dem Schuldenmacher ..."

„Mäßigt doch Eure Stimme" entgegnete der Pater, „Ihr seid auf der Besitzung dieses Grafen, und wenn

er nur seinen kleinen Finger ausstreckte, möchtet Ihr mit einer Tracht Stockschläge heimgeschickt werden."

„Ich bin hier im Namen der Obrigkeit kaiserlicher Majestät", reckte sich der kleine Schreiber empor, dämpfte aber doch weislich sein Geschrei und fuhr im Flüstertone fort: „Es handelt sich um Ehebruch, Jungfrauenraub, gewaltsame Entführung — Alles hochnothpeinliche Verbrechen! Ihrer Majestät der Kaiserin peinliche Gerichtsordnung vom Jahre 1769 bestimmt in Artikulo 77 den Tod für Ehebruch, und nach Artikulo 79 soll ebenfalls mit dem Tode gewaltsame Entführung allergnädigst geahndet werden."

„Was soll der Schnickschnack?" fragte Rothhahn mit steigendem Unwillen.

„Dieser brave Mann", mischte sich der Pfarrer, auf den Schreiber deutend, in das Gespräch, „wählt vielleicht allzuharte Ausdrücke, hochwürdiger Herr, aber die Thatsache ist leider nur zu wahr. Der Graf Erbach hat das Fräulein Corona von Thurm entführt. O des Verbrechens, ein Ketzer verlockt eine katholische Jungfrau, eine schon dem Himmel versprochene Braut!" Voll Schadenfreude setzte er hinzu: „Die glatte Höflichkeit dieses Rehabeam hat Sie getäuscht, Hochwürden, sein Mund duftet wie Bisam, aber sein Herz stinkt wie der Schwefelpfuhl der Hölle. Als Sie den Fuß unter mein unwürdiges Dach setzten, verbarg ich Ihnen meinen Verdacht gegen den Grafen nicht . . ."

„Kein Verdacht, Gewißheit ist es!" zischelte der Schreiber. „Wir haben feine Ohren, wenn auch gewisse Ohren nichts hören, gewisse Augen nichts sehen wollen — wir wissen Alles!" Und er schlug mit der Hand auf seine gelbe Weste: „Hier trag' ich einen Brief von der gnädigen Frau Gräfin Elisabeth Thurm an den Herrn Oberstburggrafen Karl Egon Fürsten von Fürstenberg nach Prag, das Gesetz gegen den schändlichen Räuber und Verführer anzurufen . . ."

„Die Strafe des Gesetzes, die Strafe der Kirche auf den Schuldigen!" murmelte Gregor.

So sehr sich Rothhahn von diesem Gebahren angewidert fühlte, zwang er sich doch zu einer spöttischen Ruhe: „Die Herren wissen gar wundersame Geschichten, was bin ich deshalb in ihrem Collegio nütze? Ich habe das Fräulein Corona, die mir doch auch von Angesicht zu Angesicht bekannt ist, im Schlosse nicht gesehen, vielleicht ist sie mit dem grünen Officier davongeritten, dem die schuldige Reverenz zu machen der Herr Pfarrer verabsäumt hat. Will er jetzt durch heimliche Anklagen und Verdächtigungen seines Schloßherrn und Patrons wieder gut machen, was er durch seine Unehrerbietigkeit gegen den Kaiser verbrochen hat? Das scheint mir ein sonderbares Mittel, aber er handele, wie es ihm der Geist eingiebt! Ehren Wenzel Swoboda reite gen Prag und versuche sein Heil, ob der Oberstburggraf ihm oder einem Grafen

Erbach mehr Glauben schenkt! Ich habe mit alledem nichts zu schaffen!"

„Gott hat in diesem Streite die Mächtigen' verworfen und die Kleinen zu seinen Streitern erwählt", sagte salbungsvoll der Pfarrer.

„Wie der kleine David den Riesen Goliath erschlagen", murmelte der Schreiber und zog seinen wohlversiegelten Brief hervor, als wäre derselbe die Schleuder des jüdischen Hirtenknaben.

Indem rief Ludmilla durch die Thür herein: „Vor dem Hause steht Rechberger mit einem Wagen und wartet auf den Herrn Pater."

„Wir sind verrathen!" schrie Wenzel Swoboda und suchte mit ängstlichen Blicken nach einem Ausgange.

„Gott sei mit Euch!" sagte der Pater. „Er wende Uebles ab von Euch und Allen! Guten Abend!"

Der Pfarrer begleitete seinen Gast, weniger aus Artigkeit, als aus Furcht, von ihm verrathen zu werden. Auf eine Secunde trat der Pater noch in das Stübchen, das er in diesen Tagen bewohnt, und kam mit einem Bündelchen wieder heraus.

„Omnia mea mecum porto", scherzte er zu Gregor, der draußen stehen geblieben.

Auf der Schwelle schüttelten sie sich die Hände, und, als ob zur Beobachtung des Paters die zwei Augen des Pfarrers nicht genügten, steckte auch Ludmilla den Kopf aus einem Fenster im Obergestock heraus.

Es geschah aber nichts Verdächtiges. Im Namen des Grafen bat Rechberger den geistlichen Herrn, das Gefährt zu benutzen . . .

Nun saß Rothhahn im Wagen. Er grüßte noch einmal den Pfarrer.

„Wie wär's“, sagte er laut, daß es Alle hören konnten, „noch eine Prise zum Abschied, Herr Rechberger?“ Und damit hielt er ihm seine Dose hin. „Echter Spaniol, wie ihn die Majestät von Preußen schnupfen soll!“

Als Rechberger in die Dose hineingriff, fühlte er, wie sich ein Röllchen Papier sachte zwischen seine Finger schob; Rothhahn hatte den Augenblick seines Alleinseins benutzt, vier Worte darauf zu kritzeln. Der alte Husar verstand sogleich, daß es sich um eine Kriegslist handele; mit doppeltem Behagen schlürfte er die Körner Spaniol in die Nase und schien die Finger nicht davon entfernen zu können, um auch noch des letzten, flüchtigsten Geruches habhaft zu werden.

Darüber war der Wagen davongefahren und Gregor wieder in sein Haus eingetreten.

„Dieses Verräthers sind wir los und ledig“, sagte er grollend zu Wenzel. „Er hat nichts ausgeplaudert. O ihr heiligen Wunden Christi, das sind die Priester, die Gottes Wort mit der Wissenschaft des Teufels versauern! Sie treiben Buhlschaft mit den Töchtern Kanaans und Abgötterei mit den Götzen der Philister!

Wenzel Swoboda, daß Er mir verspricht, diesen Mann in seiner ganzen Doppelzüngigkeit und Falschheit dem Herrn Erzbischof und der gnädigen Gräfin zu schildern!"

„Und wie werde ich ihn schildern!" entgegnete boshaft der Schreiber. „Ich habe schon lange einen Groll auf ihn. Er gehört zu den Neuerern, die auf den Tod der allergnädigsten Kaiserin warten. Sie wollen uns Alle zu Preußen machen; soll sich der junge Kaiser doch mit dem alten Preußenkönig geeinigt haben, eine ganz neue Weltordnung einzurichten und Zehnten und Frohnden und die Religion abzuschaffen. Aber" — und nun wurde er wieder kleinlaut — „sind Sie sicher, Herr Pfarrer, daß sich unser Fräulein in dem Schlosse verbirgt?"

„Bei allen Heiligen, ich bin's."

„Sie ist da", brummte aus seiner Nische Zdenko, „und der Schlag ihrer Ruthe brennt noch in meinem Gesichte."

„Wir müssen sie wieder in unsere Gewalt bekommen", flüsterte Wenzel, „sie muß in ein Kloster. Die alte Gnädige hat einen Brief aus Mailand von ihrem Sohne erhalten: es steht schlecht um das Haus Thurm; der junge Herr Procop hat sich in üble Geschichten eingelassen, viel Schulden gemacht, alles Geld muß zusammengehalten werden — darum in ein Kloster mit dem ungerathenen Mädchen! Es ist die höchste Zeit! Denn nach diesen Abenteuern — will sagen

Scandalosis, welch' ein ehrlicher, vornehmer und reicher Cavalier wird sie noch heirathen wollen, heirathen sine dote, heißt ohne Mitgift, wie sie geht und steht? Und wie geht sie? Sine corona, ohne Kranz!"

Und er lachte über seinen Witz.

„Ihr seid noch zu rechter Stunde eingetroffen, in einigen Tagen sollte sie nach Paris abreisen, aber ich glaube nicht daran, sondern denke, der Graf wird sie nach seinen fränkischen Gütern bringen lassen . . ."

„Ich will fort, in aller Eile nach Prag. Habt Dank für Eure Mittheilungen", unterbrach ihn der Schreiber. „Dieser Mann also wird mich fahren", und er zeigte auf Zdenko. „Kann ich ihm trauen?"

„Wie Euch selbst", antwortete der Pfarrer, „er ist durch drei starke Ketten gebunden, durch den Haß, die Furcht und ein Gelübde."

Während dies in der hinteren Stube des Pfarrhauses verhandelt wurde, war Rechberger die Dorfstraße entlang gegangen, in einen Seitenweg eingebogen und hatte dort das Papier entrollt.

„Wenzel Swoboda ist hier", hatte Rothhahn darauf geschrieben.

Wenn es Rechberger auch nicht einfiel, daß die Anwesenheit des „lumpigen" Schreibers seinen Herrn irgendwie mit ernstlicher Gefahr bedrohen könnte, so schien doch das Geheimniß Corona's verrathen zu sein und ein ungelegener Auftritt bevorzustehen.

„Ob ich den Kerl zuerst aufs Korn nehme?“ dachte Rechberger und faßte an der Biegung der Straße Posto.

Von seinem Standpunkte konnte er Jeden, der aus dem Pfarrhause kam, erkennen.

Es war ihm eine stille Genugthuung, daß er diesmal statt des Hirschfängers sein spanisches Rohr bei sich trug. Vergnüglich ließ er es durch die Luft sausen.

„Solchen Burschen“, brummte er in seinem Selbstgespräch weiter, „kann man nur durch den Stock zur Furcht Gottes und der Obrigkeit verhelfen. Was wären die Menschen ohne den Stock? hat schon König Friedrich gefragt. Sie irrten noch heute wie das Vieh in den Wäldern umher. Der Stock hat die Könige und die Königreiche geschaffen. Er wird auch diesem krummbuckligen Schleicher eine gerade Conduite lehren.“

Wie er so mit verliebten Augen sein Rohr betrachtete, öffnete sich die Thür des Pfarrhauses. Der Heraustretende hob den Kopf, blickte über die Straße weg und ging dann mit einer entschlossenen Bewegung auf Rechberger zu. Der hätte den ungestümen Burschen gern vermieden, denn er ahnte schon, daß jener wieder mit seiner Werbung um Hedwig vorrücken würde, allein sein Stolz litt es nicht, auf- und davonzugehen, ohne dem lästigen Freiwerber das Wort zu gönnen.

Zdenko schritt dicht bis zu Rechberger heran, stemmte

die linke Hand in die Seite und schaute ihn unter dem breitkrempigen Hut hervorlugenden Auges an.

„Guten Tag“, sagte er endlich mit zögernder Stimme.

„Danke für den Gruß“, erwiederte Rechberger und machte mit dem Stock eine Bewegung, die etwa ausdrücken wollte: und nun packe Dich.

In dem Burschen rangen zwei Mächte um den Sieg, die eine trieb ihn davon, die andere hielt ihn fest, Schweigen gebot diese, zum Reden drängte jene. Mit der Wildheit seiner Natur und der Dumpfheit seines Gemüthes lag eine andere Gewalt, für die er keinen Namen hatte, in beständigem Kampf.

„Pan Rechberger, wollt Ihr mich hören?“

„Nur keine Beicht’, dafür ist der Pfaffe gut.“

„Warum habt Ihr mir schon ins dritte Jahr Eure Tochter verweigert?“

„Bombenelement, weil’s viele andere Mädchen giebt.“

„Das habt Ihr nicht immer gesagt. Zuerst hieß es, meine Hedwig ist zu jung, und Du, Zdenko, kannst selbst ein Jahr älter werden. Dann kam ich wieder; rede mit der Hedwig, sagtet Ihr.“

„Und das sag’ ich noch. Wenn Dich das Mädchen nimmt: Gott helfe Euch Beiden weiter. Mache nicht ein so finsteres Gesicht, als ob Dir ein Wolf ein Kalb gefressen hätte, sondern begreife doch, daß Ihr nicht

für einander passet. Das würde bei dem Pfaffen einen schönen Lärm geben, wenn der reichste Bursche im Dorfe eine Lutherische freite! Und Du, nun Du sitzest ja jeden Tag bei dem Pfarrer — gelt, willst Du Meßner werden?"

„Oho! Ihr verspottet mich noch? Bringt mich nicht auf, es möchte Euch bald gereuen!"

„Mich!"

Der Soldat Friedrich's des Großen richtete sich in seiner ganzen Stattlichkeit und Höhe kerzengerade auf, das spanische Rohr fest um den Knopf fassend:

„Du bist ein verliebter Narr, Zdenko, und denen läßt man das ungewaschene Zeug, das sie plappern, hingehen. Liebe hat ein loses Maul . . ."

Warum steche ich diesen Ketzer nicht nieder? grollte es in dem Herzen des Burschen.

„Ich will nicht mit Euch zanken, hört mein letztes Wort", keuchte er. „Gebt mir die Hedwig zum Weibe, mein Vater ist ein reicher Mann, und ich bin sein einziges Kind. Ihr verachtet mich, weil ich ein Böhme und ein Bauer bin; aber ich bin freier als Ihr und habe keinen Herrn. Wenn ich will, kaufe ich mir morgen das schönste Haus in der Stadt. Ich brauchte keine Deutsche, nicht die Dienerin eines Grafen zu freien! Aber ich will dies Mädchen, ich will! Es ist eine Todsünde, diese Liebe, aber ich kann nicht dawider.

Um der Hedwig willen verspiele ich meine ewige Seligkeit, gebt sie mir, Mann!"

Zdenko's stummes und vor sich hinbrütendes Wesen hatte sich in wilde Leidenschaft verwandelt, der Ton seiner Stimme war dumpf und schrecklich zugleich, wie das verhaltene Gebrüll eines Raubthieres.

„Ihr wißt nicht, wessen ich im Stande bin! Ich achte meine Seligkeit nicht, aber Euer Leben auch nicht!" Und er griff in die Tasche nach seinem Messer.

Rechberger rührte sich nicht, er stand noch immer kerzengerade wie bei einer großen Parade als Flügelmann. Sein Rock, sein dreispitziger Hut, seine Gamaschen, Alles war sauber abgebürstet, fleckenlos; die Knöpfe blank geputzt, der Zopf wohlgedreht: ein Bild deutscher Ordnung, Reinlichkeit und Festigkeit.

Ganz anders Zdenko. Der Hut saß ihm schief auf den wirren, dunklen Haaren, die Jacke, obgleich von feinem Tuche, war schmutzig, mit gesprungenen Nähten, unsauber das Hemd, das darunter sichtbar wurde, die reichgestickten Hosenträger waren nicht festgezogen; während Rechberger Alles „wie angegossen" saß, hing und schlotterte Alles um Zdenko — slavische Lässigkeit, Rohheit und Unsauberkeit.

Der Eine war ein Mann der Gesittung, halbwegs in steifen Formen und Kleidern verknöchert, der Andere der wilde Sohn der Natur.

„Hm", sagte Rechberger und legte den Knopf seines

Stockes an die Nase. „Wenn es so mit Dir und mir steht, Zdenko, ist es gut, daß wir einander aus dem Wege gehen, ich mit meiner Tochter nach Paris und Du . . ."

„Du willst die Hedwig nach Paris schleppen? Das wirst Du nicht!"

Es blitzte etwas wie die Klinge eines Messers in Zdenko's Hand.

„Marsch! Kehrt!"

Und mit gewaltigem Ruck ergriff Rechberger den Burschen beim Genick, drehte ihn herum, daß ihm der Hut vom Kopfe fiel, schüttelte ihn und rief gebieterisch:

„Fort, zu den Knechten, wohin Du gehörst!"

Hatte nun Zdenko den Alten nicht für so stark gehalten oder überraschte ihn die plötzliche Bewegung desselben — ehe er nur wußte, wie es gekommen, war er einige Schritte weit zurückgeschleudert.

Keuchend suchte er wieder festen Fuß zu fassen und drohte mit seinem Messer.

„Das soll Dir vergolten werden", knirschte er, „das soll! Dir, der Wetterhexe und dem Grafen! Das Haus will ich Euch über dem Kopf anstecken, das Haus! Alle Ketzer und Deutsche müssen brennen . . ."

Und während er den Hut vom Boden aufhob, das Messer wieder zuklappte und einsteckte, murmelte er in seiner czechischen Sprache Drohungen, Flüche und Verwünschungen durcheinander, Heimtücke und Bosheit

verzerrten sein Gesicht; ein gefährlicher Feind, der in der Stille heranschleicht und hinterrücks über sein Opfer herfällt. Aber der mächtig und ruhig ausschreitende Rechberger hielt es mit seiner Würde nicht für vereinbar, auch nur einen Blick rückwärts nach dem besiegten Gegner zu werfen.

Der Zettel des Paters mit der inhaltsschweren Nachricht brachte im Schlosse eine vorübergehende Bestürzung hervor; bald jedoch hatte Erbach einen Entschluß gefaßt, der seiner Meinung nach alle aus der Anwesenheit Swoboda's etwa entspringenden Mißhelligkeiten beseitigte. In der Morgenfrühe des nächsten Tages sollten die Reisenden ohne Geräusch aufbrechen, erst um die Mittagsstunde würde er den Schreiber empfangen und bis zum andern Tage gutwillig, mit List oder Gewalt festhalten; bis dahin hätten sie einen großen Vorsprung gewonnen und würden unbelästigt über die Grenze Böhmens das Fränkische erreichen. Bei etwaigen Fragen an den Stadtthoren sollte Fritz Buchholz das Fräulein Corona für seine Schwester ausgeben, und da seine und Rechberger's Papiere in musterhafter Ordnung wären, würde Alles glatt ablaufen.

„Dies sag' ich nur für den äußersten Fall“, sprach der Graf bei Tisch, wo Corona zu seiner Rechten und Fritz zu seiner Linken saß, „denn an eine ernstliche Verfolgung durch die alte Gräfin glaube ich nicht.

Die Dame wird es nicht ganz mit mir verderben wollen, und wenn sie mir auch zu den vielen schwarzen Strichen, die ich in ihrem Buche zählen mag, noch einen hinzusetzt — der Himmel weiß es, nicht alle Rechnungen werden hienieden bezahlt und ausgeglichen. Ob Sie, liebe Corona, im Schlosse der Thurms oder bei meiner Gemahlin in Paris leben, wird ihr bei ruhiger Ueberlegung ebenfalls gleichgültig sein, die Schicklichkeit ist ja gewahrt. Darum auf eine glückliche Reise! Das Wetter hält sich wohl noch eine Weile mit Wärme und Sonnenschein. Gute Fahrt, fröhliches Wiedersehen!"

Darauf klangen die Gläser hell zusammen und Fritz verließ unter dem Vorwand, sein Gepäck in Ordnung zu bringen, das Gemach. In seligster Stimmung, ein Lied auf den Lippen, ging er zu Rechberger hinüber; der alte Herr putzte seine Pistolen, denn eine gute Waffe in der Hand eines ehemaligen Ziethen'schen Husaren ist allüberall nützlich — und die liebliche Tochter wirthschaftete eifrig mit Kasten und Koffern. Auch sie war ganz Freude und Lust, jede Fiber in Erwartung gespannt, und bereitwillig nahm sie die Hülfe an, die ihr Fritz bot.

„Reisegefährten sind auf einander angewiesen", scherzte sie, „und man kann nicht früh genug erfahren, wie's der Eine anzustellen hat, um es dem Andern recht zu machen."

Während Beide so zum erstenmal in ein längeres und launiges Gespräch geriethen, in das nur zuweilen der Alte ein Kraftwort oder eine Anekdote warf, Fritz in seiner Geschäftigkeit mit einer unbeschreiblichen Empfindung bald die Hand der Geliebten berührte, bald ihre Schulter streifte, oder, wenn sie eine Weile ruhten, von ihrem Gesicht, auf welches der volle Schein der Lampe fiel, jedes Glück der Zukunft las, saßen sich einsilbiger, mit bedrängtem Herzen, Erbach und Corona gegenüber.

Es war ein Unausgesprochenes zwischen ihnen, das ihre Seelen lebendiger beschäftigte, als die Rede ihres Mundes.

„Bin ich nicht vom Schicksal zur Schauspielerin bestimmt?“ sagte sie. „Als Bäuerin bin ich in Ihr Schloß gekommen, als Bürgermädchen scheide ich.“

Sie trug heute einen Rock von grauem halbwollenen Stoff, der mit blauen Bändern und Schleifen in Puffen aufgenommen war, eine viereckig ausgeschnittene Taille von blauer Seide und darüber ein dünnes, mit einer Krause schwarzer Spitzen besetztes Tuch, das kreuzweis auf der Brust gefaltet war. Unter dem Rock guckte zierlich der blau ausgezackte Saum des Unterkleides hervor, auch der kleine Fuß in dem Schuh von feinem graubraunen Leder mit der blauseidenen Schleife und dem rothen Hacken ward manchmal sichtbar.

In ihrem Anblick versunken, verglich sie Erbach mit einem gefälligen Bilde von Boucher oder Greuze.

„Sie werden sich um so leichter für Buchholz' Schwester ausgeben können", antwortete er.

„Was hilft es, sich gegen sein Verhängniß aufzulehnen?" verfolgte sie, vor sich hinblickend, ihren ersten Gedankengang. „Alles drängt mich auf die Bühne. Daß Sie bei meinem ersten Auftreten nicht fehlen, Vetter! Ich habe ein feines Ohr; wehe Ihnen, wenn in dem allgemeinen Bravoruf die Stimme eines Erbach nicht mit ertönt!"

„Theuerste, Sie machen aus den eben vergangenen, erregten und vielbewegten Tagen einen zu eiligen Schluß auf das ganze Leben. Ich hoffe zu Ihrem Glück, daß Sie sich bei Renata wieder in die Verhältnisse der Ordnung und Gesellschaft zurechtfinden werden, in denen Sie geboren sind. Eine falsche Erziehung hat Ihren lebhaften Geist niedergedrückt und gezwungen, auf eigenen Wegen Licht und Freiheit zu suchen. Wer will es einem so jungen, so unerfahrenen Mädchen zur Schuld anrechnen, daß es sich in berechtigtem Streben verirrte? Renata wird Ihnen einen Halt geben, in den Kreisen des französischen Hofes, wo die Frau von jeher mehr gegolten und mehr vermocht hat als bei uns, an der Seite der liebenswürdigen Marie Antoinette, da ist Ihr Platz, da werden Sie nach Verdienst geehrt werden!"

Ich wüßte wohl einen besseren, dachte sie, aber sie sagte mit einem gewissen Trotz etwas Anderes:

„Bin ich denn für Sie immer noch ein Kind, das am Gängelband geführt werden muß? Ueber diese Männer! Sollen wir Frauen denn nie das Recht haben, über unsere Zukunft zu entscheiden, unseren Beruf zu wählen und nach eigener Erkenntniß unser Leben zu gestalten? Sind wir immer nur in den Händen unserer Väter eine Waare, in denen unserer Ehemänner ein Eigenthum? Empfangen wir Gesetz und Leitung nur von Außen, nicht aus unserem Innern?“

„Sie, liebste Corona“, entgegnete lächelnd Paul, „dürfen doch nicht über die Tyrannei der Männer klagen! Sie sprechen den Wunsch aus, nach Paris zu gehen — und ein Kaiser bittet für Sie, ein Reichsgraf öffnet Ihnen den Wagenschlag — ich darf Ihnen doch morgen diesen Dienst erweisen? — und ein ehrlicher Bürgerssohn reitet als Kammerherr neben Ihrer Carosse. Alle Stände des Reiches tanzen nach Ihrer Pfeife; keinem Kaiser ist ein ähnliches Wunder geglückt!“

„Schöner Vetter, Sie übertreiben! Von der Güte der ersten beiden Herren ganz zu schweigen, sollten Sie nicht gemerkt haben, daß der Dritte, Ihr neuer Freund mit dem bescheidenen Namen und den be-

scheidenen Augen, anderen Sternen als den meinen folgt?"

„Was, Fritz Buchholz . . ."

„O über die Blindheit der Männer! Und bei alledem wollt Ihr die Welt regieren?"

Sie sprang auf und schüttelte ihre leicht gelockten Haare, daß eine Wolke Puderstaub daraus wehte.

„In die Hedwig ist der Fritz verliebt, und als ein braver Jüngling, der sein Mädchen gern hat, begleitet er sie auf die lange Reise."

War das Letzte ein Vorwurf für ihn? Erbach starrte in die Flamme der Kerze, die vor ihm stand; eine Motte schwirrte darum, und die kleine Flamme flackerte im Zugwinde.

„Ich lasse mir den Vorwurf der Blindheit gefallen, Cousine", sagte er, „wenn Sie recht gesehen haben. Es könnte dem Mädchen kein größeres Glück widerfahren, als die Liebe dieses guten und verständigen Jünglings. Hier in der Umgegend würde sie schwerlich einen Mann und eine Stellung gefunden haben, die ihrer Natur angemessen gewesen wären, die sie befriedigt hätten. Der Vater hat sie über ihren Stand verzogen —"

„Und der Herr Graf, der sie in der Sternkunde unterrichtete, auch", unterbrach ihn Corona und blieb vor ihm stehen.

„Kann sein", nickte er gutmüthig. „Ich habe eine Neigung, zu lehren: wäre ich kein Reichsgraf, ich würde mein Leben als Schulmeister verdient haben."

Eine Pause trat ein; in ihrer unruhigen Weise huschte Corona durch das Gemach; Paul sah in den blaudunkeln Kern der Flamme.

„Darf ich Ihnen schreiben?" hub sie schüchtern wieder an.

„Darf? Ich wünsche es sogar, liebe Corona, und wenn ich den Wunsch noch nicht offen ausgesprochen, so geschah es, weil ich in verzeihlicher Eitelkeit annahm . . ."

„Daß ich schreiben würde? Sagen Sie es!" Sie hielt sich in einer dunkeln Ecke des Zimmers, so daß er ihr Gesicht nicht deutlich erkennen konnte.

„Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Ja, ich hoffte auf Ihre Briefe. In zu wunderlicher Verwicklung der Zufälle sind wir einander näher getreten, als daß wir die Fäden, die sich zwischen uns geschlungen haben, so leicht wieder lösen könnten. Und ich wenigstens wollte sie nicht einmal lösen, nicht um einen hohen Preis! Mir ist es eine süße Gewohnheit geworden, Sie in diesem Schlosse zu wissen, für Sie zu sorgen. Noch oft werde ich durch den Garten, durch die Zimmer gehen, Corona suchend. Ein Gruß von Ihnen aus der Ferne wird mir dann das Gedächtniß glücklicher Stunden erneuern."

Ein leiser unterdrückter Seufzer des Mädchens ... verhallend wie der Ton der Aeolsharfe, der vom Garten in letzten Schwingungen heraufklang.

„Ach, und ich erst!“ sprach sie und zog sich noch weiter in den Schatten zurück. „Welche Leere wird sich um mich verbreiten, wenn dieses Haus hinter mir liegt! Was nenne ich noch mein eigen, als die Erinnerung daran!“

„Nicht diese Schwermuth!“

Er war aufgestanden und hatte sich ihr genähert.

„Neue Eindrücke, andere Menschen, andere Dinge sollen auf Sie wirken. Verschließen Sie sich ihnen nicht eigensinnig. Es ist nicht möglich, Alles festzuhalten, was wir einmal ergriffen. Früh müssen wir uns gewöhnen, daß es kein Glück ohne Schmerz, ohne Kosten giebt. Wer die Freuden seines Lebens richtig wägt, weiß, daß er sie sämmtlich theuer bezahlen muß. Blicken Sie vorwärts, ein stilles Bild schließt sich heute für Sie ab, morgen öffnet sich Ihnen ein größeres, bunteres. Aus dem verschollenen Schloß werden Sie in einen glänzenden Palast treten. Seien Sie munter, wiegen Sie sich auf der Woge, die Ihren Kahn pfeilschnell und mühelos dahinträgt. Ach, nur zu bald kommt die Stunde, wo Sie rudern müssen — mit aller Kraft Ihres Leibes und Ihrer Seele rudern — rudern im öden Einerlei der Welt!“

Während er so sprach, hatte er sie bei den Händen

gefaßt und sanft in die Mitte des Zimmers, in den hellen Schein der Kerzen gezogen. Aber er versuchte umsonst, einen Blick von ihr zu erhaschen; sie hatte die Augen geschlossen, als schmerze sie das Licht. Eine tiefe Rührung hatte sich ihrer bemächtigt, und mit der feinen Empfindung des Weibes ahnte sie, daß auch er mit seinen Weisheitssprüchen nur die in ihm aufsteigende Wehmuth des Abschieds bekämpfte.

„Rudern im öden Einerlei der Welt!“ wiederholte sie. „Und wenn mir die Arme kraftlos bei der unholden Arbeit sinken . . .“

„Dann rufen Sie mich.“

„O, wenn wir vereint in einem Boot dahinführen!“

Aber in der nächsten Minute schon hatte sie sich von ihm losgerissen, war nach dem Fenster gestürmt und hatte es aufgerissen. Scharf und kühl wehte die Luft herein, um ihre heiße Stirn, in ihren Locken. In dem Zug des Windes war etwas wie das erste Athmen des Herbstes.

„Eitle Wünsche! Der Sturm treibt die Blätter der Bäume so gleichmüthig wie unsere Gedanken und unsere Tage dahin. Ist Alles nur dazu da, verweht zu werden? Verweht in den unermeßlichen Abgrund des Nichts?“

„Es verweht nicht spurlos, sondern gestaltet sich zu neuen Erscheinungen. Glauben Sie nicht, daß die

Begebenheiten dieser Tage, losgelöst von allen Zufälligkeiten, in ihrem geistigen Inhalt verdichtet, den Kern eines neuen Lebens für uns bilden werden?"

Er war ihr gefolgt und stand hinter ihr. Nun schaute sie ihn groß mit ihren glänzenden braunen Augen an.

„Ein neues Leben!" hauchte sie und träumte wieder in die Nacht hinaus, den ziehenden Wolken nach.

Kein menschlicher Ton war vernehmbar; zu ihren Füßen rauschten die Bäume, oben am Himmel glänzte einsam in bläulichem Schimmer ein strahlender Stern.

Paul hatte die Hände über sein Gesicht gelegt; schwankte der Boden unter ihm, oder hatte ein bedenklicher Schwindel ihn ergriffen? Immer weiter fortgeschoben, an welchen Abgrund war er gerathen? Im Taumel der Leidenschaft hinabspringen oder mit kalter Ueberlegung zurücktreten, was ist menschlicher? Hatte sie nicht gesagt: Alles verweht? Der Rausch wie die Entsagung; für die Harmonie des Weltalls ist das Eine so gleichgültig wie das Andere. Ein Ende mußte gemacht werden.

„Schönste", sagte er, und ließ die Hände sinken, in seinem gewöhnlichen scherzhaften Ton, „wie gut wäre es in dieser Stunde, wenn ich mit meiner Flugmaschine zu Stande gekommen wäre! Ein Luftsegler, der uns der Erde entrückte und himmelan trüge! Sein

Flug wetteifernd mit dem Schwunge unserer Begeisterung! Zu jenem Sterne hinauf, wo vielleicht noch eine selige Griechengottheit herrscht! Apollo, der Leuchtende, oder Venus, die Schöne! Wie glücklich, frei und ungebunden wollten wir da sein, schwebend in der Unermeßlichkeit. So aber, liebste Corona, werden Sie mir morgen von langsamen Pferden entführt werden; ergieb Dich drein, liebe Seele! Und was das Wichtigste ist, Cousine, suchen Sie Ihr Lager, damit Ihre Augen in der Frühe frisch und munter sind. Gute Nacht, liebes Kind! Es ist in uns und um uns etwas, das wesenlos scheint, ein verlorenes Echo aus einer schöneren Welt, und dem wir, um es besser zu genießen, keinen Namen geben wollen, wissen wir doch, daß es unseres Herzens schönstes Blühen ist. Lasse dies Wissen, beim Glänzen jenes Sternes, uns genügen! Gute Nacht!"

Er hielt ihr die Hand zum Abschied entgegen.

Aber mit einer wilden Bewegung, schluchzend und jubelnd zugleich warf sie sich an seinen Hals.

„Böser, lieber, böser Mann!" rief sie und preßte einen leidenschaftlichen Kuß auf seine Lippen.

Unwillkürlich wollte er die zarte, biegsame Gestalt an sein Herz drücken, doch schnell hatte sie sich seinen Armen entwunden und war zur Thür hinausgeeilt. Von dem heftigen Zugwinde, als sie die Thür in das Schloß warf, verlöschten die Kerzen im Zimmer.

Paul stand im Dunkeln. Draußen im Corridor hörte er sie singen: „All' mein Glück ist nun dahin!“ Und wie er lauschte, entfernten sich die Töne immer weiter, wurden schwächer, verklangen, verhauchten ... Durch das Fenster wehte der Herbst.

Ende des ersten Bandes.

Im goldenen Zeitalter.

Im goldenen Zeitalter.

Roman in vier Büchern

von

Karl Frenzel.



Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Zweites Buch.



Erstes Capitel.

Eben war im stattlichen Aufzug die junge Königin von Frankreich Marie Antoinette in den Schloßhof von Versailles eingefahren. Das war ein buntes und lustiges Gewühl von Damen und Herren, von Gardes du Corps in ihren prächtigen Uniformen und von leichtfüßigen Pagen, von wappengeschmückten Carossen und englischen Reitpferden. Der Hof kehrte von einer Spazierfahrt durch den Wald von Satory zurück. Es war im ersten Frühling, an einem warmen Apriltag, der keine Launen hatte. Die Sonne lächelte und die Königin auch, und der Glanz, der von beiden ausstrahlte, leuchtete auf allen diesen Menschengesichtern wieder. Nach langem Winter ein fröhliches Erwachen der Erde und der Herzen, die Bäume schlugen in Knospen, Blätter und Blüthen aus, frohe Hoffnungen umgaukelten die Menschen. Sie verglichen den Himmel, der sich klar und blau über ihnen ausspannte, mit einem Vorhange, der ihnen noch auf eine kurze Weile das entzückende Schauspiel einer glücklichen Zukunft verbirgt. Aber leise und allmälig wird er sich heben

und ihnen ein Land der Fülle und des Segens, eine tugendhafte, fröhliche, von allen Fesseln der Tyrannei und des Aberglaubens befreite Menschheit zeigen, in ihrer Mitte ein junges Königspaar. Genieße doch Einer diesen Himmel, dies Frühlingswehen, diesen milden Nachmittagssonnenschein, betrachte er dies lärmende, in tausend Farben schillernde Getümmel, das in dem großen Ehrenhofe vor dem im Hintergrunde sich erhebenden mächtigen Schlosse, hinter vergoldeten Gittern auf- und niederwogt, und habe nicht ähnliche freudige Empfindungen und Erwartungen.

Auch das Volk, das gaffend vor den Thoren und Gittern dieser Herrlichkeit zuschaut, war von dem allgemeinen Taumel mit ergriffen. Wiederholt trug es, wenn es nur möglich wäre, daß menschliche Stimmen so weit drängen, den König und die Königin in seinen Hochrufen zur Sonne empor. Es bewunderte den prächtigen Anzug des ritterlichen Grafen von Artois und den englischen braunen Renner des Grafen von der Provence. Die neue Livrei der Reitknechte fand seinen Beifall, und der Strohhut der Königin mit den stolz herabnickenden drei Federn wurde zum Weltwunder.

„Das Alles ist gut und schön", sagte ein alter Herr mit sauber gepudertem Haar und in einem Rock, der noch den Schnitt von 1750 bewahrte, mitten in dies Freudengeschrei hinein, „aber der alte Hof trat doch mit mehr Würde auf."

„Weil Ihr wohl noch Kammerdiener waret, Meister Clement?“

Im fröhlichen Gelächter gaben die Umstehenden ihre Zustimmung zu dieser Bemerkung zu erkennen.

„Wenigstens habe ich in dieser Stellung besser lernen können, was einem König ansteht, als in einer Schlosserwerkstatt“, entgegnete der Alte und zupfte seine weiße, wohlgefältelte Busenkrause zurecht.

„Oho, Meister Clement, unser König lernt bei meinem Meister Gamain das edle Handwerk.“

„Das ist's eben“, meinte der Andere mit unvergleichlicher Hoheit, „mein König, Ludwig XV., hatte nichts gelernt.“

„Geld hat er verschwendet, Mädchen hat er verführt: die beiden Künste verstand er aus dem Grunde! Das arme Volk hat er mit unerschwinglichen Steuern bedrückt! Er war ein Tyrann! Hat seine Pompadour nicht den bösen Krieg mit dem großen Friedrich angefangen? Ein schöner Krieg, überall haben wir Schläge bekommen! Und warum das ganze Unheil? Ihr guten Leute, weil König Friedrich einen guten Witz über die Marquise gemacht hatte! Habt Ihr je gehört, daß Franzosen um eines Witzes wegen Krieg angefangen haben?“

„Was hat denn der König gesagt?“ fragten Andere.

„Frankreich, hat der König zu Voltaire gesagt —“

„Ah, Voltaire! Der große Voltaire!“

„Frankreich wird nicht von Ludwig XV., sondern von Unterröcken beherrscht."

„Von Unterröcken! Das ist drollig!"

„Die Herzogin von Chateauroux war Unterrock Nummer eins, die Marquise Unterrock Nummer zwei —"

„Und Unterrock Nummer drei die Gräfin Dubarri", fiel Einer ein.

„Ein Nagel vertreibt den anderen, und jede Nummer ist schlechter, als die vorhergehende."

„Nun gar die Dubarri! Habt Ihr sie gesehen? In ihrem prächtigen Hause zu Luciennes? O, es ist eine Schande! Wessen Reichthümer verpraßt dies sittenlose Weib? Die des armen Volkes. Der neue König hätte sie in ein Kloster stecken sollen —"

„Ja, wenn es nach Euch ginge, Ihr Lästermäuler!" gelangte endlich der Alte wieder zum Wort. „Aber Könige denken nicht wie Tagelöhner. Dem Himmel sei Dank, so tief in dem Schmutz steckt das französische Königthum noch nicht! Was schmäht Ihr diese edle Dame, die Gräfin Dubarri? Spendet sie Euren Armen nicht reichlich Wohlthaten? Vor drei Jahren habt Ihr alle die Schleppe ihres Kleides geküßt ..."

„Das weiß man ja, daß Meister Clement auf die Dubarri nichts kommen läßt! Gelt, Alterchen, Ihr seid noch immer ihre rechte Hand?"

„Blitzdonner, ein prächtiges Weib war sie! Ich hab' sie einmal in ihrem Phaeton fahren gesehen ...“

„Das war heute ein herrlicher Aufzug ...“

„Mir gefallen eigentlich die englischen Pferde nicht, sie sind so dünnbeinig und so mager ...“

„Pferde und Menschen aus England: ich hasse sie. Wenn ich gefragt würde, hätten wir schon morgen Krieg mit John Bull.“

„Der wird nicht lange auf sich warten lassen. Es heißt, in Paris wären Abgesandte der Amerikaner —“

„Ei, was Ihr sagt! Huronen?“

„Nicht doch, ist der Nachbar dumm! Ein Buchdrucker aus einer Stadt — ja, die Namen kann Keiner behalten!“

„Ein Buchdrucker? Was will denn der?“

„Ein Bündniß mit uns schließen.“

„Ein Buchdrucker!“

Ein schallendes Gelächter erfolgte.

„Nachbar Seifensieder, Ihr bindet uns Märchen auf! Der König von Frankreich kann doch nicht mit einem Buchdrucker verhandeln!“

„Das ist nur eine Finte. Wer weiß, was dahinter steckt?“ erhob jetzt der größte Politiker des Kreises, die Stirn in die Falten der Weisheit gezogen, seine Stimme. „Große Herren reisen oft unter anderem Namen, in schlichter Tracht. Incognito nennt man das. Wenn man jedem Rock ansehen könnte, wer darin

steckt! In Paris geht ein Gerücht, der deutsche Kaiser Josef, der Bruder unserer Königin, der erwartet wird —"

Wie Einer, der die Neugierde der Andern auf das Aeußerste spannen will, zog er sein Gesicht und seine Worte immer mehr in die Länge, so daß die Ungeduldigen riefen:

„Was denn? Heraus mit Eurem Geheimniß, Meister Gilbert!"

„Wer spricht von Geheimnissen? Von Staatsgeheimnissen? Wollt Ihr mich in die Bastille bringen?"

„So redet doch!"

„Der Kaiser wird erwartet. Gut; aber wißt Ihr, wann er ankommt? Heute, morgen, übermorgen? Nein, Ihr wißt es nicht. Und wenn er nun gar schon in Paris wäre? Incognito, als Buchdrucker? Hm, versteht Ihr!"

„Was sagt Ihr? Kaiser Josef schon in Paris! Und ohne Ehrenpforten, ohne feierlichen Empfang? Ihr seid ein Tausendkünstler, Meister Gilbert, habt Ihr den Kaiser durch die Luft geführt?"

„Durch die Luft in der Maschine, die der gute Blanchard erfinden will?" „François Blanchard in dem Hause mit den grünen Jalousien am Markt?" „Freilich, giebt es noch einen andern Blanchard in Versailles?" „Geht doch mit dem! Ihm rappelt es im Kopfe, ihm und seiner alten Mutter!"

„Der Kaiser in Paris", kamen Andere wieder auf den ersten Gegenstand des Gespräches zurück. „Das wird große Veränderungen im Staate und am Hofe geben!" „Da werden wir wohl den Krieg mit den Engländern beginnen!" „Der Kaiser ist ein Menschenfreund, er wird die Maßregeln der neuen Minister unterstützen ..."

„Nun schwatzt das Volk gar über politische Dinge", brummte der alte Herr in dem braunen, altmodischen, aber sauberen und noch immer glänzenden Sammetrock und sah zu einem Manne auf, der unter Allen ihm allein geeignet schien, in politischen Angelegenheiten ein Wort mitzureden.

Schon der Anzug — der Rock von feinem blauen Tuch mit vergoldeten Knöpfen, nach englischem Schnitt, die dunkelfarbige Weste mit Stickereien, die glatt anliegenden Beinkleider, der runde Hut, dessen eine breite Krempe hochaufgerichtet im Nacken stand, während die beiden Seitenkrempen, die eigentlich nur eine waren, eine Kante über der Stirn bildeten — noch mehr die Weise, in der Alles getragen wurde, bezeichnete den Mann von Stande, wahrscheinlich, wenn sich der Kennerblick des alten Kammerdieners nicht betrog, einen Fremden. Er hatte sich einen guten Platz an einem der Pfeiler des Portals gesucht, von dem er den ganzen Hof übersehen konnte. Die Wachen hatten es nicht gewagt, ihn zurückzudrängen, und er hatte

vollauf Muße gehabt, die Damen in den Wagen, die Edelleute auf ihren Pferden zu mustern. Erst als die Namen: Kaiser Josef, François Blanchard — aus der Volksmenge an sein Ohr schlugen, hatte er sich umgewendet und seine Blicke begegneten denen des alten Herrn.

„Wollen Sie es diesen guten Leuten verargen", sagte er mit zuvorkommender Freundlichkeit zu Meister Clement, „daß sie sich ihre Gedanken über die Ankunft des deutschen Kaisers machen? Eine Begebenheit, die doch nicht zu den alltäglichen gehört! Und wie sonderbar ist es, daß sich zu gleicher Zeit auf demselben Raume der Kaiser des ältesten Reichs in der alten Welt und die ersten Republikaner der neuen treffen: ein wunderliches und lehrreiches Schauspiel, das Jedem zu denken giebt."

Der Kammerdiener horchte auf: leicht merkte sein feines, an die Sprache des Oeil de Boeuf gewöhntes Ohr den leisen fremdartigen deutschen Ton des Fremden, allerlei Beziehungen entwickelten und verwebten sich vor seiner geschäftig arbeitenden Phantasie, unwillkürlich mußte er der Zeit gedenken, wo er noch selbst, am Hofe des alten Königs, im Mittelpunkt so mancher Ränke, Listen und Abenteuer gestanden hatte. Wider seinen Willen war er mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. in den Ruhestand verwiesen worden; wenn sich ihm jetzt in der Begegnung mit diesem Fremden

unerwartet die längst gewünschte Gelegenheit bot, wieder eine Verbindung, sei es auch nur die loseste, mit dem Hofe anzuknüpfen, Staatsgeheimnisse und Liebesgeschichten der vornehmen Gesellschaft zu erfahren: unter seiner Krause hüpfte Clement's altes Herz vor Vergnügen.

„Gewiß, ein merkwürdiges Zusammentreffen", gab er darum zur Antwort, „obgleich ich nicht glaube, daß die kaiserliche Majestät sich aus freien Stücken mit diesem Herrn Franklin aus Philadelphia einlassen wird . . ."

„Warum nicht? Der deutsche Kaiser verkehrt gern mit Leuten aus allen Ständen, und da er, wie es heißt, diese Reise nur macht, um Frankreich kennen zu lernen, warum sollte er nicht eine der größten Merkwürdigkeiten aufsuchen, die Frankreich jetzt besitzt: die Amerikaner am Versailler Hofe?"

„Sie belieben zu scherzen, mein Herr — —" er hielt artig und besorgt zugleich inne, daß er dem Fremden nicht den ihm gebührenden Titel geben könnte.

„Ich hörte Sie vorhin von den Umstehenden Herr Clement nennen — nennen Sie mich Herr Paul", entgegnete lächelnd der Mann mit dem runden Hut.

Es war Paul Erbach, mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen.

Der Alte verneigte sich:

„Nach Ihrem Wunsch, Herr Paul; aber erlauben

Sie mir, Ihnen mein Erstaunen auszudrücken, daß Sie in diesem wilden Gelärm, ganz im Anschauen unserer Königin und ihrer Damen verloren, wie Sie dastanden, dennoch meinen Namen gehört und behalten haben."

„Zufall, Herr Clement! Ein Reisender achtet eben genauer auf jede anziehende Persönlichkeit."

„O, Sie schmeicheln! Sie beschämen mich!"

„Nicht im Geringsten. Unter all' den neuen Menschen, die ich da" — er deutete nach dem Hofe hinüber, in dem sich jetzt, nach Entfernung der Herrschaften, nur noch die Diener tummelten — „stolz auf ihre junge Herrlichkeit sich brüsten sah, erinnerten Sie mich allein an die alte Zeit."

„Sie selbst aber, Herr Paul, gehören doch diesem jungen Geschlechte an . . ."

Auch vor dem Schlosse hatten sich indessen die Volkshaufen zerstreut; in kleineren Gruppen standen noch hier und dort einige Müßiggänger, am dichtesten gedrängt um Meister Gilbert: eine Gruppe, die sich durch Reitknechte und Jäger, welche aus dem Hofe nach Verrichtung ihrer Geschäfte daherkamen, mehr und mehr vergrößerte.

Erbach ging langsam neben dem alten Herrn auf und nieder.

„Ich gehöre nicht nur zur Jugend — wenn Sie mein Mittelalter Jugend nennen wollen, Herr Clement! —

ich liebe sie auch. Doch diese Liebe hindert mich nicht, zuweilen gern an die Vergangenheit zurückzudenken. Mich ergriff vor diesem stolzen Schlosse das Gefühl der Vergänglichkeit. Die Einen ziehen aus, die Anderen ziehen ein. Und diese Mauern, werden sie ewig halten, diese Portale, diese Gitter? Was ist das Ende, Herr Clement? Ruinen!"

„Ja wohl! Ich bin auch so eine Ruine der guten alten Zeit! Der Tage, die nicht wieder kommen!"

„Eine Ruine? Sie spotten, Herr Clement! Ein Mann wie Sie, so fest auf den Füßen, von so frischer Gesichtsfarbe —"

„Ein hoher Sechziger, Herr Paul!"

„Sie haben dem verstorbenen Könige gedient?"

„Bis zuletzt. Sie reden ihm jetzt viel Uebles nach, mir war er ein guter Herr. Und da ist es mir im Grunde lieb, daß ich meine Entlassung erhalten habe, ich hätte mich in die neuen Sitten und Gesichter nicht zu schicken gewußt."

„Sie ruhen nun aus in behaglicher Muße! Schreiben wohl gar nieder, was Sie erlebt! Gestehen Sie es nur, Sie sind so etwas von einem Philosophen."

Meister Clement lachte vergnügt in sich hinein und sagte abgebrochen: „Erlebt! Ja, was haben diese Augen nicht gesehen! Und wenn ich schreiben wollte... von den Fahrten nach Compiègne, von der Vorstellung

der Frau Gräfin Dubarri bei Hofe! Aber ich langweile Sie mit bekannten Geschichten, mein Herr ..."

„Das glauben Sie selbst nicht, ein Fremder in Versailles kann gar nichts Besseres thun, als Ihnen zuzuhören."

Darüber hatten sie sich allmälig vom Schlosse entfernt und waren, eine Straße rechter Hand entlang gehend, auf den Markt gekommen.

„Verweilen Sie schon längere Zeit in der Stadt?" rückte der ehemalige Kammerdiener des Königs, der bei der Freundlichkeit des Reisenden immer muthiger wurde, mit einer bestimmten Frage hervor.

„Seit fünf Tagen. Ich wohne dort drüben", und er zeigte auf ein Haus mit grünen Jalousien.

Clement machte eine Verneigung, als wolle er dadurch für diesen Beweis entgegenkommenden Vertrauens danken, und kniff dabei seine grauen klugen Augen mit einem pfiffigen Verziehen der Lippen zu:

„Bei François Blanchard und seiner Mutter Madeleine Blanchard! Es sind hübsche Zimmer im Hause, auch ein kleiner Garten, wenn ich nicht irre ..."

„Und stille gefällige Leute. Bei meiner Ankunft in Versailles stand das obere Gestock des Hauses zufällig leer —"

„Zufällig?" unterbrach mit einem eigenthümlichen, leisen Tonfall Clement die Rede Paul's.

„Nicht zufällig?"

„Es ist nichts, Herr Paul, gar nichts! Eine vergessene Geschichte! Die Welt lebt jetzt so rasch. Es sind zwei Jahre her, oder länger, was weiß ich? Seitdem standen die Gemächer, die Sie jetzt inne haben, leer. Vor Ihnen hat sie ein Marquis von Pierrefonds bewohnt . . .“

„Meinetwegen wer will! Die Zimmer sind luftig und gefielen mir. Was darin geschehen, kümmert mich nicht. Zuletzt hat jeder Raum seine lächerliche und seine traurige Geschichte gehabt.“

Der Kammerdiener drückte nur durch ein Nicken mit dem Kopfe seine Zustimmung aus. Alles an dem Fremden erschien ihm seltsam und geheimnißvoll, seine Spannung stieg, je länger er mit ihm sprach. Mit Schrecken erkannte er nun, daß sie am Ziel ihres Ganges und vermuthlich auch ihres Gespräches waren: dort erhob sich das Haus der Blanchard's — von grauen Steinen mit spitzgiebligem Schieferdach, die unteren Fenster klein, die im ersten Stockwerk höher, darüber schmale Dachluken, die Hausthür von Eichenholz mit vielen eisernen Beschlägen wohlverschlossen: von all' den stillen Häusern umher, die hinter den Kastanienbäumen lagen, das stillste.

Drei Schritte noch und der Fremde war auf der Schwelle, der Neugierde und den Forschungen Meister Clement's vielleicht für immer entrückt.

Paul warf einen raschen Blick auf das Haus, zog

seine Uhr, sah nach dem Stande der Sonne und meinte:

„Wir werden einen schönen Abend haben und man sollte ihn im Freien genießen."

Es war in der fünften Stunde des Nachmittags.

„Was mich betrifft", sagte aufathmend der Kammerdiener, „so habe ich noch einen tüchtigen Weg vor mir, ich will nach Luciennes."

„Sieh, sieh! Da werden Sie vor Sonnenuntergang nicht eintreffen."

„Ich hätte eher aufbrechen sollen. Aber, Herr Paul, wo der Vogel einmal sein Nest gehabt, dort baut er es wieder. Ich kann an dem Schlosse nicht vorübergehen, ohne in den Hof zu gucken. Und heute hat das Gucken gar kein Ende genommen. Thorheit, denn ich habe viel schönere Damen und viel stattlichere Auffahrten gesehen! So schelte ich mich nachher. Was für ein wunderliches Geschöpf ist doch der Mensch!"

„Und überdies habe ich Sie mit meiner Geschwätzigkeit aufgehalten, Herr Clement!"

Auf das Lebhafteste wurde dieser Vorwurf zurückgewiesen, und während so das Gespräch wieder in Gang kam, schritten sie zugleich rüstig vorwärts, über den Markt hin, durch die einsamen Gassen, dem mit Pappeln und Kastanien bestandenen Wege zu, der an Hügeln und Weinbergen, an Feldern und dem Saum des Waldes vorüber von Versailles nach dem Dorfe und

dem Schlosse von Luciennes führt. Umher eine blühende, wohlangebaute, im ersten Frühlingsgrün schimmernde Landschaft. Von kleinen Zier- und Gemüsegärten wird das Getreidefeld unterbrochen, dort grenzt es an den dunkelnden Wald. Versteckt hinter Bäumen und Fliedergebüschen liegen kleine Landhäuser, königliche Schlösser. Von diesem Hügel überschauen die Wanderer die ganze Gegend: im Osten eine gewaltige, von Thürmen und Kuppeln überragte Häusermasse, von Rauchwolken umflogen, die allmälig goldbeleuchtet vor der untergehenden Sonne in zarten Fäden und Schleiern zerflattern: die Stadt Paris; im Westen Marly mit seinem Schloß und seiner Riesenmaschine, welche das Wasser in den Springbrunnen von Versailles steigen läßt; im Norden, am Rand des Horizonts, in den mannichfaltigsten Windungen, wie in schelmischer Neckerei hingezogen, das silberne Band der Seine. Eine Landschaft, die mit ihrem beständigen Wechsel von Hügel und Ebene, von Feld und Wald, hier mit dem ursprünglichen Reiz unverfälschter Natur, dort mit den gefälligen malerischen Schöpfungen der Gartenkunst das Auge erfreut und den Geist, im Hinblick auf so viele und verschiedenartige Bauwerke, mit Erinnerungen beschäftigt und in nachdenkliche Betrachtungen versenkt. Und Wald und Garten, die Schlösser und die Gestalten, mit denen die Phantasie sie im anmuthigen Spiel erfüllt, in einer milden, weichen, in Goldglanz und Frühlingsduft

zerfließenden Abendstimmung: das strengste Herz wird sanfter, und die tiefste Falte der Sorge und des Kummers glättet sich wenigstens auf Augenblicke.

Einen besseren Führer durch diese Gegend als Clement hätte sich Paul nicht wünschen können. Die Geschichte eines jeden Landsitzes umher war dem Kammerdiener Ludwig's XV. bekannt und geläufig: seit dreißig Jahren, so schien es, hatte sich auf diesem Fleck Erde in dem Kreise der vornehmen und ausschließlichen Gesellschaft des Hofes nichts ereignet, von dem Clement nicht Kunde gehabt — zuweilen nur eine flüchtige, oberflächliche Kunde, dann aber wieder ein so genaues, in die Tiefe dringendes Wissen, wie es allein aus einer umfassenden Kenntniß aller Verhältnisse, aus dem vertrauten Zusammenleben mit den entscheidenden Persönlichkeiten entspringt.

Es waren lustige Geschichtchen, bunte Abenteuer, Scherze und Witze, viel Lärmen um Nichts, das er in geschwätziger Redseligkeit zum Besten gab: kleine farbige Glassplitter, die der Kundige zu einem größeren Geschichtsbilde sich zusammensetzen mochte. Finstere, tragische Ereignisse streifte der Erzähler nur obenhin mit kluger Vorsicht, sein Urtheil über Lebende wie Todte war gleich zurückhaltend, er vertheilte das Licht in stärkeren Massen als den Schatten, wiederholt machte sich seine Kammerdiener-Moral geltend, aber sie hatte nicht in jedem Falle seine Anschauung getrübt

und verkleinert. Obgleich er in dem großen Kampfe um die Vorstellung der Gräfin Dubarri bei Hofe — einem der merkwürdigsten Ereignisse in seiner Dienstzeit, in dem er selbst eine Hauptrolle gespielt hatte — auf Seiten der Gräfin gegen den Herzog von Choiseul gestanden, der diese Vorstellung, als beleidigend für den Adel, um jeden Preis verhindern wollte, ließ er doch den bedeutenden Eigenschaften dieses Staatsmannes „volle Gerechtigkeit“ widerfahren.

Mit steigendem Vergnügen hörte Paul dem Geplauder des alten Herrn zu; strömte es nicht von geistreichen Bemerkungen über, so enthielt es doch unter vielem Nichtigen eine Reihe thatsächlicher Mittheilungen, die Erbach auf diesem für ihn so neuen und schlüpfrigen Boden zum Anhalt und zur Stütze dienen konnten.

Von schweren Bekümmernissen war sein Geist niedergedrückt. Dahin die Freudigkeit, die Hoffnung, die ihn an jenem Abend beseelt, als Corona von ihm Abschied genommen hatte! Ein vernichtender Gewittersturm hatte die Saat seiner Erwartungen zerschlagen, ein dunkler Abgrund die Wesen verschlungen, die er so sehr geliebt.

War es der Abgrund des Todes, aus dem es keinen Pfad aufwärts zum Licht und den Lebendigen giebt?

Oder war es nur eine Höhle, ein Kloster, ein Gefängniß, das sich öffnen läßt, deren Pforten Muth

und Beharrlichkeit, Gewalt oder Gold zu zersprengen vermögen? Auf diese Fragen sollte ihm Paris die Antwort geben.

Welche Zeit voll Angst, Sorge und Schrecken lag hinter ihm seit jenem Morgen, an dem Corona und Hedwig, Rechberger und Fritz Buchholz im Glanz der eben aufgegangenen Sonne von dem stillen böhmischen Schlosse zu ihrer Reise aufgebrochen waren, wo er ihnen durch die thauige Frische den Hügel hinab das Geleit gegeben hatte! In das Haus zurückgekehrt, hatte er dann den Tag über den Besuch Wenzel Swoboda's erwartet, und am Abend durch einen ausgeschickten Diener zu seiner Genugthuung erfahren, daß der Schreiber der Gräfin Thurm schon gestern die Pfarre wieder verlassen hätte! Wieder eine Besorgniß weniger, hatte der Graf gedacht, und war in seinen Gedanken diesen und manchen folgenden Tag den Reisenden durch Wälder, Thäler und Städte, die er alle kannte und die nun in hellsten Farben, in greifbarster Anschaulichkeit wieder vor ihm erstanden, gefolgt. Daß auch am zehnten Tage kein Brief von ihnen eingelaufen war, beunruhigte ihn nicht: sie werden erst von Frankfurt aus schreiben, wenn sie allen Gefahren glücklich entronnen sind, überredete er sich selbst; Gefahren, was hat es denn für eine Gefahr?

Am elften Tage erschien in Gestalt eines Briefes vom Oberstburggrafen Egon von Fürstenberg, der ihn,

zunächst noch in vertraulicher Weise, aufforderte, nach Prag zu kommen und sich wegen einer von der Gräfin Thurm wider ihn erhobenen Anklage auf gewaltsame Entführung ihrer Enkelin zu rechtfertigen, der erste schwarze Punkt an seinem Himmel.

Erbach stützte den Kopf in die Hand: nun, sie werden jetzt jenseits der Grenzpfähle sein, und kommen mit jeder Stunde dem französischen Boden näher, sagte er und reiste nach Prag.

Der Oberstburggraf empfing ihn in gemessener Förmlichkeit, so daß Erbach stutzte und auf seine Fragen erwiederte:

„Habe ich dem Richter oder dem Freunde zu antworten?“

„Zunächst einem Manne, Herr Graf, der Ihnen wohl will“, sagte Fürstenberg.

Darauf hin erzählte Erbach, wie er Corona gefunden, daß er sie nach Tannburg geführt und auf ihre Bitten nach Paris zu seiner Gemahlin geschickt habe. Der ganzen Mittheilung war der Stempel der Wahrheit so deutlich aufgedrückt, daß der Oberstburggraf sich durchaus davon befriedigt erklärte und mit einem Ton des Mitleids, mit einem unwillkürlichen Zögern seinerseits fortfuhr:

„Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen jetzt eine schmerzliche Eröffnung machen muß. Aus den harmlosen Anfängen hat sich ein Trauerspiel entwickelt!“

Auf den ersten Anblick, der ihm nach diesen Worten geboten wurde, war Erbach nicht gefaßt; man zeigte ihm eine Leiche: ob er in dem Getödteten seinen Diener Rechberger erkenne? Wie entstellt der Leichnam auch schon war, ein Blick genügte Paul zu dieser entsetzlichen Erkennung. Er schämte sich der Thränen nicht, die ihm in Gegenwart des Oberstburggrafen und der Gerichtsbeamten über die Wangen liefen. Nicht im Kampfe war der getreue Mann gefallen, im Rücken hatten ihn zwei verrätherische Kugeln getroffen und niedergestreckt.

Schweigend, die Lippen zusammengepreßt, aber im Herzen einen brennenden Zorn, und sich selbst und dem Schatten des Ermordeten Rache gelobend, hatte er den Bericht über das unglückliche Ereigniß, den ihm ein Schreiber aus den Acten vorlas, mit angehört. Eingehende Mittheilungen Fürstenberg's suchten dann später Einzelnes aufzuklären, Irrthümliches zu berichtigen. Nach diesen Nachrichten war der Verlauf folgender gewesen: Von Seiten der Gräfin Elisabeth Thurm hatte der Schreiber Wenzel Swoboda einen Brief dem Oberstburggrafen überreicht, in dem die Klage gegen den Grafen Erbach erhoben wurde; zugleich meldete der Schreiber die beabsichtigte Reise des Fräuleins Corona nach Paris und bat im Namen seiner Herrin um Verhinderung derselben. Der Oberstburggraf war indessen nicht gewillt, darauf einzugehen, selbst als der

Erzbischof von Prag ihn mit derselben Bitte antrat und ihn im Namen der Religion aufforderte, gegen solche offenbare, gewaltthätige Entführung kraft seines Amtes einzuschreiten. Während Fürstenberg, wie er versicherte, noch schwankte und Ausflüchte suchte, trafen rasch nach einander zwei Staffetten aus Wien ein, Handschreiben der Kaiserin, die ihn mit ihrer Ungnade bedrohte, wenn er nicht das Entkommen der Flüchtigen unter allen Umständen hindere. Hier schaltete der Oberstburggraf ein, daß er, der Graf Erbach, bei der Kaiserin auf das Aergste verleumdet worden sein müsse, er werde in dem einen Briefe als Freimaurer und geheimer Verschwörer bezeichnet. Auf solche Mahnungen hin blieb dem Oberstburggrafen nichts übrig, als die Reisenden anhalten und verhaften zu lassen. Eines Abends, eine Meile von Eger, hart an der fränkischen Grenze, seien sie erreicht worden; ein Kampf habe nicht stattgefunden, sie hätten sich willig dem Officier und seinen Reitern ergeben. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, habe man das Fräulein in dem verschlossenen Wagen sitzen lassen und, wie es die Gräfin bestimmt, nach Prag in ein Kloster geführt. Rechberger und seine Tochter habe man nach Eger unter schwacher Bedeckung zurückbringen wollen; im Walde aber hätte sich die Truppe verirrt, dem Mädchen sei es gelungen, zu entkommen, und der Vater plötzlich durch zwei aus einem Gebüsche fallende Schüsse niedergestreckt worden.

Der Oberstburggraf versicherte, daß ihn selbst diese unsicheren Angaben der Soldaten, denen die Bewachung der Gefangenen anvertraut gewesen, nicht befriedigten, und daß eine strenge Untersuchung hinsichtlich dieser Vorfälle in Eger vor einem Kriegsgerichte noch anhängig wäre.

Wie hätten diese halben und ungewissen Andeutungen Erbach in einer Angelegenheit zufrieden stellen können, welche so tief und schmerzlich in sein Herz griff! Aber was vermochte er zu thun? Mußte er sich doch selbst wie einen Verdächtigen betrachten, auf den eine schwere Anklage in jedem Augenblicke fallen konnte! Eine Unterredung mit dem Fräulein, um die er bat, in Gegenwart von Zeugen, im Sprechzimmer des Klosters, wurde ihm von dem Oberstburggrafen verweigert: das Fräulein sei krank und in strenger Clausur, er selbst, Fürstenberg, habe sie noch nicht gesprochen, übrigens wollte er Erbach nicht einmal das Kloster nennen, in das sie gebracht worden war.

Nicht bessere Auskunft wurde Paul in Eger. Es waren ungarische Husaren gewesen, welche die Flüchtigen eingeholt. Der Rittmeister, der den Zug geführt, hatte sich auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin nach Wien begeben, ihr mündlich seinen Bericht abzustatten. Die Leute verstanden kaum die deutsche Sprache und wußten sich nicht darin auszudrücken. Ihre Aussagen waren unklar, verwirrt und widersprachen einander.

Den Auditeur des Kriegsgerichts fand Erbach, nach einem goldenen Handdruck, weniger förmlich und verschlossen, als den Oberstburggrafen; nach dessen Ansicht waren einige der Soldaten von Rechberger bestochen worden, ihn mit seiner Tochter bei einer günstigen Gelegenheit entwischen zu lassen: dem Mädchen sei die Flucht geglückt, den Alten habe ein unseliges Verhängniß ereilt; wer die beiden Schüsse abgefeuert, werde wohl niemals herausgebracht werden: das Dunkel des Waldes und die Dämmerung des Abends habe die Unthat mit doppeltem Schleier bedeckt. Von dem Auditeur erfuhr der Graf auch, daß Fritz Buchholz achtundvierzig Stunden in der Festung gesessen, worauf man ihn freigelassen und über die Grenze geführt habe, das Fräulein sei nach dem Kloster der Ursulinerinnen nach Prag geschafft worden. Wenn von einem Zeugen des schrecklichen Vorfalls die ganze ungeschminkte Wahrheit zu erkunden war, so konnte es nur Buchholz sein. Wo aber den unglücklichen jungen Mann finden, der ohne seine Schuld in solche tragische Verwicklungen hineingerissen und vielleicht auf immer aus der ruhigen Bahn seines Lebens gelenkt worden war? Es vergingen noch einige Wochen schmerzlichster Trauer und Unruhe, ehe Erbach in der Tannburg, wohin er sich in Gram, Zorn und Menschenhaß zurückgezogen, ein Lebenszeichen von Fritz Buchholz erhielt. Aus Dresden brachte ihm unter geheimnißvollen Umständen ein Kauf=

mann, der dem Vorgeben nach Geschäfte in Tetschen abzuwickeln hatte, einen Brief: er kam von Fritz Buchholz aus Frankfurt am Main.

„Erlauchter, gnädigster Herr Graf", schrieb Fritz. „Dieses Schreiben wird gewiß in Dero Hände gelangen, denn ich vertraue es einem Bruder unserer Loge an. Der Umstand, daß ich auf zwei Briefe, dato Neumarkt und dato Würzburg, bis heutigen Tages auch nicht ein Zettelchen von Ew. gräflichen Gnaden, Antwort und Rath erhalten, in dem unerhörten und jämmerlichen Mißgeschicke, das uns alle betroffen hat, läßt mich fürchten, daß Gräfliche Gnaden diese meine Briefe gar nicht zu Gesicht bekommen haben! Aber das schreckliche Unglück, das uns heimgesucht, kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein. Das gnädige Fräulein gefangen, Hedwig auf der Flucht, vielleicht krank, vielleicht todt — ach! ich weiß es nicht! Auch nicht, wie und wo der brave, treue Rechberger ein Ende genommen! Und ich bin wehrlos, nicht im Stande zu helfen! Ich habe nur Klagen, Thränen, Verzweiflung! Ich will Dero Geduld nicht ermüden und nur kurz berichten, wie es uns an jenem traurigen neunten September ergangen. Wir hatten glücklich das Thor von Eger passirt und fuhren der Grenze zu, als Rechberger mir winkte, näher an den Wagen heranzureiten. Er war aber aufgeschlagen und verschlossen, da es regnete. „Paßt auf, Brandenburger",

sagte er, „heute giebt's was. In der Stube des Thorhüters grinste eine Fratze: bei dem Donner von Leuthen, es war der Schuft Swoboda. Das bedeutet Unglück." — „Was soll ich thun?" fragte ich. „Rettet nur die Mädchen!" „Ihr habt mit König Friedrich gesprochen", fuhr er fort, „Ihr werdet Euch vor einem österreichischen Obersten nicht fürchten. Bleibt hinter dem Wagen eine Strecke zurück: verfolgen sie uns, werden sie zuerst über Euch herfallen. Wenn sie Euere Papiere durchsuchen, werden sie stutzig werden. Redet nur beständig von dem Könige, vor dem haben sie noch eine heidnische Furcht, und halten sie Euch gar für einen geheimen Abgesandten Seiner Majestät, um so besser. Ihr werdet ihnen dann als die wichtigste Beute erscheinen, und wir gewinnen das Weite." Ew. Gnaden werden über diese Kriegslist lachen, aber in der Noth hält man sich an einen Strohhalm. Bald hatte der Wagen einen Vorsprung gewonnen, er verschwand eben um eine Waldecke, als die nachsetzenden Reiter uns erreichten. Da kam es nun ganz anders, als Rechberger geglaubt. Sechs Soldaten nahmen mich in ihre Mitte und führten mich, ohne sich um meine Einwendungen zu kümmern, spornstreichs nach Eger zurück, während die andern im wilden Galopp dem Wagen nachsprengten. Zwei Tage lang saß ich in einem schlimmen Gefängniß, allein, ohne Verhör. Am dritten stellte man mir meine Pässe und mein Felleisen wieder

zu und ließ mich frei. Doch hätte ich binnen einer Stunde die Stadt zu verlassen, Soldaten würden mich über die Grenze führen, und der Tod sei mir gewiß, wenn ich mich wieder diesseits derselben blicken ließe. Daß ich nach dem, was ich erfahren, just nicht das Verlangen trug, ohne Noth in österreichischen Landen zu verweilen, konnten sich die Herren in Eger denken. Ich meinestheils hatte also nichts zu besorgen, aber mein Herz war nichtsdestoweniger bekümmert. Und mit jedem Schritte wurde es mir schwerer und das: „Vertrau' dem Herrn deine Wege!“ wollte gar nicht mehr aus der Tiefe der Seele freudig heraufkommen. Der Wachtmeister, der mich an die Grenze begleitete, hatte Mitleid mit meiner Bekümmerniß, und ein paar Gulden machten ihm die Zunge geschmeidiger. Er erzählte mir, was ich Ew. Gnaden in den beiden obbemeldeten Briefen ausführlicher geschrieben: das beklagenswerthe Geschick meiner Reisegefährten! Eine Woche lang durchstreifte ich zu Fuß alle Dörfer an der Grenze, um eine Spur Hedwig's zu entdecken. Es war ein vergebliches Bemühen; kein Mensch wollte eine junge Dirne gesehen haben, auf die meine Beschreibung gepaßt hätte. Langsam reiste ich auf Frankfurt zu, jeder schwache Hoffnungsschimmer lockte mich bald rechts, bald links von meinem Wege ab. Ach! Gräfliche Gnaden, ich bin ein sehr unglücklicher Mensch! Alle meine sonstige Fröhlichkeit, die mich früher oft in

schweren Bedrängnissen aufrecht erhalten, ist in dieser Betrübniß von mir gewichen. Meine Seele ist der Verzweiflung nahe und mein Vertrauen auf Gott fast dahin! Nun sitze ich hier ohne Kraft, einen Entschluß zu fassen, das Leben ist mir eine bittere Speise geworden, meine Hoffnungen zu Rauch! Niemand als Gräfliche Gnaden habe ich auf Erden, zu dem ich von meinem unersetzlichen Verluste reden könnte. Darum verzeihen Sie diese Klagen und gönnen Sie ein Wort des Trostes und der Ermuthigung dem Beklagenswerthesten aller Menschen."

Als Erbach diesen Brief gelesen, war es ihm, als starre ihm sein eigenes schmerzentstelltes Gesicht daraus entgegen. Er wie Friedrich waren in den Abgrund einer dumpfen Verzweiflung gefallen; eine Anstrengung ihrer geistigen Kräfte, ein muthiges Sichaufraffen, eine Arbeit, die ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, konnte sie allein vor den Folgen ihrer trägen Versunkenheit, ihrer nutzlosen und sie doch aufreibenden Grübelei bewahren. Lag doch in dem Geschick, das sie ereilt hatte, Schuldige wie Unschuldige, etwas Geheimnißvolles und Dämonisches, das ihre Blicke und Gedanken fesselte und verwirrte. Durch eine andauernde Beschäftigung diesem Schreckbilde zu entfliehen, der Hand der Zeit Muße zu gönnen, die Farben und Formen desselben allmälig zu verwischen und auszulöschen; darauf richtete Erbach sein Streben.

In diesem Sinne schrieb er an Fritz Buchholz: er möge seine Reise nach Paris und Lyon fortsetzen, sich ungetheilt dem ersten Zwecke seiner Reise widmen, die Enthüllung und Entwicklung des Geschehenen der Zukunft überlassen. Hinsichtlich Hedwig's tröstete er ihn: sie wäre ein kräftiges und entschlossenes Mädchen, sie werde sich vermuthlich zu ihren Verwandten, die im Brandenburgischen Franken, um Culmbach herum wohnten, gewendet haben und in kurzer Frist Nachricht von sich geben. Mit all' diesen Ansichten und Ermunterungen trieb er nicht nur den jungen Mann zu Muth und Entschlossenheit, zur Abschüttelung des Trübsinns an: ihm selbst sollten sie ein Ansporn zu neuem Leben sein.

Ob indessen bei einer Natur, wie der seinen, die so sehr unter der Herrschaft schnell wechselnder Stimmungen stand, dieser Antrieb stark genug gewesen wäre, ihn über der Tiefe der Schwermuth zu erhalten? Ueber diesem Abgrund der Selbstvergessenheit, die ihre Arme ausstreckte, ihn zu umfangen und hinabzuziehen? Daß er Rechberger's Leiche von Prag nach der Tannburg hinüberführte und feierlich am Eingang des Gartens, auf einem von fünf riesigen Fichten im Halbrund umstandenen Platz bestatten ließ, erhöhte nur seine Melancholie. Ein Anderes dagegen kräftigte in ihm den Willen, sich an seiner Stelle zu behaupten und den Kampf und die Arbeit des Daseins weiter zu führen. Er mußte bald bemerken, daß nicht nur das

Haus der Thurms, sondern auch die Häuser der anderen Adeligen umher sich vor ihm schlossen — und wenn nicht schlossen, doch nur halb und gezwungen wie vor einem ungebetenen Gaste öffneten. Ueberall begegnete man ihm mit Zurückhaltung, mit Mißtrauen; Gregor Haslick, der Pfarrer, wurde von Predigt zu Predigt übermüthiger und fand bei der höheren Geistlichkeit bereitwillige Unterstützung. Die kaiserlichen Behörden nahmen sich des „Ketzers" nicht mehr an, die Spitzen der Gesetze, die bisher so stumpf für ihn gewesen waren, kehrten sich nun plötzlich gegen ihn. Seine Feinde hatten offenbar den Plan gefaßt, ihn aus dem Lande zu treiben, zum Verkauf seiner Güter zu zwingen, oder, wenn er nicht freiwillig ginge, ihn zu verderben. Mächtig und weitverbreitet war ihr Anhang, das Volk in Leibeigenschaft, und die Wenigen, die in keiner Abhängigkeit standen, doch im Beichtstuhl und durch das Wort ihrer Priester gebunden: Erbach lebte bald in ihrer Mitte wie ein Gezeichneter, wie einer, auf dem Kain's Blutschuld lastete. Aber er floh nicht in die Wüste, und dieser Trotz, den Haslick eine Einflüsterung des Satans nannte, erhielt durch einen unerwarteten Zufall in der That einen dämonischen Zug.

In diesen Tagen bat eine entfernte, auf den Tod erkrankte Verwandte den Grafen, an ihr Sterbebett zu kommen; er folgte der Bitte, nicht zum geringsten Theil in dem Drang seines Herzens, endlich einmal

Alles, was ihn bedrückte, in einem befreundeten Busen, in die Seele einer Frau auszuströmen, deren ernster Sinn und gereifte, über das Alltägliche und Gemeine sich erhebende Lebensanschauung in jüngeren Jahren seine Bewunderung erweckt hatten. Ueberreich wurden ihm die wenigen Mühen, Freundlichkeit, Sorgfalt und Hingabe, die er der Sterbenden noch widmen konnte, gelohnt: sie hinterließ ihm etwas von ihrem Geiste und, was in der Welt, wie sie einmal ist, mehr gilt, ein großes, wie das Gerücht behauptete, ein unermeßliches Vermögen. Wenigstens war es hinreichend, Erbach aus allen seinen Verlegenheiten zu lösen und ihn in die Reihe der reichsten Magnaten des Landes zu stellen. War es ein Wunder, daß seine Gegner, die den nahen Fall des tiefverschuldeten Grafen schon vorausgesagt, in diesem jähen Glückswechsel ein Werk höllischer Künste sahen? Die protestantische Dame, die er beerbt, habe ihm nur unter der Bedingung ihre Schätze und viel geheime Wissenschaft, so sie auf abenteuerlichen Reisen nach Egypten und Asien erlangt, hinterlassen, daß er die katholische Kirche unablässig bekämpfe und ihr Abbruch thue: das verbreitete sich allmälig aus der Gesellschaft des Adels unter Städter und Dorfleute. Und damit diese Meinungen gleichsam auch von seiner Seite bestätigt wurden, war der erste Gebrauch, den der Graf von seinen neuen Reichthümern machte, der Wiederaufbau des niedergebrannten Thurmes.

Mitten im Winter begann er den Bau im groß-artigsten Maßstabe — den Bau eines schändlichen Götzentempels, wo allen bösen Gottheiten geopfert, gottlose Künste getrieben und die frommen Seelen mit Verlockung und Blendwerk des Fürsten der Dämonen berückt werden sollten, wie Haslick ausrief. Da solche Reden nicht ohne Wirkung auf die Menge blieben und trotz des reichlich versprochenen Tagelohns nur wenige böhmische Arbeiter sich zusammenfanden, berief Erbach Bauleute, Steinmetzen und Zimmerer aus Sachsen. Er war herrischer und unbeugsamer geworden, seine Lippen schlossen sich fester und trotziger zusammen.

Noch stritten in seiner Stimmung Menschenhaß und Menschenverachtung, bis zuletzt die Verachtung den Haß überwog. Denn auf die Dauer schien man dem Glanz seines Goldes nicht widerstehen zu können, er verwandelte Abneigung in Zärtlichkeit, Ungehorsam in schweigende Unterwürfigkeit, Mißachtung in Verehrung. Die Hände, die sich ihm so lange geweigert, streckten sich ihm erst schüchtern, dann kecker, endlich in aufdringlicher Freundschaft entgegen: aber Erbach nahm ihren Druck nicht an. Zwischen ihm und den Freunden der Thurms herrschte nach wie vor eine offene, erklärte Feindschaft.

Von allen Menschen hatte nur einer aus diesem Kreise seine Erwartungen getäuscht: der Pater Rothhahn. Der war trotz des Bannes, der auf Erbach lag, zu wiederholtem Besuch nach der Tannburg ge-

kommen. In schweigender Uebereinkunft hatten Beide nie der früheren Vorfälle und ihres unheilvollen Ausganges erwähnt, sondern ihre Gespräche auf die Naturwissenschaft, auf Mineralogisches und Botanisches, auf die neuen und merkwürdigen Versuche und Entdeckungen der chemischen Kunst beschränkt. Nur einmal hatte der Pater, im flüchtigsten Darüberhingleiten der Stimme, erwähnt, daß die Krankheit des Fräuleins gehoben sei, ihr Aufenthalt im Kloster nicht von allzu langer Dauer sein werde: und ebenso flüchtig der Graf ihm für diese Nachricht gedankt. Scheinbar war Erbach ganz mit seinem Bau beschäftigt, im tiefsten Geheimniß aber suchte er die dunkle That, die Rechberger des Lebens, Corona der Freiheit beraubt hatte, in ihren Ursachen und Verwicklungen aufzuhellen. Zweimal war er verkleidet in Eger gewesen und hatte durch seine Nachforschungen wenigstens die Ueberzeugung gewonnen, daß Rechberger nicht von den Soldaten erschossen worden sei.

Aber von wem dann?

Konnte die Ermordung seines alten Dieners in dem Plane der Verschworenen gelegen haben? Oder war es die heimtückische Rache eines persönlichen Feindes gewesen?

Wenzel Swoboda war der Mann nicht, eine Doppelbüchse auch aus dem sichersten Versteck abzudrücken. Dem Pfarrer Gregor hätte der Graf eher eine solche That in der Wuth zugetraut, der aber hatte in jener

Zeit das Dorf nicht verlassen. Und dunkel wie das Ende des Vaters, war das Geschick der Tochter. Hedwig blieb verschollen, sie war weder auf den fränkischen Gütern des Grafen, noch bei ihren Verwandten gesehen worden. Und kein Zeichen, keine halbverwischte Spur, keine Andeutung; nicht ein Tuch oder ein Kleinod, das ihr angehört, auf der Straße, im Dickicht des Waldes, in einem vorüberrauschenden Bache gefunden: sie so ganz dahin, so ganz von der Dunkelheit verschlungen, wie eine Sternschnuppe, die vom Himmel leuchtend herabschießt und in der nächsten Secunde spurlos zerstoben ist.

Im Verlaufe seiner Untersuchungen drängte sich Erbach immer unabweislicher der Gedanke auf, daß die Feindschaft gegen ihn vom Hofe, vielleicht von der Kaiserin selbst ausginge, er entsann sich, daß ein Handschreiben Maria Theresia's den zögernden Fürstenberg zum Handeln bestimmt habe. Scheuest Du Dich, der Feindin entgegenzutreten, weil sie eine Kaiserin ist? fragte er sich und reiste nach Wien. Er erhielt eine Audienz und wurde von der Kaiserin mit Vorwürfen überhäuft.

„Was ist Er für ein Unruhestifter und Leuteverführer, Graf Erbach!" fuhr sie ihn in ihrer lebhaften Weise an. „Ich habe Ihm seine lutherischen Ketzereien und unholden Neuerungen, die mir noch das Bauernvolk in ganz Böhmen aufständisch machen werden,

nicht nachgetragen, Seines Vaters wegen, der ein gottesfürchtiger und getreuer Mann war. Hab' auch geglaubt, Seine Tollheit muß sich die Hörner abstoßen! Aber Er scheint meine Gnade nicht verstehen zu wollen! Was hab' ich von Ihm und seinen Nachtschwärmereien hören müssen! Er ist ein Freimaurer! Daß Er mir den Josef nicht mit seinen gottlosen Nichtsnutzigkeiten verwirrt" — und so fort, ein Strom härtester Anklagen, unter dem Erbach eine zeitlang wie betäubt den Kopf beugte.

Dann richtete er ihn trotzig empor und erwiderte:

„Kaiserliche Majestät mögen mir gnädigst die Bemerkung gestatten, daß ich ein deutscher Reichsgraf bin und nicht durch Geburt, sondern nur durch freie Wahl Ihnen diene!"

Damit war die Audienz zu Ende. Am Abend desselben Tages hatte er mit dem Kaiser eine geheime Zusammenkunft in einem einsamen Gange des Schönbrunner Gartens. Zwischen Mutter und Sohn war wieder ein Gewitter zum Ausbruch gekommen, Josef bereit, die Mitregentschaft niederzulegen. Er fand seine Stellung an diesem Hofe, wo er dem Scheine nach befehlen konnte und in Wahrheit gehorchen mußte, unerträglich, jeder seiner Schritte werde bewacht, wenn nicht von der Mutter, so doch von dem Adel und der hohen Geistlichkeit, die ihn fürchteten. Auf räthselhafte Weise wäre so seine Anwesenheit in Tannburg,

was er dort gethan, ja noch mehr, was er gesprochen, von Lügen und Uebertreibungen entstellt, zu den Ohren seiner Mutter gekommen, daher schriebe sich ihr Zorn gegen Erbach, gegen die unglückliche Corona, in der sie eine abenteuernde, durch strenge Klosterzucht zu bessernde Dirne sähe. Ueber deren Schicksal vermochte der Kaiser keine Auskunft zu geben: die Familie Thurm hielte alle diese Vorgänge im strengsten Geheimniß. Im Verlaufe des Gesprächs forderte Josef den Grafen auf, nach Paris zu gehen und ihn dort zu erwarten. Er hatte diese Reise beschlossen, Frankreich kennen zu lernen, seine Schwester wieder zu begrüßen, zumeist seinem Drange nach Bewegung, Thätigkeit und Wechsel zu genügen.

„Nur auf Reisen bin ich frei“, sagte er jetzt zu Erbach, „hier durch tausend Rücksichten, durch Pflichten der Ehrfurcht als Sohn und Unterthan ein an Händen und Füßen gebundener Mensch! Welch’ eine Qual, die Kraft des Herrschers in sich zu fühlen, durch Geburt die Berechtigung zum Herrscher zu haben, und nichts thun zu können! Wenn ich von Land zu Land eile, heute in ein Schloß, morgen in eine Hütte trete, hier zu helfen, dort wenigstens zu rathen vermag, wiege ich mich in dem Traum meiner einstigen kaiserlichen Herrlichkeit. In Wien bin ich noch mehr ein Schattenfürst, als im heiligen römischen Reich!“

So wurde der erste Gedanke, nach Paris zu reisen,

in Erbach's Seele geworfen. Andere Beweggründe gesellten sich dazu. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß die Verwandten seiner Gemahlin, ihr Oheim an der Spitze, eine Scheidungsklage gegen ihn einzureichen beabsichtigten, daß einige geistliche Herren und der Nuntius des Papstes sich von vornherein für eine Trennung dieser Ehe, die weder vor Gott noch Menschen mehr eine Ehe sei, ausgesprochen hatten. Wie weit Renata selbst bei diesen Umtrieben betheiligt, ob sie ihnen zustimmte, war ungewiß.

In der Stimmung, die Erbach beherrschte, das Aeußerste zu wagen, Alles auf die Spitze zu treiben, der Heuchelei und Lüge, wie er sich in seinem Unmuth ausdrückte, die Maske abzureißen, malte er sich mit steigendem Wohlgefallen den Schrecken des alten Adam Lobkowitz, die „andächtige Sündermiene" Renata's aus, wenn er plötzlich, wie vom Himmel herabgekommen, in Versailles vor ihnen erschiene! Er verglich sich oft mit dem Alceste Molière's, an dem die ganze gleißnerische, auf Lügen gebaute Gesellschaft, seine Freunde, seine Geliebte zu Verräthern geworden sind. Ehe er sich auf immer in die Einsamkeit seines Schlosses zurückzog, wollte er ihnen noch einmal wie Alceste den Spiegel der Wahrheit vorhalten und seinen ganzen Groll ins Angesicht schleudern. Außer François Blanchard, bei dem er zu wohnen gedachte, und Fritz Buchholz, der

damals in Südfrankreich umherreiste, meldete er Niemand in der französischen Hauptstadt seine Ankunft...

Aufmerksam zuhörend und nur in längeren Zwischenräumen durch eine Frage, eine Bemerkung, ein zustimmendes Wort die Redefluth Clement's unterbrechend, schritt er jetzt auf angenehmen Wegen, den Staub der großen Fahrstraße, die von Versailles nach Marly führt, vermeidend, dem Hügel von Luciennes im Abendsonnenuntergang zu. Warum er gerade diesen Weg ging? Zu welchem Zwecke? Er wußte es nicht. In dem Wehen der Luft, in der Bläue des Himmels, die immer durchsichtiger wurde, lag ein Zauber, der das Herz erweiterte, der in eine unbestimmte Ferne lockte.

Wenn dieser Spaziergang einen Zweck haben sollte, so kannte nur Clement denselben; mit einem gewissen Siegesbewußtsein setzte der alte Herr seinen Fuß auf den Boden. Rüstig und sicher schritt er aus, in seinen dunklen Schnallenschuhen, seinen sammetnen Kniehosen, er brauchte seinen Stock mit dem silbernen Knopf mehr zum Schmuck, als um sich darauf zu stützen.

Vom goldenen röthlichen Sonnenschimmer beleuchtet, wurden die Linden von Luciennes sichtbar, zwischen ihnen hindurch die spitzen Giebel des Schlosses, ein Theil der Balustrade, welche die luftige Galerie des Pavillons umschloß.

„Sie kennen das Schloß von früher her?" fragte Clement.

„Nein, ich war nie darin.“

„Es ist sehr schön ausgestattet mit Gemälden und marmornen Bildwerken. Die Frau Gräfin Dubarri ist eine große Freundin von Kunstsachen ... Aber die Frau Gräfin haben Sie doch gesehen?“

„Flüchtig, bei einem Feste in Versailles. Es mag vor fünf Jahren gewesen sein. Sie ging an mir vorüber, und ich konnte sie eine kurze Weile betrachten.“ Und auf einen Vers Voltaire's anspielend, setzte er lächelnd hinzu: „Sie wissen ja: wir Sterblichen mußten uns mit ihrem Schattenriß begnügen, das Original war für die Götter geschaffen worden.“

Mit einem faunischen Blick erwiderte der Kammerdiener das Lächeln Erbach's.

„Ich weiß!“ meinte er dann mit einem Seufzer. „Es ist nur schade, daß auch die Götter sterben! Die Frau Gräfin hat es damals schwer empfunden, aber wie ein Engel ertrug sie ihr Schicksal, ihre Verbannung vom Hofe! Wie eine Heilige hat sie im Kloster Pont-aux-Dames gelebt und alle Nonnen durch Frömmigkeit erbaut. Erst seit Kurzem hat ihr die Gnade des Königs wieder den Aufenthalt in Luciennes gestattet. Es ist ein sehr merkwürdiges Haus, der Pavillon, den Ledoux in drei Monaten errichtet, ein Wunderwerk der Baukunst“ — und so fort in einem Bericht, der jedem die Fremden umherführenden Castellan Ehre gemacht hätte; dann ein feines Hüsteln, ein leises

Streicheln der Oberlippe mit der Zunge, die im hofmännischen Ton hingeworfene Aeußerung: „Sie würden einen Besuch des Schlosses nicht bereuen, Herr Paul, gewiß nicht bereuen."

„Doch nicht schon am heutigen Abend?" lachte Erbach.

„Warum nicht? Ich bin im Schlosse bekannt . . ."

„Das glaub' ich gern, Herr Clement, aber ich bin der Herrin des Hauses um so unbekannter."

Mache doch das einem Andern weiß! stand in der Miene geschrieben, mit welcher der Kammerdiener den Grafen von der Seite ansah. „Es kommen so viele Fremde", sagte er, „zu jeder Tageszeit den Pavillon Ledoux' wenigstens von Außen zu betrachten und die vielhundertjährige Linde zu bewundern, unter der König Ludwig XV. den Kaffee zu trinken pflegte, daß Ihr Erscheinen nichts Auffälliges hätte. Die Frau Gräfin lebt so still und zurückgezogen, daß sie uns nicht einmal bemerken wird."

An diese letzte Versicherung glaubte nun wieder Erbach nicht; bist Du im Garten, dachte er, wird es der Zufall oder vielmehr Meister Clement schon zu leiten verstehen, daß Du der Gräfin begegnest. Jeanne Dubarri, die letzte Geliebte Ludwig's XV., blond und rosig, in ein leichtes, flatterndes, weißes, halb durchsichtiges Gewand gehüllt — wie so viel hatte er von ihr gehört, so viele Fabeln, wunderseltsame Tollheiten,

das Böseste und das Liebenswürdigste: aber die Sirene zog ihn nicht. Wenn von diesen Wipfeln, aus diesen Myrthengebüschen, denen er sich mit jedem Schritte mehr näherte, ein Lied klang, er vernahm es nicht. Nur stutzig war er über das Drängen Clement's geworden. Welche geheime Absicht verband der Alte mit seinen — ja, er fand keinen anderen Namen dafür, als Einladungen?

Neben dem Mißtrauen fing die Neugierde sich in ihm zu regen an. Warum hatte aus so Vielen, die am Schloßgitter von Versailles gestanden, Clement gerade ihn ausgewählt? Oder war Alles zwecklos geschehen, eine zufällige Verwicklung?

„Der Frau Gräfin", plauderte indessen der Kammerdiener, wieder seine Harmlosigkeit vorkehrend, weiter, „ist es in ihrem noch so jungen Leben schlimm genug ergangen. Ueberall hat sich die Verleumdung an sie gehängt. Die ihr heute die Hand küßten, sangen morgen die schändlichsten Lieder gegen sie. Elende Menschen, die sie mit Wohlthaten überhäuft, schrieben Schmähschriften über ihr Leben. Und sie war so gut! Mit meinen Ohren habe ich den König zu ihr sagen hören: „Wozu habe ich meine Bastille, wenn Sie Niemand hineinschicken?" Ja, das hab' ich!"

Darüber hatten sie das Dorf erreicht. Kleine schmucke Häuser, die Wand mit Wein bekleidet, der eben zu keimen anfängt, die Gärten voll Erd- und Himbeer-

sträucher, standen längs der Straße, die sanft zu dem alten, aus der Zeit Ludwig's XIV. herstammenden Schlosse aufstieg. Schon belaubten sich die Kastanien am Wege, um die Fliedergebüsche in den Vorgärten flogen zwitschernd die Vögel. Eine Mauer von grauen Steinen, ein Gitterthor in der Mitte, trennte Schloß, Garten und Pavillon nicht nur von dem Dorfe, sondern auch von den Wohnungen der Schloßdienerschaft, den Räumlichkeiten für die Wagen, den Ställen für die Pferde. Aus jenem von der Mauer umschlossenen Ort hatte die Gräfin in ihrem phantastischen Sinne durchaus ein Paradies der Liebe, einen Zaubergarten Armida's schaffen wollen, unnahbar für jeden Uneingeweihten, unnahbar für jede irdische Sorge und Bedürftigkeit.

Heute war das Gitter geöffnet und, die Hände in den Taschen seiner weiten rothsammetnen Pluderhosen, lehnte daran der Neger Zamor, mit dem Degen an der Seite und dem Tressenhut auf dem wolligen Haar. In einer lustigen Stunde hatte Ludwig XV. den Mohren seiner Geliebten zum Gouverneur von Luciennes erhoben und der Kanzler von Frankreich ihm die Bestallung ausfertigen müssen. Zamor war ebenso stolz auf seine Würde, wie auf seine Schönheit; seine Farbe wetteiferte mit der Schwärze des Ebenholzes, seine Zähne mit der Weiße des Elfenbeins. Den Glanz seiner Augen hatten die Dichter, welche die Börse der

Gräfin in Anspruch nahmen, mehr als einmal in schwülstigen Madrigalen mit dem Funkeln schwarzer Diamanten verglichen, auch an Bildern hatte es nicht gefehlt, von dem schwarzen Genius der Nacht, welcher die rosig weiße Göttin der Morgenröthe mit den goldenen Haaren bewacht.

Der Ausdruck im Gesichte Zamor's erinnerte nun an Alles eher, als an einen Genius. Verwegenheit, Bosheit, spitzbübische Gewandtheit und wilde Lustigkeit verschmolzen sich darin zu einer Mischung, die halb dem Theater und halb der ungebändigten Natur anzugehören schien. Nicht umsonst trug er den phantastischen Namen Zamor von einem Helden Voltaire's aus dem Trauerspiel „Alzire“ und Kleider nach dem Muster derjenigen gefertigt, in denen in der Oper und im Ballet Mohren vor den gebildeten Parisern erschienen: ein theatralischer Firniß bedeckte die angeborene Wildheit und den Zug zum Bösen in seinem Wesen.

Aufmerksam hatte Erbach den Mohren betrachtet und dieser wiederum keinen Blick von dem Fremden verwandt. Nur wenige Schritte waren sie noch von einander entfernt.

„Die Hälfte dieser Häuser ist von dem Gelde der Frau Gräfin erbaut“, erzählte Clement. „Es giebt keine Armen im Dorfe, mit vollen Händen theilt die Gräfin ihre Wohlthaten aus. Jedem Unglücklichen

kommt sie wie eine Schwester zu Hilfe, so verpflegt sie jetzt im Schlosse einen jungen Deutschen . . ."

Erbach stand still.

„Einen Deutschen?"

„Hat's getroffen?" lachte der Alte in sich hinein; er hatte den besten Treffer bis zuletzt verspart.

„Es ist im Grund ein Geheimniß —"

„Und Sie wissen es?"

„Meine Nichte ist das Kammermädchen der Frau Gräfin. Auch würde ich nicht Jedem diese seltsame Geschichte mittheilen. Aber Ihnen, Herr Paul . . ."

„Ich?"

„Sie erwecken mein Zutrauen, der arme, junge, verwundete Mann braucht vielleicht den Beistand, den Rath eines Landsmannes . . ."

„Verwundet? So reden Sie doch!"

Und mit einer gewissen Ungeduld stieß der Graf mit dem Fuße auf die Erde.

„Vor acht Tagen kehrte die Gräfin spät Abends von Paris nach Luciennes zurück; eine Viertelstunde vom Dorfe Bougival fand sie einen jungen Mann halb besinnungslos, aus drei Stichwunden am Halse und im Nacken blutend unter einem Baum liegen. Sie ließ den Wagen halten, der Verwundete bat um Hülfe; seine schreckliche Lage, der Ton seiner Stimme rührten das mitleidige Herz der Gräfin; sie nahm ihn

mit sich nach dem Schlosse und sendete einen Reiter nach der Stadt, einen Wundarzt zu holen."

„Eine edle Dame!" sagte Erbach.

„Seitdem pflegt sie den Kranken, der ein vollkommener Ehrenmann zu sein scheint, mit hingebender Sorgfalt."

„Und der Verwundete? Kennen Sie seinen Namen?" brach Erbach, ganz Spannung und Erwartung, aus und faßte den Alten an einen der großen Knöpfe seines Rockes.

„Seinen Namen kennt nur die Gräfin, aber es ist ein Preuße, ein Unterhan des großen Friedrich."

Er ist's! Fritz Buchholz ist es! riefen hundert Stimmen in Erbach's Innern und Clement loslassend, rief er rasch entschlossen:

„Melden Sie mich der Gräfin, ich bitte sie, mir noch in dieser Stunde Gehör zu schenken."

„Aber wen soll ich melden?" fragte in verschmitzter Einfalt der Kammerdiener.

Erbach nahm aus seiner Börse ein Goldstück und drückte es in die nur zum Schein widerstrebende Hand des Alten: „Einen Freund dieses Mannes", sagte er.

Clement blinzelte, sich verneigend, das Goldstück an: es trug den Kopf des deutschen Kaisers.

„Dacht' ich es doch!" murmelte er selbstgefällig vor sich hin und eilte voraus zum Gitterthore des Schlosses von Luciennes.

Zweites Capitel.

Zamor riß von seinem breiten Schädel, seinen dichten, wolligen, schwarzen Haaren den Tressenhut mit einer gewissen stürmischen Höflichkeit, als Erbach sich dem Gitter näherte, that es weit auf und lud den Grafen mit einer Handbewegung, die sich auf der Opernbühne hätte sehen lassen können, zum Eintritt ein — seine Dienstwilligkeit ging sogar so weit, den Gast selbst in den Wartesaal des Schlosses im unteren Stockwerke zu geleiten, während Clement, der sich den Staub von den Schuhen gewischt, über die mit Linden bepflanzte Terrasse hin zu dem Pavillon der Gräfin schritt, ihr den seltsamen Besuch anzukündigen.

Hier, in dem kleinen, nur mit einigen Sesseln und Tischen ausgestatteten Saal hatte Paul Muße genug, über den Zufall nachzudenken, der ihn in das Haus der Gräfin Dubarri geführt. War es nicht eigen, daß er von allen Häusern in Versailles zuerst dieses, ein von der Umgebung und den Freunden Marie Antoinettens verfehmtes, betreten mußte? Unter

Umständen, die nicht wunderlicher gedacht werden konnten! Wie hatte sich dieser Alte, der offenbar, wenn auch unter dem Deckmantel des Geheimnisses, noch in den Diensten der Gräfin stand und etwas wie ihren Botenläufer zwischen Luciennes und Versailles zu machen schien, an ihn gedrängt, mit welchem verdächtigen Eifer ihn auszuforschen gesucht, alle seine Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten zu heben gewußt! Und zu welchem Ende? Was konnte der Gräfin Dubarri daran liegen, einen unbekannten Fremden mehr in ihrem Empfangssaale zu sehen? Mit dem sonderbaren Treiben des Alten hatte sich eine Thatsache verbunden, für die er ebenso wenig einen Grund, eine natürliche Verknüpfung in dem gewohnten Gange der Dinge fand. Wenn jener Verwundete, den die Gräfin pflegte, Fritz Buchholz war — und hieran zu zweifeln, erlaubte ihm sein Herz nicht — wie war er blutend, mit Wunden bedeckt auf die Landstraße gekommen? Hatten ihn Räuber angefallen? Aber diese so vielbesuchten, vielbefahrenen Straßen pflegten sicherer zu sein, als manche Gassen und unheimlichen Plätze in Paris.

Auf einem Sessel, die Hände auf den Knien, seinen Hut neben sich auf dem Tisch, grübelte Paul mit halb geschlossenen Augen vor sich hin. Zamor hatte ihn verlassen und war wieder auf seinen Posten als Thürhüter zurückgekehrt. Umher war eine tiefe Stille, der

Raum vom Widerschein des Abendroths erfüllt. In die mannichfaltigsten Irrgänge verschlangen sich die Gedanken des einsamen Mannes. Die Außenwelt hatte in dieser Frist jeden Einfluß auf ihn verloren, für ihn waren nur die Erscheinungen, die an seinem Geiste mit verwirrender Geschwindigkeit vorüberflogen, Wirklichkeit.

Er hatte das leise Aufgehen einer Thür in seinem Rücken, das Hereinrauschen eines seidenen Kleides überhört, jetzt sagte eine Frauenstimme, der es bei aller Sanftheit des Tones nicht an einem hindurchzitternden gebieterischen Etwas fehlte: „Mein Herr, Sie haben mich zu sprechen gewünscht . . .“

Paul hatte sich schon erhoben und grüßte die Dame, die an der anderen Seite des Tisches stehen geblieben war: schlank, mit blonden Haaren, die sich, nur wie ein Hauch von Puder überflogen, in leichte Locken, auf Schultern und Nacken herabfallend, ringelten, mit schmachtenden, von den langen Augenwimpern halb verhüllten Augen, rosig im Gesicht, mit einer sanft gewölbten Stirn, einem kleinen, wie zärtlich durch einen Kuß verschlossenen Munde . . . Trotz ihrer dreiunddreißig Jahre gehörte Jeanne Dubarri noch zu den schönsten Frauen und hätte wohl mit der um so manches Jahr jüngeren Marie Antoinette einen Wettkampf der Schönheit wagen und gewinnen können. Ihr Bild, das Drouais mit dem vornehmen Pinsel

Van Dyk's gemalt zu haben scheint, ist mit einem Schwan und einer Lilie zugleich verglichen worden, und Erbach, der sie jetzt in dem röthlichen Schimmer des Sonnenuntergangs zum erstenmal genauer sah, konnte diesen Vergleich nur bestätigen: alle ihre Formen hatten etwas Stolzes und wie von der Natur mit besonderer Liebe Gebildetes, etwas Zartes, Biegsames und Schwungvolles. Ueber einem blauseidenen Unterkleide trug sie ein weißes Gewand, Schultern und Busen züchtig mit einem Spitzenflor verhüllt; ihre Haltung war weder keck, noch kalt abweisend, sondern eine Mischung von Freundlichkeit, die dem Fremden einige Schritte entgegenkam, und von Vornehmheit, die leise die Grenze zwischen ihr und ihm zog und innehielt.

„Die Frau Gräfin", entgegnete Paul auf ihre Anrede, „wolle mir zunächst die Unart meines Eindringens, die Störung, die ich ihr bereite, verzeihen . . ."

„Wenn ich Clement recht verstanden habe, mein Herr, so glauben Sie in jenem armen jungen Mann, den ich aufgenommen, einen Bekannten, einen Freund wiederzufinden. Wie hätte ich Ihnen dann etwas zu verzeihen, den Wunsch doch nicht, Ihren Freund bei mir zu sehen?"

„Sie sind sehr gütig, Madame, und ersparen mir jede Bitte. Sie verstehen den Zustand meines Herzens, als ob es das Ihrige wäre. Ehe wir weiter sprechen,

gestatten Sie mir, Ihnen ein kleines Geständniß zu thun — gerade, weil es Ihre Güte nicht fordert."

Mit einer anmuthigen Handbewegung lud sie ihn ein, Platz auf dem Sessel zu nehmen, von dem er sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte.

„Ich wollte in Versailles gewisser Verhältnisse wegen eine Weile unbekannt bleiben", fuhr Paul fort. „Aber es würde sich nicht geziemen, Ihnen gegenüber dies Incognito zu bewahren, Sie müssen wissen, wer Ihre Güte in Anspruch nimmt."

„Sehe ich denn so neugierig aus, mein Herr? Ein Freund des deutschen Kaisers, des Bruders meiner erlauchten Königin, ist in Luciennes immer willkommen."

„Und wenn ich Sie getäuscht, Madame?"

Ein wenig höher als gewöhnlich erhob sie die Augenwimpern und schaute ihn an:

„Nicht doch, mein Herr, Sie sind ein Edelmann."

Die Schmeichelei verfehlte nicht ganz ihre Wirkung: der Graf lächelte.

„Ich bin der Graf Erbach", sagte er.

„Ah!" rief die Gräfin, und mit einer Lebendigkeit, die gegen die bisherige Lässigkeit ihres Benehmens auffiel, fragte sie: „Graf Erbach? Der Gemahl der Fürstin Schwarzenberg, die in Versailles bei der Königin so beliebt ist?"

„Derselbe."

Die Freunde der Gräfin Dubarri kannten die jähen Sprünge ihrer Laune, wie sie leicht und ohne einen besonderen Antrieb aus ernster Zurückhaltung in stürmische Ausgelassenheit ausbrechen und, Alles um sich her vergessend, die Straßenlieder, die sie in ihrer Jugend gelernt hatte, singen konnte. Ihnen würde das Umschlagen ihres Tones, das jetzt Erbach in Verwunderung setzte, kaum aufgefallen sein.

„O — o, mein Herr Graf!"

Und sie betrachtete ihn mit einer Miene, in der sich Verwunderung, drollige Laune und eine boshafte Schelmerei mischten.

„Nie hätte ich mir träumen lassen, daß der Gemahl der Fürstin Schwarzenberg — ich kenne sie fast nur unter diesem Namen — so aussähe!"

„Wie hatten Sie sich denn diesen Wundermann gedacht, wenn die Frage erlaubt ist?"

Darauf gab sie keine Antwort und schlug nur in die Hände:

„Der Graf Erbach im Pavillon von Luciennes! Ich würde Ihnen um den Hals fallen, wenn es noch in der guten alten Zeit wäre! In der Zeit, wo ein Kuß von Jeanne Dubarri noch Himmel, Erde und Hölle in Bewegung setzte! Aber das ist lange vorbei, ich glaube, ich habe Runzeln im Gesicht bekommen, so lange ist es her! Noch nicht ganz drei Jahre sind seit dem Tode meines Königs vorübergegangen, ver=

sichern die Leute, allein sie täuschen sich, oder an mir ist ein Wunder geschehen, das diese Jahre zu einem Jahrhundert ausgedehnt hat. Der Graf Erbach im Pavillon von Luciennes! Welch' ein Aergerniß werden Sie Ihrer frommen Gemahlin dadurch bereiten!"

„Ich fürchte, mein ganzes Leben ist ein einziges großes Aergerniß für sie."

„In der Brust unserer jungen Königin sollen zwei Seelen wohnen, die eine ist lustig und flatterhaft wie ein Schmetterling, die andere ernst und träumerisch wie die Nachtviole. Wenn unter den Damen der Königin die Princeß Lamballe und die Gräfin von Polignac den Schmetterlingen gleichen, so soll Ihre Gemahlin durchaus an die Nachtviolen erinnern. Ich weiß das Alles nur von Hörensagen, Versailles ist für mich ein verschlossenes Paradies. Für mich, die ich dort die Apfelsinen in die Luft warf und rief: Springe, Choiseul! Und Choiseul sprang und mußte in die Verbannung gehen! Jetzt stehen tugendhafte Engel an dem vergoldeten Thor und weisen mich zurück. Ich bin die Tochter des armen Volkes, ein Kind der Gasse; und daß ich doch die Geliebte eines großen Königs geworden war, das vergeben mir diese Herzoginnen und Gräfinnen nicht. Ach, wie tugendhaft sind sie!"

Und sie schlug mit den Fingern ein Schnippchen, voll Anmuth und Bosheit.

„Ihre Gemahlin stellt man besonders gern als

einen Tugendspiegel mir gegenüber; muß mir Ihre Anerkennung, mein lieber Graf, da nicht doppelt willkommen sein?"

Wie hätte Paul, auch wenn er gewollt, diesen Redefluß, der so flüchtig und neckisch dahinrauschte, unterbrechen können! Es schien der schönen Frau daran zu liegen, alle ihre Liebenswürdigkeit vor ihm zu entfalten und umherzugaukeln wie ein Vogel mit glänzendem Gefieder und melodischer Kehle. Welch' ein gefälliges Schauspiel war es, als sie jetzt, sich halb über den Tisch zu ihm hinneigend, ihren Zeigefinger an die Stirn legte und sagte:

„Ach! Ich bin ein thörichtes Geschöpf! Sind Sie doch nur Ihres Freundes wegen in mein Haus eingetreten!"

„Freilich bin ich des Freundes wegen gekommen, aber wer weiß denn, ob ich nicht der Herrin wegen bleibe?"

„Der Herr hat sich selbst gefangen", entgegnete sie und hielt ihm ihre Hand hin. „Sie sollen Ihren Freund sehen, er ist schon so weit hergestellt, daß Ihr Anblick seinen Zustand nicht verschlimmern wird. Nachher aber gehören Sie mir, ich erwarte einige Freunde, wir werden Musik machen und lachen. Ueber Welt und Leben, über Vergangenheit und Gegenwart lachen! Sehen Sie mich nicht so spöttisch von der Seite an, ich habe einen Himmelssturz überstanden

wie Lucifer und darf mich schon zu den Philosophen rechnen!"

„Eine neue Aspasia! Und Musik versprechen Sie mir! Glauben Sie wohl, daß Ihre Musik mich an die seltsamste Nacht meines Lebens gemahnen wird?"

Zu überwältigend hatte ihn die Erinnerung an jene Stunden auf der Tannburg ergriffen, wo sie, er mit Corona und dem Kaiser, in das laue Wehen der Sommernacht, in das träumerisch leise Rauschen der Bäume ein Trio Haydn's hineingespielt. Ein ähnlicher Zauber wie dort drohte ihn auch hier zu umspinnen.

Singen die Sirenen überall, auf dem Meere, das einst das Schiff des Odysseus durchfurchte, wie jetzt im Pavillon von Luciennes, ein und dasselbe Lied?

Die kluge Frau verstand, was in Erbach's Seele auf- und niederschwankte.

„Wir werden gute Freunde werden, Herr Graf", sagte sie mit unnachahmlicher Anmuth; „Freundschaften zwischen Männern und Frauen gedeihen dann am besten, wenn die Herzen anderweit beschäftigt sind."

Als ob Herzen sich nicht wandelten! dachte Paul und sprach doch: „Mögen Sie Recht haben, Frau Gräfin! Ich bleibe unter der Bedingung . . ."

„Daß Sie Herr Paul sind! Gewiß, ich werde Ihr Incognito nicht verletzen. Herr Paul, wie erinnert mich das an meine Jugend! Ich hieß damals

Mademoiselle Jeanne und war Nähterin in einem Laden der Straße La Ferronnerie. Ist das nicht drollig? Ja, wenn man seinen Stern hat! Ihr Freund hat es mir nicht glauben wollen . . ."

Sie hatte Paul's Hand ergriffen und führte ihn aus dem Saal, eine Treppe hinauf, durch einen Corridor zu einem still gelegenen Gemach. Niemand begegnete ihnen, die Diener waren im Pavillon und im Garten beschäftigt. Auf dem Gange bestätigte die Gräfin hinsichtlich des Fremden, dessen sie sich in seinem hülflosen Zustand erbarmt hätte, Alles, was Erbach von Clement vernommen hatte, was er selbst vermuthete. Wer den mörderischen Anfall verübt, aus welchen Gründen, darüber vermochte die Gräfin nicht einmal eine Andeutung zu geben. Sie gestand, daß nur das treuherzige, aufrichtige Wesen des jungen Mannes manchen in ihr aufsteigenden Verdacht niedergekämpft habe.

Leise klopfte sie an die Thür des Gemaches.

„Ich bin es, Herr Fritz. Ist Clement noch bei Ihnen?"

Da öffnete der Alte schon die Thür.

„Ich bringe Ihnen den Freund", sagte die Gräfin, „nach dem Sie so oft und so sehnsüchtig verlangt. Da ist er!"

Aus einem gepolsterten Lehnstuhl am Fenster hatte sich mit einiger Anstrengung Fritz Buchholz erhoben.

In diesem Augenblick der Freude, eines glücklichen und doch so tief schmerzlichen Wiedersehens verschwanden alle Schranken und Unterschiede, welche nach der herrschenden Sitte und Ordnung zwischen dem Reichsgrafen und dem Bürgersohn bestanden. In derselben Empfindung hatte Fritz seine Arme ausgebreitet, mit der ihn Erbach an das Herz schloß.

Die beiden Freunde waren allein — lautlos hatte die Gräfin, Clement zu sich winkend, die Thür wieder geschlossen: als Genius der Freundschaft hatte sie ihre Sendung erfüllt.

Nicht sowohl die Wunden, als der Blutverlust und ein Fieber, in dem er zwei Tage gelegen, hatten Fritz erschöpft: er sah blaß und leidend aus. Aber die Gegenwart des Freundes befeuerte nicht nur den Schlag seines Herzens, sie erhöhte in ihm auch das Gefühl seiner Genesung und gab seinen Wangen einen flüchtigen Schein der Gesundheit wieder. Voll Schonung vermied Erbach jedes aufregende Gespräch; er erzählte, daß er vor Kurzem in Versailles angekommen sei, daß er durch einen Zufall und die Neugier Clement's, der in ihm einen großen Potentaten gewittert, nach Luciennes geführt worden: welche Freude es ihm bereite, den Freund nach so großen, wenn auch nicht schmerzlos überstandenen Gefahren wiederzufinden, wie er entschlossen wäre, für die nächste Zeit nicht von seiner Seite zu weichen. Auf diese Eröffnungen konnte Fritz,

dessen Stimmung durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, das Fehlschlagen so mancher, schon der Verwirklichung nahen Hoffnungen und durch seine Krankheit einen elegischen Zug erhalten hatte, zunächst nur dadurch antworten, daß er die Hand des Freundes zärtlicher an seine Brust drückte und ihn und die gute Gräfin als die Schutzengel seines Lebens pries. Trotz seiner herben Menschenverachtung horchte Erbach dem Lobe, das Fritz der Gräfin spendete, mit geheimem Wohlgefallen zu; wiederholte sich hier nicht die Parabel vom barmherzigen Samariter? Sie, die verworfene Buhlerin, das freche Weib in Scharlach — und wie alle die Schmähungen lauten mochten, welche die Sittenprediger und die vornehmen Damen über Jeanne Dubarri ausgeschüttet — hatte in der Stille ohne Aufsehen eine That des Mitleids und der Barmherzigkeit an einem armen verlassenen Fremden geübt. Ihre Linke hatte nicht um das gewußt, was ihre Rechte that. Wie einen Bruder hatte sie den Fremden gewartet, ihn gepflegt und tröstend an seinem Bette gesessen. Immer mehr bestärkte sich Paul in der Ansicht, daß die Tugend nur bei denen wohne, welche die Gesellschaft zu verurtheilen und von sich auszuschließen gewohnt ist.

Nach diesen ersten Ergießungen der Freude und des Dankes, den halben Fragen und Antworten besorgter Freundschaft konnte es nicht fehlen, daß nun doch,

wie sehr sich Erbach auch dagegen sträubte, der letzte Unfall, der Fritz betroffen und dem Tode so nahe gebracht hatte, berührt wurde.

„Auf morgen!“ sagte wiederholt Paul, aber Fritz schüttelte den Kopf: die Begebenheit sei zu merkwürdig und der Graf müsse sie sogleich erfahren.

Er legte seinen Mund an Erbach's Ohr und flüsterte:

„Ich habe eine Spur von Fräulein Corona entdeckt!“

Jetzt war die Reihe an Erbach, emporzufahren und ungeduldig jedes weiteren Wortes zu harren.

Früher als er ursprünglich in seinen Briefen bestimmt, hatte Fritz Buchholz seine Geschäfte in Lyon, in der Provence und in Languedoc beendigt und war nach Paris zurückgekehrt. Der anbrechende Frühling lockte zu Wanderungen in die lieblichen, an mannigfaltigem Reiz und Zauber der Natur so reichen Umgebungen von Paris. Mit seiner Sehnsucht nach dem Freunde, in dem noch ungestillten Schmerz um den Verlust der Geliebten war Fritz vor Allem für diese Schönheiten und diese Stille empfänglich.

Eines Tages hatte ihn sein Weg und die Träumerei, der er sich überließ, weiter hinaus, bis nach Bougival geführt, dessen Kirchthurm, schlank und spitz in die klare Luft aufsteigend, ihm zum Wegweiser gedient. Ein Landhaus, jenseits der Straße gelegen, fiel ihm auf: das Dach des Gebäudes, das aus dichten

Hecken und Bäumen hervorsah, die steinerne, nach oben mit eisernen Spitzen geschützte Mauer, das seltsame Portal darin zogen ihn mit ihren wunderlichen Formen an. Er ging näher und fand durch einen Zufall eine kleine Thür in der Mauer offen; es wurde Kies in den Garten gefahren und Arbeiter waren geschäftig, die letzten Spuren des Winters daraus zu entfernen. Zu noch wunderlicheren Formen waren die Taxushecken und die Lebensbäume hier als in Versailles verschnitten, überall Figuren von Stein, Gyps und Erz, die bald einen Pan, auf der Flöte blasend, bald Apollo mit der Leier in der Hand, bald diese und jene Muse darstellten. Während Fritz eine dieser Figuren länger betrachtete, hörte er plötzlich einen Schrei hinter sich. Ohne es zu merken, war er in die Nähe eines kleinen Pavillons gekommen, in dem bei geöffneten Thüren ein junges Mädchen und ein alter Herr saßen.

Fritz Buchholz wollte nun beschwören, daß dies junge Mädchen Corona von Thurm gewesen: nur einen flüchtigen Blick habe er auf sie richten können, denn wie ein Rasender sei der Alte mit italienischen und französischen Flüchen auf ihn losgefahren, habe die Diener zusammengerufen und einen solchen Heidenlärm ausgeführt, daß der Eindringling sich eilig auf den Rückzug begeben habe. Am anderen Tage erschien Fritz wieder vor dem Hause, diesmal war Alles verschlossen und das Portal mit einer Eisenstange ver-

wahrt. Diese lächerlichen Vorsichtsmaßregeln bestärkten Fritz in seinem Verdacht, daß jenes junge Mädchen, das bei seinem Anblick aufgeschrieen, wider seinen Willen in jenem Hause festgehalten würde. Um Nachrichten über das Haus und den Besitzer einzuziehen, ging er nach Bougival in das Wirthshaus. Es wurde ihm nicht schwer, das Gespräch nach seinem Wunsche zu lenken, die Wirthin war geschwätzig, und der alte Herr, ein Marchese di Val' Ombrone aus Rom, als Sonderling und Musiknarr in der ganzen Umgegend bekannt. Schon seit zehn Jahren besäße er das Haus, wenn nicht länger, er reise viel in der Welt umher, käme aber immer wieder hieher zurück: auch das Mädchen hatte die Wirthin gesehen, es sei seine Nichte, irgend eine römische Prinzessin. Außer manchen Grillen und Thorheiten wußte sie dem Marchese nichts Böses nachzusagen. Schwankend in seinen Vermuthungen geworden, begab sich Fritz auf den Heimweg. Als er an dem Hause vorüberschritt, fiel ihm von der Mauer ein kleiner Stein zu Füßen, um den ein Papier gewickelt war. Innerhalb des Gartens stand ein Gärtnerbursche auf der Leiter und sah gleichmüthig auf die Landstraße hinab.

Als Fritz das Papier entrollt hatte, las er darin: „Wenn Sie Fritz Buchholz sind, seien Sie morgen Abend in der zehnten Stunde an der Mauer" — deutsche Worte! Wie hätte er noch zweifeln können,

daß es Corona war, die ihm geschrieben, die seine Hülfe brauchte!

Zur bestimmten Stunde stellte er sich ein. Zu seinem Unglück war es eine Mondnacht, hell und stürmisch. Als er sich der Mauer näherte, stürzten zwei Männer, die sich in den Gebüschen am Saum der Straße verborgen gehalten hatten, auf ihn zu; ehe er nur den Arm zu seiner Vertheidigung erheben konnte, hatten sie ihn schon verwundet, blutend sank er zusammen. Die Mörder entflohen, ihm war es, als hätten sie italienisch mit einander gesprochen.

Eine Weile lag er besinnungslos, die Schläge der Kirchuhr von Bougival, welche die zehnte Stunde verkündigten, weckten ihn aus seiner Betäubung. Er raffte sich auf, um sich nach dem Dorfe zu schleppen, aber er kam nicht weit. In dieser höchsten Noth hörte er den Wagen der Gräfin heranrollen . . .

Die Erzählung hatte ihn weniger erschöpft, als Paul gefürchtet; sein Herz war durch die Mittheilung an den Freund erleichtert worden, und das innere Wohlbehagen erfrischte auch seinen leidenden Körper.

Einen längeren Gedankenaustausch aber wollte weder Erbach gestatten, noch erlaubte ihn die vorgerückte Stunde. Clement erschien, um den Grafen in den Pavillon hinüberzuführen, wo ihn die Wirthin schon mit der Mehrzahl ihrer Gäste erwartete, der „Herr

Preuße“ dagegen möge sein Bett aufsuchen, wie es einem ordentlichen Kranken gezieme.

So schieden die Freunde für diesen Abend.

Der Alte war ganz in seinem früheren Amte. Er bürstete und zupfte an Paul's Anzug, um jeden Staub und jede Unordnung verschwinden zu machen, es schien ihm daran zu liegen, daß der „deutsche Herr“ in der Gesellschaft der Gräfin mit einem gewissen Glanz aufträte.

Während Erbach dann, seinem Führer folgend, über die Lindenterrasse nach dem hell erleuchteten Pavillon schritt, stand Zamor noch immer am Gitterthor, um die ankommenden Gäste zu empfangen. Das lange Warten verdarb ihm die Laune, er wäre viel lieber in Schloß und Garten umhergeschlichen, an diesen Thüren zu horchen, hinter jenen Hecken zu lauschen: die Heimlichkeiten seiner Gebieterin und ihrer Gäste waren für seine spitzbübische Pfiffigkeit gleichsam eine Erzstufe, aus der er Gold zu münzen verstand.

Verdrossen rief er darum dem Reiter, der die Straße von Versailles auf schweißtriefendem Pferde dahergesprengt kam, zu: „Hier ist kein Absteigeplatz für die Diener!“

„Nichts für ungut“, entgegnete der Reiter, der seiner Livrei nach ein herrschaftlicher Jäger zu sein schien und das Französische im Schweizer Dialect sprach. „Will der Herr mir Rede stehen?“ Dabei hielt er sein Pferd an.

Zamor stemmte die Hände in die Seiten.

„Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Gouverneur von Luciennes durch ein Pergament des allerchristlichen Königs, ein rothes Wachssiegel hängt daran und Maupeou steht darunter, Kanzler von Frankreich."

Verstand der Reiter auch nicht Alles, was der Mohr redete, so wurde ihm doch klar, daß er es mit einer vornehmeren Persönlichkeit, als mit einem Diener in untergeordneter Beschäftignng zu thun habe, er nahm seinen Hut ab und sagte:

„Meine Dame möchte gern Auskunft haben . . ."

Zamor's Gesicht verzog sich zu einem grinsenden Lächeln: „Ihr dient einer Dame? Das ändert die Sache. Was wünscht die Dame zu wissen?"

„Ist ein vornehmer Herr mit einem runden Hut" — und nun versuchte der Jäger eine Beschreibung von dem Unbekannten zu geben — „in Begleitung eines älteren Mannes vor einer halben Stunde etwa in dies Schloß gekommen?"

Der Mohr kniff die Augen zu und kraute sich in den Haaren, als ob die Beantwortung dieser Frage ihm die größte Mühe bereite.

„Ich erhielt in Versailles von meiner Herrin", plauderte der Jäger, in der Hoffnung, dadurch das Vertrauen des „Gouverneurs von Luciennes" zu gewinnen, „den Auftrag, jenem Herrn nachzugehen. Als er aber mit seinem Begleiter Versailles verließ und

ich dies meldete, mußte ich mich zu Pferde setzen und ihnen folgen, ich sollte nicht wiederkommen, bis ich Nachricht von ihm hätte. Bis hieher habe ich seine Spur erkundet . . ."

„Bis hieher, aber wenn er nun weiter gegangen? Vielleicht nach Marly?"

„Also er ist nicht in diesem Schlosse?"

„Das ist eine sehr verfängliche Sache. Seht, meine Herrin ist auch eine Dame, und wenn zwischen zwei Damen ein Mann steht . . . Wie theuer ist der Rundhut denn Eurer Gebieterin?"

Darauf war der Jäger vorbereitet:

„Zwei Louis", sagte er zögernd.

„Zwei? Ich bin ein artiger Mann und allen schönen Damen wohlgesinnt. Warum hieße ich sonst Zamor? Habt Ihr jemals etwas von Zamor gehört? Zamor ist ein Held des göttlichen Voltaire, in einem schönen Trauerspiel! Zamor ist der Sohn eines Königs und drei Louis sind das Wenigste, was man ihm anbieten kann."

Die drei Louis versanken in die Tiefe einer Tasche seiner rothsammetnen Pluderhosen, dafür erfuhr der Jäger aus dem Munde des „Gouverneurs" das große Geheimniß, daß der Herr mit dem Rundhut in Luciennes angekommen wäre und an dem Feste theilnehmen würde, welches die Gräfin Dubarri an diesem Abend gäbe.

Daß dies Fest nicht in der Phantasie des Mohren

allein spuke, konnte der Jäger aus dem Lichtschein, der aus dem Garten drang, aus dem Wagen, der eben heranrollte, entnehmen. Er war vom Pferde gestiegen und führte es, um es verschnaufen zu lassen, langsam vor dem Gitter auf und ab. Darüber war der Wagen vorgefahren; es dauerte eine zeitlang, ehe es dem Bedienten gelang, die wohlverschlossene Thür zu öffnen, einem alten Herrn und einer Dame, deren Gesicht eine Maske bedeckte, aus dem altmodischen, wenn auch reichbemalten Wagenkasten zu helfen.

„Guten Abend, Herr Marchese, guten Abend!“ sagte Zamor mit unterwürfigem Katzenbuckel. „Das ist eine Freude, eine Ehre für die Frau Gräfin! Ihr könnt es nach Versailles melden, mein Freund“, wendete er sich halb zu dem Jäger, „daß Luciennes nicht verlassen ist, sondern vornehme und erlauchte Fremde beherbergt; sagt Eurer Herrin . . .“

„Herr Gouverneur“, fuhr der alte Herr mit kreischender Stimme wie ein Blitzstrahl dazwischen, „haltet Eure Zunge in Ruh'! Alles Geheimniß, alles Geheimniß!“ Und dem Jäger rief er zu: „Wer ist denn Eure Herrin?“

Unbedacht antwortete der ehrliche Genfer:

„Die Gräfin Erbach, Fürstin von Schwarzenberg!“

„Ach!“ schrie die Dame in der Maske auf und wollte sich dem Jäger nähern.

Aber der Alte warf sich ihr in den Weg, ergriff ihre Hand, murmelte ein Diavolo! und Maledetto! über das andere und führte sie, fast gewaltsam, in den Garten.

Es war der letzte Gast, den Zamor nach der ihm gegebenen Weisung zu erwarten hatte, er schloß das Thor.

Welch' ein Glänzen und Leuchten rings umher! Buntfarbige Lampen hingen an den Bäumen und bedeckten die vier jonischen Säulen, welche den Pavillon schmückten. Rechts und links vor ihm standen durch die Beleuchtung gehoben zwei Marmorbilder: Diana von Actäon überrascht und eine Badende, von Allegrain's Meisterhand ausgeführt. Auf einem Hügel erhob sich das kleine, zierliche Gebäude. Während die Anhöhe von der Gartenseite sanft anstieg, stürzte sie um so jäher auf der anderen herab, dort in einiger Entfernung strömte im schwungvollen Bogen die Seine dahin. Der Hauch des jungen Frühlings, die sternhelle Nacht, das bunte Licht, abgerissene Klänge der Musik, fröhliche Menschenstimmen, die aus dem Innern des Pavillons drangen, die Statuen und die schimmernden Säulen: war nicht Alles ein glücklicher Märchentraum? Das Haus halb ein griechischer Tempel, halb ein Aufenthalt für Watteau's Marquisen; jetzt mochte der Betrachter glauben, daß dieser Bau in einer Sommernacht, auf einem Mondstrahl, von Amoretten durch die

Luft von Jonien her getragen und auf dem Rasen nahe an einem Abgrund niedergesetzt worden sei, und im nächsten Augenblicke mußten ihm wieder die phantastischen Schlösser einfallen, die Ariosto's Alcina und Tasso's Armida zaubermächtig aus dem Nichts geschaffen hatten — jene Armida, die — und ganz Paris war davon voll — dem berühmten Ritter Gluck, dem Gegner Piccini's, dem Verfasser der „Alceste“, des „Orpheus“ und der „Iphigenie in Aulis“, Gelegenheit zu einem neuen Meisterwerke gegeben hatte, einer Oper, deren Aufführung Freunde und Feinde mit leidenschaftlichster Erregung erwarteten.

War die Gräfin selbst nicht eine neue Armida? Wenn auch König Ludwig XV. nichts weniger als der Held Rinaldo gewesen, und der Ritter Gluck sich ihrer Huld nicht rühmen konnte. Im Gegentheil, so lange die Gräfin Frankreich mit ihren Pantoffeln regiert, hatte sie in ausgesprochener Vorliebe Piccini begünstigt. Man sagte ihr nach, daß sie Alles hasse, was aus Oesterreich käme, also auch die deutsche Musik. Zwischen ihr und Marie Antoinette herrschte eine Eifersucht, eine Nebenbuhlerschaft, die dadurch noch nicht ihr Ende erreicht, daß die Eine Königin von Frankreich und die Andere eine Verbannte geworden. Mit echt weiblicher Hartnäckigkeit setzten beide Frauen ihren heimlichen Streit fort; der Kopfputz der Einen fand keine Gnade vor den Augen der Andern, Marie Antoinette bereitete

Gluck eine begeisterte Aufnahme in Versailles, mußte da nicht Luciennes ein Tempel und Zufluchtsort für die Verehrer der italienischen Musik werden?

Nicht der Anblick des Pavillons, dem er sich nahte, nicht das Bild der Gräfin, das auf dem Rasen vor ihm und neben ihm hingaukelte, waren es allein, die diesen Gedanken in Erbach erweckten, mächtiger wirkte die Erinnerung an Corona, ihre Schwärmerei für Gluck, ihr Entschluß, als Sängerin Glück und Ruhm zu erwerben, um sein Sinnen in diese Richtung zu lenken. Dabei die quälende Ungewißheit, ob Fritz in Wirklichkeit das Fräulein wiedergefunden, ob ihn nur eine zufällige Aehnlichkeit geneckt habe.

In dem Hauptsaal des Pavillons fand Paul eine kleine, aber dem Anschein nach erlesene Gesellschaft. Auf das Kostbarste und Glänzendste war dieser rundförmige Saal ausgestattet. Blaue Sammettapeten bedeckten die Wände, Malereien von Fragonard und Briard, ländliche Scenen, Idyllen aus einem geträumten Arkadien darstellend, schmückten in hellen Farben die Decke. Seltsam genug stachen dagegen die beiden Königsbildnisse ab, die an den Wänden hingen: hier das Bild Ludwig's XV., dort ein Bild Karl's I. von Van Dyk; Diejenigen, welche der Gräfin nicht wohl wollten, behaupteten, daß sie diese fragwürdige Gegenüberstellung absichtlich gewählt hätte, um Ludwig XV. täglich an das Schicksal zu erinnern, das seiner harren

würde, wenn er jemals seinen Parlamenten sich nachgiebig zeigte.

Ueber dem marmornen Camin erhob sich ein Spiegel von feinstem Glase in einem kunstvoll gearbeiteten vergoldeten Broncerahmen, der einen Kranz von Rosen und Lorbeerzweigen bildete. Seine Fläche spiegelte die Marmorbüste der Gräfin wieder, die auf einer kleinen Halbsäule von geschliffenem röthlichen Porphyr an der entgegengesetzten Wand aufgerichtet war. Pajou hatte es verstanden, die Schönheit der Formen und den fast kindlichen Liebreiz des Ausdrucks, den Jeanne Dubarri in ihrer ersten Jugendblüthe besessen, in dem Stein lebendig auszuprägen. Es waren aber nicht diese Kunstwerke, welche zuerst Erbach's Blicke fesselten: mächtiger wirkte die harmonische Vollendung des Ganzen, die Ausführung des kleinsten Gegenstandes in künstlerischer Weise auf ihn. Bis auf die broncenen Beschläge und Griffe der Thüren zeigte sich überall die Hand des Künstlers, eine sinnreiche Uebereinstimmung und Anordnung. Keine prahlerisch zur Schau getragene Pracht verletzte, keine Ueberladung störte die Einheit des Eindrucks. Sessel und Tische, die Uhr und das Clavier gehörten zu einander, zu diesen Vorhängen, diesen Malereien, diesen kleinen Statuen in Bronce und Marmor, diesen Nippsachen von Elfenbein, Alabaster und Perlmutter, die umher auf den Gesimsen, Consolen, dem Camin und dem Ecktisch

standen und lagen. Der Traum eines Künstlers und die Laune einer anmuthigen Frau schienen hier durch den Beistand der Genien verwirklicht zu sein.

Bald hatte die Gräfin Erbach mit einem vielsagenden und doch räthselvollen Lächeln ihren Gästen als einen Herrn Paul aus Deutschland vorgestellt. Weder der schlichte Name, noch der einfache, wenig zu einem Feste passende Anzug des Fremden erregte bei den Edelleuten und Gelehrten, welche diesmal den Kreis um die Gräfin bildeten, auch nur ein flüchtiges Staunen. Durch das Auftreten der Amerikaner, Benjamin Franklin's an ihrer Spitze, in den Gesellschaften des Hofes und der Stadt, die damals die französische Regierung zum Kampfe gegen England zu bewegen und noch mehr die Theilnahme des französischen Volkes für ihren Aufstand zu gewinnen suchten, war man in Versailles und Paris an eine gewisse puritanische Einfachheit der Tracht und des Benehmens gewöhnt worden, der runde Hut und der lange Rock fingen an, ihre ersten Erfolge zu feiern. Tugend und republikanischer Sinn konnten nur in dieser Kleidung sich zeigen, wenn auch widerstrebend mußten alle Philosophen und Philanthropen sich zu ihr bekehren. Auch über die Einfachheit und das „bürgerliche Herz“ des Kaisers Josef, der seit einigen Tagen mit fieberhafter Spannung in der Hauptstadt erwartet wurde, liefen die wunderlichsten Gerüchte von Mund zu Mund: wie

hätte da Einer, der, wie dieser geheimnißvolle Herr Paul, sicherlich zu dem Gefolge des deutschen Kaisers gehörte, anders als in einem Rocke erscheinen können, der gleichsam ein Symbol der neuen Welt und der goldenen Zukunft war? Kaum bedurfte es darum der Empfehlung der Gräfin, um Erbach bei ihren Gästen die liebenswürdigste und zuvorkommendste Aufnahme zu bereiten. Ihrerseits verwunderten sich diese, in einem Manne aus Deutschland, das für sie noch immer von einer Nacht der Rohheit und Unwissenheit bedeckt war, so viel feine Sitte, einen so weltmännischen Zug, eine so große Kenntniß der französischen Literatur, so eigenthümliche Anschauungen über das Wesen und die Verhältnisse ihres Hofes und ihres Staates zu finden.

Doch streifte die Unterhaltung nur obenhin die Vorschläge, die Turgot vor Kurzem dem jungen König Ludwig XVI. zur Verbesserung der inneren Verwaltung, zur Befreiung des armen Volkes von ungerechten Lasten und Steuern gethan hatte, den Krieg der Amerikaner, die Ankunft des Kaisers; nicht, daß die Schloßherrin ein Gespräch über diese Gegenstände nicht gewünscht, oder daß ihre Gäste geglaubt hätten, der Pavillon von Luciennes eigne sich zu solchen ernsthaften Besprechungen nicht: eine gewisse Spannung und Unruhe trieb alle Einfälle und Bemerkungen hastig durcheinander, es war, als fehle noch eine wichtige Person in diesem Kreise, als wolle Keiner seine Rednergabe,

Sinn und Witz in ihrer Abwesenheit versprühen. Am eifrigsten ward noch die zum Herbst bevorstehende Darstellung der großen Oper „Armida“ von Gluck besprochen. Schon aus den ersten Aeußerungen, die um ihn fielen, konnte Erbach entnehmen, daß er hier im Lager der Gegner des deutschen Meisters auf einem verlorenen Posten stände. Da war ein neapolitanischer Herzog, der, so oft der Name Piccini genannt wurde, wie ein Echo: „der Göttliche!“ hinzufügte. Zuweilen erhob über alle anderen Stimmen der Literator und Kritiker Laharpe die seinige und schalt Gluck's Musik ein eintöniges und langweiliges Geschrei; milder wollte der stattliche Herzog von Cossé-Brissac, der erklärte Freund und Liebling der Gräfin, der in nachlässiger und doch gefälliger Haltung am Camin lehnte, von diesem allgemeinen Verdammungsurtheil wenigstens „Orpheus“ ausgenommen wissen, worauf in drolliger Verspottung die Gräfin, ein junger, hochmüthig blickender Cavalier und als Baßbuffo Marmontel, der gefeierte Dichter der „Moralischen Erzählungen“, den Furienchor anstimmten.

Paul versuchte nicht, in das fröhliche Gelächter der Anderen einzufallen, ihm krampfte sich das Herz zusammen. Wie oft hatte er in der Tannburg Corona's süß klagende Stimme die Furien um die Herausgabe Eurydicens anflehen gehört! Schmerzliche, herzergreifende, melodische Nachtigallenklagen!

Wo war jetzt das wilde, seltsame Kind? Hatte das Schicksal sie weit ab vom sicheren Pfade in einen Abgrund geschleudert? Auch in einen Tartarus?

„Nein, dieser Deutsche ist ein Ungeheuer! Alle seine Stoffe holt er aus der Unterwelt: Alceste, Eurydice, Iphigenie in Aulis: immer steht Charon im Hintergrunde und der dreiköpfige Cerberus“, sagte nach geendigtem Chore mit pedantischer Würde Laharpe. „Diese Musik ist wie das schreckliche Rauschen des Styx.“

„Ich bin kein Kenner, nur ein Verehrer der Musik“, entgegnete Erbach, den es reizte, den angegriffenen deutschen Landsmann zu vertheidigen. „Gerne schließe ich mich dem letzten Wort des gelehrten Herrn Laharpe an, auch ich finde, daß ein Strom der Unterwelt in Gluck's Musik rauscht. Aber ich meine, es ist nicht der düstere Styx, sondern der Lethestrom, von dessen Wellen wie von seligen Harmonien all' unsere Schmerzen und Kümmernisse davongetragen werden.“

Verbindlich lächelte ihm die Gräfin zu, als ob sie sagen wollte: theile ich auch Deine Ansicht nicht, so hast Du doch vortrefflich gesprochen.

Und der Herzog von Brissac sagte freundlich: „So redet kein Kenner, sondern ein Liebender.“

„Deutsche Schwärmerei!“ meinte der junge Mann im blauen Sammetrock mit dem hochmüthigen Blick.

„Schwärmerei, immerhin“, antwortete Paul, „aber

warum deutsche? Ist das Gefühl für die Schönheit nicht allen Menschen gemeinsam, nur in seiner Stärke nach der größeren oder geringeren Bildung ihres Herzens verschieden? Die Kunst ist das welteinigende Band; in ihrem Bereich hören wir auf, Deutsche oder Franzosen zu sein, wir lieben weder die Republik, noch das Königthum, wir sind Liebhaber des Ewigen und Schönen. Die Musik nun vor allen anderen Künsten, verfügt sie nicht überall bei allen Völkern über dieselben Mittel? Kennt Piccini andere Töne und Accorde als Gluck? Um ein Bild zu würdigen, ein Gedicht in all' seinen Feinheiten zu verstehen, braucht man gewisse Kenntnisse, muß man mit gewissen Vorstellungen eines bestimmten Volkes sich vertraut gemacht haben, aber die Musik? Um von ihr gerührt, ergriffen zu werden, was braucht es mehr als ein gefühlvolles Herz? Und wenn wir dem irdisch Nahen und Düsteren so ganz entrückt, wie körperlos in dem reinen Meer der Töne schweben, was fragen wir da viel nach dem Namen des Zauberers? Ist es in diesen Augenblicken höchster Weihe nicht gleichgültig, ob uns Pergolese oder Gluck, Händel oder Rameau bezaubern?"

Ungeduldig zupfte der Mann im blauen Sammetrock an seiner Spitzenkrause, aber bei den Anderen fand Erbach die vollste Zustimmung. Die Franzosen fühlten sich geschmeichelt, daß der beredte Deutsche ihrem Landsmann Rameau einen Platz neben den großen

Musikern gegeben, und waren geneigt, seine Ketzerei in Hinsicht Piccini's zu entschuldigen.

„Er ist offenbar persönlich mit dem Ritter Gluck bekannt", flüsterte Laharpe seinem Nachbar zu. „Vermuthlich ein Cavalier aus dem Gefolge des Kaisers."

„Man muß ihn warm halten, um durch ihn zu seinem Herrn zu gelangen. Die Gräfin weiß gewiß mehr von ihm, als sie eingestehen will."

„Wie richtig die Bemerkungen des Herrn Paul über den Zauber der Musik sind", sagte eine scharfe, durchdringende Stimme, welche die beiden Flüsterer verstummen ließ, „habe ich erst vor wenigen Monaten in einer Wildniß ferne am Erie-See unter den Irokesen erfahren."

Alle Köpfe wendeten sich neugierig dem Redner zu. Es war ein untersetzter, breitschultriger Mann mit einer Adlernase und tiefliegenden, wasserblauen Augen.

Von den Umstehenden vernahm Erbach, daß es ein Vicomte Rochefort sei, ein herabgekommener Adeliger, aber ein Mann von vielem Geist und außerordentlichen Kenntnissen, der in Indien gewesen, und den jetzt der Minister Vergennes zu mancherlei geheimen diplomatischen Sendungen benütze.

„Sie kommen aus Amerika, Herr Vicomte?"

„Aus dem Lager der Aufständischen?"

„Haben Sie den General Washington gesehen?"

„Welche Aussichten haben die Republikaner?“ fragte man von allen Seiten.

Rochefort rührte sich nicht, er stand, die Rechte in die Seite gestemmt und ließ, ohne eine Miene zu verändern, den Sturm der Fragen eine Weile über sich ergehen. Zuweilen blinzelte er mit den Augen, dann richtete er einen langen, halb lauernden, halb eigenthümlich starren Blick auf Erbach, der, von diesem Blick getroffen, plötzlich einen stärkeren Schlag seines Herzens empfand: er mußte des Paters Rothhahn gedenken, der auch die ganze Kraft des Willens in einem solchen Blick zu sammeln wußte.

„Eine Secunde Ruhe, meine Herren!“ sagte der Vicomte und erhob die Hand. „Ich komme aus Amerika, ja, aber nicht aus dem Lager der Republikaner, sondern aus dem Wigwam eines Irokesenhäuptlings, des gefleckten Hundes, der am Ufer des Sees mit seinen Tapferen jagte.“

„Sie wollen uns doch nicht einreden, Herr Vicomte“, lachte die Gräfin, „daß Sie nur um die Bekanntschaft des gefleckten Hundes zu machen nach Amerika gegangen sind? Es ist kein Engländer unter uns, der Ihre Geheimnisse verrathen könnte.“

Rochefort's Augen hatten allen Glanz verloren, und sein Aussehen erinnerte in keinem Zuge an einen gewandten Unterhändler und Spion, eher hätte man ihn für einen täppischen und einfältigen Landjunker halten können.

„Noch einmal, Frau Gräfin, ich habe mit den Republikanern nichts zu thun. Und warum sollten die Wilden Amerika's nicht einen Besuch lohnen? Die Politik flößt mir nur eine geringe Theilnahme ein, mein einziges Streben ist, die Natur, die Ursachen der Dinge zu ergründen. Felix qui potuit rerum cognoscere causas, sagt der römische Dichter, der sich am eifrigsten um die Erkenntniß dieser Geheimnisse bemüht. Dies ist auch mein Wahlspruch. Ich habe die Araber in Mekka, die Braminen am Ganges um ihre Lehren und Kenntnisse befragt, ist es so sonderbar, daß ich mir auch aus der neuen Welt Kunde über Leben und Tod, über das Jenseits und die Geisterwelt holte? Doch wohin verirre ich mich? Ich wollte Ihnen nur erzählen, daß wir in unserer Gesellschaft, die ausgezogen war, den schönen See zu erforschen, zwei Violinen und eine Flöte hatten. Auf unsern Streifzügen stießen wir mit dem gefleckten Hunde und seinen Tapfern zusammen. Daß wir in Freundschaft von einander schieden und die Wampumschnüre des Bündnisses tauschten, verdankten wir unserer Musik. Die Töne der Violine übten eine zauberhafte Wirkung auf diese wilden Jäger; wir haben den weisesten unter ihnen, der für einen besonderen Günstling des großen Geistes galt, mit unserer Musik in einen tiefen Schlaf gewiegt, in dem das zweite Gesicht über ihn kam. Er hat die wunderbarsten Dinge ge-

sehen, die Vertreibung seines Stammes, weite Städte an den Flüssen, die Wälder in Weizenfelder verwandelt, überall die Bleichgesichter. Wer diese Wirkungen der Musik beobachtet hat, der kann die Geschichte von dem griechischen Sänger Orpheus nicht durchaus für eine Fabel halten."

Wäre die Gesellschaft sich selbst überlassen geblieben, so würden die Weissagungen des Indianers, gleichviel ob wahr oder falsch, jeden anderen Gegenstand aus ihrem Gesichtskreise verdrängt und allein die Aufmerksamkeit gefesselt haben; schon hatte die Mehrzahl der Gäste um Jocelyn de Rochefort einen Kreis gebildet, so aber rief, auf der Schwelle der Thüre, die ein Diener geöffnet, stehend, ein alter Herr mit kreischender Stimme und unverkennbar italienischer Tonfärbung:

„O, meine Herren, die Geschichte von Orpheus nicht wahr? Il divino Orfeo! Der erste, der erhabenste Meister unserer Kunst! Was wären wir, wenn er nicht wäre? Orpheus, Amphion und Arion sind die drei Leuchten der Welt, lume del mondo!"

Und mit einem Dutzend ähnlicher Ausrufe, nach rechts und links Kußfinger werfend, war er im Tanzschritt bis in die Mitte des Saales und zur Wirthin des Hauses gelangt.

„Ich küsse der Schönsten der Schönen die Hand", sagte er mit galanter Verbeugung.

„Allein? Das ist wider die Abrede, Herr Marchese“, erwiderte die Gräfin und eine Wolke des Verdrusses stieg auf ihre Stirn.

Es gewährte ein ergötzliches Bild, als sich der alte Herr jetzt ein wenig auf die Zehen erhob, um ihr einige Worte in das Ohr zu flüstern, und die schöne Frau den Kopf zu ihm neigte, ihn besser zu verstehen.

Erbach hatte volle Muße, den Alten zu betrachten. In dem Gesichte, das voller Runzeln war, funkelten in unruhiger Lebendigkeit die dunklen Augen, die große Nase hatte eine leise Krümmung, aber der Mund war fein geschnitten. Der überladene Putz — der reichgestickte violette Sammetrock, die Brocatweste mit kleinen Brillantknöpfen, die weit über die dürren Hände fallenden Spitzenmanschetten, das mit Edelsteinen bedeckte Ordenskreuz am rothen Bande auf der Brust — wollte nicht recht zu seinem Alter und dem klugen Ausdrucke seines Gesichts in Augenblicken der Ruhe passen. Eine gewisse Geziertheit des Benehmens und die Sucht, aufzufallen, störte nach innen wie nach außen das Gleichgewicht des alten Herrn. Nicht ohne ein Gefühl der Enttäuschung wandte Erbach seine Augen von dem neuen Ankömmling, den die Gräfin eben, wieder voll Lächeln und Huld, zu dem Herzog führte, nach der anderen Seite: sie trafen in den unheimlichen Blick Rochefort's. Die Bewegung, die bei der Ankunft des

Marchese im Saale entstanden war, hatte die beiden Männer einander nahe gebracht.

Laut und lebhaft bewegten sich die Gruppen auf und nieder, der Eintritt des Marchese schien die Spannung, die schon vorher auf der Gesellschaft gelegen hatte, noch gesteigert zu haben. Nur einige Wenige waren um Rochefort stehen geblieben und wollten von ihm Näheres von dem zweiten Gesichte des Indianers wissen. Aber Rochefort gab keine Erläuterung, zuweilen nickte er, wie beistimmend, zu den Behauptungen der Andern mit dem Kopfe. Wäre Erbach nicht durch Alles, was er in diesen kurzen Stunden erfahren, in eine erregtere Stimmung versetzt worden, so würde er ohne Zweifel den seltsamen, beinahe verdächtigen Eifer bemerkt haben, mit dem der Vicomte alle seine Bewegungen verfolgte. Doch auch ihn zog der merkwürdige Mann an, er hielt es der Mühe für werth, zu prüfen, was der Inhalt dieser wunderlichen, häßlichen Hülle sei.

Da er bei einer zufälligen Biegung den Vicomte leicht mit seinem Arme streifte, nahm er dies als Anlaß, mit der Bitte um Entschuldigung zugleich die Frage an ihn zu richten: „Wenn Sie im Voraus meine Neugier verzeihen, Herr Vicomte, waren Sie jemals in Deutschland?"

„Gewiß, mein Herr! Sollten wir uns dort schon einmal begegnet sein?"

„Ich glaube, ein Gedächtniß für Physiognomien zu haben, und entsinne mich doch nicht, daß ich die Ehre gehabt hätte, den Herrn Vicomte schon früher zu sehen. Um so eigenthümlicher berührt es mich, daß Ihr Blick mir nicht fremd ist."

„Mein Blick? Ich bin doch weit in der Welt umhergekommen und habe nie gehört, daß ich ein böses Auge hätte."

„Das sagt' ich nicht. Ihr Blick erinnert mich im Gegentheil an einen sehr ehrenwerthen Mann, einen bedeutenden Gelehrten."

„Und ist es nicht unbescheiden von mir, nach dem Namen meines Doppelgängers zu fragen?"

„Er wird Ihnen fremd genug klingen: der ehemalige Jesuitenpater Rothhahn."

„Ah, Pater Rothhahn! Welch' ein Zusammentreffen! Ich kenne ihn, vor Jahren hab' ich mit ihm in Prag Mineralogie studirt."

Wider seinen Willen mußte Erbach ein erstauntes Gesicht machen, der Vicomte blieb so gelassen, als hätte er das gleichgültigste Wort gesprochen.

„Still! Still!" hieß es jetzt im Saal, und Paul wurde jeder Ausruf der Verwunderung wie jede Fortsetzung des Gesprächs zunächst abgeschnitten.

Die Flügelthüren zu einem Nebengemach öffneten sich. Auf einer kleinen Erhöhung war ein Clavier aufgeschlagen, vor dem die Gräfin Platz genommen. In

einem weißen Atlaskleide, das Haar leicht frisirt und mit Blumen geschmückt, anmuthig den Kopf geneigt, die Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, stand eine schlanke Frauengestalt hinter ihr.

„Die Sängerin des Marchese!“

„Das geheimnißvolle Mädchen!“ zischelte der und jener in Erbach's Nähe.

„Wer ist denn dieser Marchese?“ fragte er leise den Vicomte.

„Sie kennen ihn nicht? Daran entdeckt man den Fremden! Der Marchese Val' Ombrone, der größte Musiknarr . . .“

Da erhob die Sängerin den schönen Kopf und trat einige Schritte vor.

Es war Corona Thurm.

Wie oft die äußerste Gefahr dem durch vorangegangene Schicksalsschläge und Kämpfe aufgeregten und betäubten Krieger Besonnenheit und Kaltblütigkeit wiedergiebt, so wirkte hier der Anblick Corona's auf den leidenschaftlich bewegten Erbach. Er gewann seine ganze Kühle und weltmännische Ueberlegung wieder. Sich vor der Zeit zu verrathen, hätte ihm jede Möglichkeit, sich Corona zu nähern, abgeschnitten. Er wollte belauschen, nicht belauscht werden, und mit einer geschickten Wendung gelang es ihm, sich in eine Fensternische zu flüchten, wo er den Blicken Corona's beinahe ganz entzogen war.

Und sie sang. Es war noch dieselbe süße, klangvolle Stimme, die ihn so oft entzückt und beseligt. Wie der Mondstrahl durch die Wolken, brach sie durch die Schatten, die sein Gemüth verdüsterten, weich und glänzend, ruhig und mild. Irdisches und Himmlisches verschmolz in diesen Tönen zu einer unaussprechlich reinen und hehren Harmonie. Es war, als ob durch die tiefe Bläue des Himmels eine rosige Wolke schwebe.

Frei und glücklich stand die Sängerin, sie achtete kaum der Menschen, die mit gespannter Aufmerksamkeit und mit Empfindungen, die noch zwischen Staunen und Befriedigung, Zweifel und Begeisterung schwankten, ihr zuhörten; wie der Adler im Aether fühlte sie sich gehoben und sicher in ihrem Elemente. Die leis angeschlagenen Accorde des Claviers, die Töne, die von ihren Lippen perlten, umgaben sie wie ein wohliges, sanft wallendes Meer. Weit, weit in dämmernder Ferne lag hinter ihr eine dunkle, schwere, trübe Vergangenheit, wie eine von Klippen starrende Küste, von der das Schiff mit vollen Segeln in das offene Meer hinauseilt. So strebte sie mit jedem Ton aus dem Schrecken einer unheimlichen Nacht der sonnigen Insel des Glücks und der Freiheit zu.

Erbach verstand den ganzen Jubel ihrer Seele, der sich in ihrem Gesange aussprach. Wo die Anderen mit lautem Beifall die seltene Begabung und die

vollendete Kunst priesen, ergriff und rührte ihn bis zu Thränen die Sprache ihres Herzens. Wo sie nur italienische Liebesklagen und Liebeswonnen vernahmen, hörte er das Jauchzen einer Glücklichen, von allen Fesseln Befreiten. So singt die Nachtigall, wenn sie dem Käfig entflohen wieder im Fliedergebüsch sich wiegt.

Ein allgemeines Händeklatschen, untermischt mit Ausrufen der Anerkennung und des Entzückens, unterbrach auf eine kurze Weile die Sängerin, sie aber schien noch nicht gewillt, die Bühne ihres Triumphes so bald zu verlassen. Zu neu war es ihr, den Erfolg ihrer Kunst von so vielen Gesichtern auf einmal zu lesen, zu neu und zu berauschend, um dieses Schauspiel nicht noch länger zu genießen. Mit der Freude verband sich die stolze Gewißheit, daß sie noch mehr geben konnte, als sie gegeben, sie war in dieser Frist in der Laune einer großmüthigen Königin. Sie wechselte leise einige Worte mit der Gräfin, die lächelnd in ihr Begehren einwilligte, andere Noten aufschlug . . . Nun einige Tacte, ein athemloses Schweigen — und die Sängerin, deren noch eben strahlendes Antlitz sich in Schmerz und Trauer gehüllt hatte, begann die Klage des Orpheus um die verlorene Eurydice.

Wohl war es der Oper Gluck's bestimmt, die Welt zu erobern, aber einen herrlicheren Sieg, als heute im Pavillon von Luciennes sollte sie selten erringen.

Diese Männer, die theils aus äußerlicher Gegnerschaft, theils aus ihrer Ueberzeugung und Empfindung heraus dem Componisten feindselig gesinnt waren und vor Kurzem erst das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen hatten, wurden von Corona's Vortrag, von der Macht süßester Schwermuth und Trauer in ihren Tönen hingerissen, umgewandelt. Nie hätten sie vor diesem Gesange geglaubt, daß ein solcher Zauber in der Musik Gluck's schlummerte, ein Zauber, den freilich nur der berufene Genius zu üben vermochte.

„Sie mag gegen alle Regeln der Kunst verstoßen, diese Musik", sagte der Herzog, als Corona geendet, „aber mir schmilzt sie das Herz."

Die Gräfin hatte das junge Mädchen liebreich an der Hand gefaßt und in den Saal hinuntergeführt.

Glückwünschend nahten ihr die Herren, kein Wort des Dankes und des Lobes schien ihnen zu überschwänglich, Alle versprachen ihr eine ruhmvolle und glückliche Zukunft.

„Wenn sie mit diesem Ausdruck Gluck singt", rief der Neapolitaner, „wie wird sie erst Piccini singen!"

„Und nun bedenken Sie noch Eins", kreischte der Marchese und erhob sich wieder auf den Zehen, „in wenigen Tagen trifft Antonio Rossi aus Dresden ein, Rossi, der unvergleichliche Tenor! Mit solchen Künstlern — es lebe die italienische Musik, diese regina del mondo!"

Bei dem Namen Antonio Rossi war Erbach aufgeschreckt. Bis dahin hatte er, in der Nische wohl geborgen, in sinnender Haltung gestanden. Er hatte den Beifall mitgenossen, den Corona gefunden; einen Weg voll Blumen, vom Sonnenschein überflogen, sah er vor ihr sich ausdehnen und in gefälligen Windungen, hier an einem murmelnden Bache, dort an einer Wiese vorüber sich einen Hügel hinaufschlängeln, dessen Spitze ein Tempel krönte. Auf den Stufen stand die Göttin des Glückes, herabgestiegen von ihrer Kugel, und streckte dem jungen Mädchen den Lorbeerkranz entgegen. Achtlos, das glühende Gesicht zur Göttin emporgewendet, schritt Corona dahin: sieh, zischelte da nicht eine Schlange neben ihr im Grase und erhob drohend das Haupt? Antonio Rossi — es war wie Schlangengezisch in Paul's Ohr, er fühlte sich zum Schutz der Freundin berufen, und der inneren Bewegung nachgebend, trat er aus der Nische. Nicht auf den Sänger aber, der noch in weiter Ferne weilte, auf den blauen Cavalier traf sein erster Blick.

Am Arm der Gräfin kam die Sängerin daher, sie hatte das Lächeln und den Anstand einer Königin. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, schenkte sie den Schmeicheleien des Edelmanns, der sich vorher über Musikschwärmerei so spöttisch geäußert, ein flüchtiges Gehör, als die Gräfin, Erbach gewahrend, ihm zurief:

„Und Sie sind der Letzte, mein Herr, der meinem Schützling seine Huldigung darbringt? Gestehe ich es nur, bei Ihrer Begeisterung für Gluck hätte ich erwartet, Sie als den Ersten zu den Füßen der Signora zu sehen.“

Corona blickte auf.

Hatte ihr Gesicht sich in purpurne Rosengluth getaucht? Sie wollte die Arme ausbreiten, einen Schrei ausstoßen, dem Freunde entgegenfliegen — und war doch wie gelähmt und des Gebrauches ihrer Glieder beraubt. Von ihren Wangen schwand die Röthe, ein kalter Strom ging durch ihr Blut — da hatte Erbach schon ihre Hand ergriffen und sagte:

„Als eine echte Künstlerin wird die Signora meinen Beifall nicht geringer schätzen, weil er stumm ist, meine Verehrung nicht, weil sie zuletzt kommt.“

Und indem er ihre Hand, die unter seinem Druck zitterte, an die Lippen zog, flüsterte er ihr zu:

„Getrost, ich wache über Dich!“

Und sie darauf:

„Du bist gekommen, es wird Alles gut werden!“

Länger mit einander zu reden, hätte ihnen den Verdacht des Marchese, der mit Argusaugen seinen Schatz lauernd beobachtete und in Jedem einen Räuber zu fürchten schien, und die Eifersucht des Cavaliers an Corona's Seite erregt. Mit einer förmlichen Verneigung ließ Erbach die Hand der Freundin los; er

durfte hoffen, daß ihr beiderseitiges Geheimniß nicht entdeckt worden sei.

Schwankenden Schrittes ging Corona, noch immer neben der Gräfin Dubarri, der Mitte des Saales zu, als hinter dem ihr nachschauenden Erbach der Vicomte sagte:

„Das ist eine große Sängerin, aber es liegt Unglück in ihrer Stimme."

Paul war nahe daran, bei dieser Aeußerung seine so lang bewahrte Ruhe zu verlieren und durch eine unbesonnene Heftigkeit sich bloßzustellen. Warum richtete dieser unheimliche Mann seine Einfälle und Bemerkungen geflissentlich an ihn? Hatte er die Absicht, sich an ihn zu drängen? Er wollte mit dem Pater bekannt sein, hatte er von diesem eine Nachricht über Corona, ihre Reise, ihr Verschwinden erhalten? Gab es geheime Fäden von Prag und Wien nach Versailles und Paris, ja weiter bis in die Wälder Amerika's? Waren die Geschichten, die man sich nicht ohne Schauer im protestantischen Norddeutschland von der Allmacht der Jesuiten, von ihrem Wirken über Land und Meer erzählte, keine Fabeln?

Der Aufbruch des Marchese mit der schönen Sängerin schnitt indeß zum guten Glück Erbach jede voreilige Erwiderung auf Rochefort's hingeworfene Aeußerung ab. Dem alten Herrn erschien die Gegenwart so vieler junger und vornehmer Männer für seine Begleiterin

allzu gefährlich, die Bewunderung für ihre Kunst drohte in die Huldigung ihrer Schönheit umzuschlagen. Durch schnelle Entfernung suchte er Allem, was ihm Sorge und seinen Plänen ein Hinderniß hätte bereiten können, zuvorzukommen, und Corona trieb es gewaltsam von hinnen, in die Einsamkeit ihres Gemaches, das Erlebte still erwägend noch einmal zu genießen, sich der Nähe des Freundes ganz bewußt zu werden, zu wiederholen, daß er Zeuge ihres ersten Triumphes gewesen, und mit den hellsten Farben sich das Bild ihrer Zukunft zu malen.

Den zurückgebliebenen Gästen winkte in einem kleinen Nebenzimmer eine reiche Tafel. Es war der Raum, in dem Ludwig XV. so oft, in glücklicheren Tagen, als noch kein rebellisches Freiheitslied von den amerikanischen Eichenherzen über den Ocean nach dem alten Europa scholl, mit Jeanne Dubarri zu Nacht gegessen und ihre Erdbeeren gelobt hatte. Damals wie heute machte sie die anmuthige und witzige Wirthin. Sie hatte Erbach einen Platz an ihrer Seite angewiesen: eine Auszeichnung, die namentlich bei allen Gelehrten und Schriftstellern an der Tafel die bereitwilligste Anerkennung fand. Denn schon galt es im Saale als ein öffentliches Geheimniß, daß der Fremde der vertraute Freund, Rathgeber und Liebling des deutschen Kaisers sei, daß sein Urtheil das seines gnädigen Herrn beeinflussen und bestimmen würde. Alle

Ehrgeizigen, und wer wäre es im damaligen Paris nicht gewesen? begegneten ihm, des Schattens wegen, der hinter ihm stand, mit verbindlichster Höflichkeit, der Einzige, der eine Ausnahme machte, war der Cavalier im blauen Sammet, ein Graf Robert Aremberg aus einer der angesehensten Familien von Brabant, wie Erbach von der Gräfin erfuhr, ein junger Mann, dessen Hochmuth seinem Reichthum gleichkam. Nicht alle Feindschaften zwischen Menschen lassen sich auf allgemein verständliche Ursachen, auf Neid und Argwohn, auf Beleidigungen und Beschädigungen zurückführen; wie auf manche Pflanzen gewisse Luftströmungen verderblich wirken, so ist zuweilen unter uns Sterblichen das bloße Dasein des Einen eine Quelle der Unruhe und des Hasses für den Andern. Weder mit Worten noch Blicken hatten sich Erbach und Aremberg gegenseitig eine Kränkung zugefügt, so weit ihr Wissen in die Vergangenheit reichte, hatten sich die Kreise ihres Lebens nie berührt, und dennoch war eine Abneigung zwischen ihnen vorhanden, die aus Allem neue Nahrung sog. Gab es in ihren Seelen die Vorahnung, daß der Streit, den unsichtbare Mächte, wie Kinder mit Feuer spielend, in boshafter Schadenfreude anbliesen, zuletzt mit tödtlichen Waffen entschieden werden müßte? Im Augenblick war diese Ahnung in dem jungen Edelmann stärker als in Erbach, sie verkündigte sich in dem steigenden Mißmuth, mit dem ihn die

Gegenwart seines Nebenbuhlers, für einen solchen nahm er ihn schon, erfüllte, in dem hastigen Griff, den seine Hand unabsichtlich einmal nach dem Degen that.

Erbach dagegen hatte nicht mehr Acht auf ihn; auf der anderen Seite der Tafel, ihm gegenüber, hatte sich Rochefort niedergesetzt, der seltsam unheimliche Mann, der ihn zugleich anzog und abstieß. Paul konnte jetzt wenigstens sein Aeußeres der schärfsten Prüfung unterwerfen, aber die Kunst Lavater's wurde an diesem Gesicht zu Schanden. Aus diesen breiten unschönen Zügen, den starken Backenknochen, der aufgeworfenen Oberlippe sprach nichts als eine rohe Sinnlichkeit und ein bäuerisches Wesen. Die Seele, die in diesem plumpen Körper steckte, hatte schwerlich Gemeinschaft mit der Geisterwelt und himmlischen Gesichten. War es eine Täuschung seiner Augen oder die Folge der schlechten Haltung des Vicomte, Erbach glaubte zu bemerken, daß die rechte Schulter Rochefort's höher als die linke sei. Im vollen Glanz der Wachskerzen erschien er ihm älter als vorhin, wo er sich geschickt im Halbdunkel zu halten gewußt hatte; nach den Runzeln um seinen Mund und den Furchen über den Augenbrauen zu schließen, war Rochefort über die Mitte der fünfziger Jahre hinausgeschritten. Nur dies Eine verwirrte Erbach's Urtheil, daß jedesmal, wenn er über den Mann im Klaren zu sein vermeinte, der Gesichtsausdruck desselben sich chamäleon=

artig verwandelte. Als hätte der Vicomte die Gedanken Erbach's erkennen können, nahm er bald die Miene eines gutmüthigen Thoren, bald die eines verschlagenen Mannes oder eines tiefsinnigen Gelehrten an. Die Macht seines starren, sich einbohrenden Blickes hatte Paul schon erfahren, jetzt sah er, daß aus diesen mattblauen schläfrigen Augen ein Strahl wie Blitzgefunkel strömen konnte. Lächerliches Gaukelspiel eines Comödianten! würde er bei sich gedacht haben, wären diese Veränderungen gewaltsam und zusammenhanglos einander gefolgt, aber sie ergaben sich so natürlich als Folgen und Eindrücke des rings umher geführten Gesprächs, sie waren keine Kunststücke, keine Masken, und doch saß der Argwohn in Erbach's Herzen, daß der Vicomte ihn betrügen wolle.

Welche Stürme toben oft in dem Kopf eines Menschen, um den lustig und harmlos eine Gesellschaft mit den Gläsern klingt! Sie lachen ihn an, sie trinken ihm zu, er antwortet ihnen, einmal gescheidt, ein andermal in Zerstreuung: so treiben Welten an einander vorüber, ohne daß die eine die Ahnung von dem Dasein der anderen hat. Ist es nicht eigenthümlich, daß wir mit den Anderen, mögen es nun Freunde oder Gleichgültige sein, stundenlang, tagelang ein Scheinleben führen, während die Kraft unseres Wesens, unser Ich, in entfernten Sphären weilt und wirkt?

Seinen vollen Antheil nahm Erbach an der Unter-

haltung, und doch gingen seine Gedanken, wie mit einem undurchdringlichen Stahlgewand bekleidet, durch alle diese Fragen und Antworten, Erzählungen und Meinungen hindurch ihrem eigenen Ziele zu.

Der Marchese mit seinen Wunderlichkeiten, von denen Jeder eine besondere Geschichte wußte, die schöne Sängerin, Signora Corona, die er im Herbst in den Opern seines Freundes Piccini singen lassen wollte, hatten die Gesellschaft genugsam beschäftigt. Vermuthungen der abenteuerlichsten Art über Herkunft und Zukunft der Schönen waren ausgetauscht worden, unwillig hatte Erbach aufgeschaut, als Aremberg das Lob, welches die Gräfin der Sittsamkeit und dem Anstand des jungen Mädchens spendete, mit einem spöttischen Lachen beantwortete.

Eine Aeußerung Marmontel's eröffnete der Unterhaltung einen weiteren und höheren Horizont.

„Aufmerksamen Beobachtern der Zeit", hatte er gesagt, „kann es nicht verborgen bleiben, daß wir in den meisten Künsten keine rechten Fortschritte mehr machen. Die Baukunst, die Bildhauerei, die Malerei, welche großen Werke haben sie in den letzten Jahren hervorgebracht? Viel des Zierlichen und Anmuthigen, wir brauchen nur in diesen Armida-Sälen uns umzublicken, um uns an tausend kleinen Kunstwerken gefällig zu erfreuen. Aber das Mächtige, das Erhabene fehlt, das Standbild des Spartacus im Tuilerien-

garten ist die letzte bedeutendere Arbeit der französischen Sculptur. Und wie bei uns, so ist es in Italien und in England. Auch die Muse hat die tragische Maske abgelegt; wer dichtet noch Tragödien, wo finden sie noch Anklang? Was ist mir Agamemnon und Orestes? hat Herr von Beaumarchais gefragt; ich kenne diese Helden nicht und werde niemals ihre Schicksale erleben. Die einzige Kunst, die eine Zukunft hat, ist die Musik."

Von den Einen auf das Lebhafteste gebilligt, fand diese Behauptung bei den Anderen einen ebenso heftigen Widerspruch. Der Stolz der Franzosen wollte es nicht zugeben, daß sie nicht überall im Fortschreiten und an der Spitze wären. Vergebens wendete Erbach, den der Streit der Meinungen unter diesen so feurigen, geistreichen und witzsprühenden Köpfen fesselte und ergötzte, ein, daß ihnen Marmontel die Führerschaft auch in der musikalischen Kunst ja gar nicht abgesprochen habe; an dem Baum des Lebens blühten zu verschiedenen Zeiten verschiedene Blüthen, der Epoche der großen Dichter könne wohl eine der großen Musiker folgen und die Herrschaft von dem Worte auf den Ton übergehen.

Die Meisten schienen kein rechtes Vertrauen zu dem musikalischen Genius ihres Volkes zu haben; die Franzosen glichen auch darin den Römern, daß sie keine Neigung und Fähigkeit zur Musik hätten, daß

sie bei ihnen mehr eine Sache der Uebung und der Wissenschaft, als ein angeborenes freies Talent sei, und Laharpe bewies aus der Geschichte, daß die Musik stets nur bei unterdrückten, schwächeren Völkern, denen von den Siegern Freiheit und politische Bethätigung genommen, zur Vollkommenheit ausgebildet worden wäre, so bei den Griechen im Jahrhundert Alexander's, so bei den Italienern.

Das rief nun wieder eine Entgegnung von der Seite des Neapolitaners hervor, der alle anderen Künste nur für Stiefschwestern der Musik erklärte und selbst in dem Grundriß der alten Tempelbauten der Griechen und Römer ein einfaches musikalisches Thema, statt auf der Leier und Flöte, in Stein ausgeführt erblicken wollte.

In dies Gewirr der Reden und Einfälle, wo Scherz und Ernst sich im gefälligen Wechsel ablösten, und der Schlag hier den Funken dort weckte, sagte der Vicomte mit einer Betonung, die sich in dem Lärm der Anderen sogleich Geltung zu verschaffen wußte:

„Die Musik hat zwei Gesichter; das eine, ernst und feierlich, zeigt sie den Völkern im Anfang der Kultur, mit dem Klang ihrer Posaunen leitet sie die Barbaren durch Meere und Wüsten einem gelobten Lande zu, nach den Tönen von Amphion's Leier fügen sich die Quadersteine zur Burg von Theben zusammen; das zweite, lustig und übermüthig, die Stirn von

bacchantisch aufgelöstem Haar umflattert, eine rothe phrygische Mütze auf dem Kopfe, kehrt sie den Völkern in dem Untergang der Staaten und Civilisationen, die sich überlebt haben, zu. Dies Gesicht hat den Ausdruck einer Dirne und eines Dämons, lächelnd fordert der Mund jetzt zu einem üppigen Tanze auf und kann im nächsten Augenblick, ein Gassenlied brüllend, einen Thron umstürzen. Die gesungene Zote wechselt mit der Freiheitshymne ab."

Die letzte Anspielung war Allen verständlich und peinlich: ein tiefes Schweigen trat ein.

„Der Herr Vicomte", sagte dann zuerst der Herzog von Brissac, „ist noch ganz in seinen amerikanischen Erinnerungen befangen, er denkt, es könnte überall und an jedem Tage eine Schlacht von Bunkershill geschlagen werden."

„Und warum nicht? Gibt es in Europa keine Unterdrückten, keine Männer, die ihre Ketten schütteln?"

„Schütteln ist noch nicht brechen", warf hochmüthig der Graf Aremberg ein.

„Gewiß; wenn aber fünfundzwanzig Millionen Armer und Leibeigener auch nur die Ketten zu schütteln anfangen, wäre das nicht eine Musik, mein Herr Graf, gegen die der Trompetenstoß, der die Mauern Jericho's umwarf, ein schwaches Kindergeschrei sein würde?"

„Und der Feinhörige vernimmt das Gerassel schon,

das dumpf in der Ferne und der Tiefe grollt, dies wollen Sie doch sagen?“ bemerkte Laharpe zu Rochefort.

Der Vicomte wich der bestimmten Antwort aus: „Wer es vernimmt, suche es zu besänftigen.“

„Es ist ein Unglück“, rief ein Marquis von Durfort mit stechendem Blick, „daß Philosophen und Abenteurer mit tollen Hirngespinnsten unser gutes, geduldiges französisches Volk seit Jahren aufregen und aufwühlen. Sie schildern ihm ein unerreichbares Utopien, jeder Gevatter Jacques soll so reich werden, wie ein Pair von Frankreich. Die Ordnung wird in Unordnung verkehrt, der Bürger mit seinen Nägelschuhen will dem Edelmann auf die Füße treten. Bei alledem ist es nicht so schlimm, wie die Herren Anglomanen und die Freunde der Amerikaner uns fürchten machen wollen. Nach ihnen könnten wir in jeder Stunde das Erdbeben und den Kehraus erwarten, aber noch regt sich kein Lüftchen. Wir sollten nur allen diesen Windmachern und Freimaurern die Spitze unserer Degen zeigen. Es lebe die alte Ordnung, es lebe der König!“

Der Gegenstand erhitzte die Männer; — schon hatten sich einige von den Sesseln erhoben, Gruppen bildeten sich. Die Gräfin schien Gefallen an dem politischen Streite zu finden und trug in ihrer Weise Kohlen zum Feuer.

„Das ist nun der Dank“, sagte sie zu Paul gewendet, „den dieser gute König für alle seine Neuerungen

erntet. Ich bin eine unwissende Frau, aber ich habe Leute gehört, die behaupteten, Ludwig XVI. habe in drei Jahren mehr für die Wohlfahrt und das Glück des Volkes gethan, als sein Großvater während seiner ganzen Regierung. Müßten sie einen solchen König nicht auf Händen tragen? Statt dessen murren und klagen sie, und jede Erleichterung, die ihnen zu Theil wird, steigert ihre Wünsche und ihre Unzufriedenheit. Fragt bei Ihnen in Wien, mein Herr, auch jeder Gewürzkrämer mindestens einmal am Tage: was macht der Staat?"

„Nein, Frau Gräfin, aber ich möchte diese Theilnahmslosigkeit des Volkes an den großen Dingen, die auch sein Glück oder Unglück bestimmen, nicht für eine Tugend, sondern für ein Zeugniß der Unbildung und geistiger Trägheit halten. Die Beschäftigung der Franzosen mit dem Staat spricht für sie. Darf ich als Fremder bescheiden eine Meinung über die politische Bewegung Frankreichs äußern? Ich hoffe des Guten viel von ihr; bleibt sie maßvoll und sucht allmälig Mißbräuche abzustellen, die alten Formen zu lösen oder doch zu erweitern, so wird sie nicht nur diesem einen Lande zum Segen gereichen, in die Ferne wirkend wird sie für ganz Europa ein neues Zeitalter des Friedens, der Gerechtigkeit und der Vernunft heraufführen. Ich schwärme nicht für das republikanische Ideal der Amerikaner, ich bin ein Anhänger des

Königthums, aus Grundsatz wie aus Neigung. Allein ich wünschte, daß dies Königthum sich nicht in einsamer Höhe vom Volke abschlösse und mehr die Forderungen Aller, als seine persönlichen Launen berücksichtigte. Ein Recht müßte für alle Unterthanen des Staates gelten, und ein bescheidenes Maß der Freiheit in seinem Kreise auch dem Aermsten gegönnt werden. Täusche ich mich nicht, so ist die Regierung Ihres erhabenen Monarchen auf dem Wege nach diesem Ziele."

„Das ist wacker und wie ein verständiger Mann gesprochen", damit drückte der Herzog Erbach die Hand. „Es wäre die Pflicht des hohen Adels, die Reformen des Königs kräftig zu unterstützen, auf seinen Gütern mit der Abschaffung veralteter Rechte, deren Ausübung ohnedies der Geist der Zeit unmöglich gemacht hat, mit der Erleichterung der Lasten voranzugehen und den Andern ein Beispiel zu geben. Warum wollen wir unser Blut für die Amerikaner verspritzen, wenn wir ihre Grundsätze verabscheuen? Dieser Widerspruch zwischen Meinungen und Thaten kann nicht auf die Dauer bestehen. Alle edlen und guten Menschen werden sich Turgot anschließen, ohne Zuckungen wird sich der Uebergang aus dem alten in einen neuen Zustand vollziehen."

„Endlich wird die Vernunft alle ihre Gegner besiegen."

„Keine Inquisition!" „Keine Tortur!" „Keine müßiggängerischen Pfaffen, keine Klöster mehr!"

„Reichsstände, ein Parlament wie in England!“ „Untrennbar, wie dort vereint: es lebe der König, die Lords und die Gemeinen!“ So durcheinander wogten die Wünsche und Hoffnungen der erregten Versammlung.

„Unsere Enkel werden dies Jahrhundert der Aufklärung als die glorreichste und tugendhafteste Zeit der Menschheit preisen“, rief pathetisch Marmontel. „Nicht für uns leben und streben wir, wir leben und arbeiten für die Zukunft!“

„Wohl“, sagte die Gräfin lustig und hob das Champagnerglas, „es lebe die Moral und das goldene Zeitalter, dem wir entgegengehen!“

„Haha! Ein arkadisches Schäferspiel, wo die Schafe mit silbernen Glöckchen und rosa Seidenbändern auf die Weide gehen“, schlug der Vicomte ein gellendes, heiseres Gelächter auf. „Eine Glocke wird läuten, aber die Armesünderglocke! Euch Allen wird sie das Geleit geben — euch Allen!“

Mit einem Zuge hatte er das Glas hinuntergestürzt und war aufgesprungen. Glanzlos starrten seine Augen ins Leere, als sähen sie dort ein Ungeheuerliches. Sein Haar war in Unordnung gerathen, in krampfhafter Bewegung riß er die Weste auf.

„Er ist berauscht, führt ihn hinaus!“

„Nein“, meinten Andere, die ihn länger kannten, „er hat die fallende Sucht.“

Darüber traten Diese ängstlich von ihm zurück,

Andere, die ihn auf einen Lehnstuhl setzen wollten, stieß er mit der Faust von sich: auf Alle übte der Vorfall eine magische Wirkung. Das Wunderbare, nach dem die Zeitgenossen, so oft und vielfach sie auch schon getäuscht worden waren, in unüberwindlicher Verblendung und Sehnsucht suchten, schien hier einmal seinen dunklen Abgrund zu öffnen und zu sagen: steigt hinab, wenn ihr es wagt! War es der Wein, den sie genossen, und der nun seine Dünste zu entwickeln anfing, war es die Erregung des Gesprächs, sie standen unbewußt in einem Zauberkreis, in dessen Mitte der Vicomte, mochte er ein Geisterseher, ein Kranker oder ein Trunkener sein, die Bannformel sprach.

„Ich bin nicht toll", sagte er langsam und fuhr sich mit der Hand durch die Haare, die sich sträubten und knisterten, wie unter elektrischer Berührung, „Ihr seid es! Denkt ihr, das hungrige Volk draußen vor euren Palästen wird sich ewig mit den Hunden um die Brosamen balgen, die von euren Tischen fallen? Eure Ohren sind mit Taubheit, eure Augen mit Blindheit geschlagen. Immer näher von Amerika herüber heult der Sturm, er schlägt eure Thüren, eure Fenster ein, er reißt die Ziegel von dem Schlosse der Könige: heisa, welch' ein Tanz! Bettelweiber haben Scharlachmäntel umgethan und tanzen auf den nackten Leichnamen der Edelleute. Köpfe und Herzen steckt man auf Piken und trägt sie durch die Straßen.

Auf einem Karren schleppt man König und Königin einher, rasende Mänaden springen darum . . ."

„Hören Sie auf mit diesen Gräueln, hören Sie auf!" schrie erschreckt die Gräfin.

„Bist Du auch da, Scharlachweib?" fuhr Rochefort fort, und wandte sein Gesicht der Stelle zu, wo Jeanne stand, wie ein Blinder den Kopf dem Ton entgegenstreckt; sein Auge starrte, als hätte es seine Sehkraft verloren, vor sich hin. „So lange hast Du gescherzt, gesungen und getändelt und nie an den Tag der Vergeltung gedacht. Du wirst Furcht haben, wenn der Henker kommt, Du allein! Die Anderen werden den Tod auslachen oder muthig zu ihm sagen: Guten Tag, Gevatter! Du wirst vor ihm niederfallen und um Gnade bitten."

Mit einem Schrei des Entsetzens hatte sich Jeanne an die Brust des Herzogs geworfen.

Die unheimliche Stille des Schreckens lag über Allen, als wohnten sie in Wirklichkeit einer Hinrichtung bei. Die Wangen dieser Männer, die sich so erhaben über jeden Aberglauben gedünkt, denen der Tod in so mancher Gestalt schon begegnet war, ohne daß sie mit den Wimpern gezuckt hätten, hatten sich entfärbt. Ihre Kenntnisse, ihre Wissenschaft, ihr kühler Verstand hielten vor dem Schauer nicht Stand, der sie aus den Worten Rochefort's wie aus jenseitigen Sphären anwehte.

War er ein Gaukler? War er ein Prophet? Es war etwas Schäbiges und Freches und zugleich etwas Dämonisches und Gewaltiges in ihm.

„Wundert euch doch nicht so!" lachte er jetzt auf. „Habt ihr es denn mit dem armen Volk besser getrieben? Morgen schlägt das Blatt um, husch — und die Welt ist eine andere. Kartenspiel, ihr Herren, Kartenspiel! Ihr liegt auf dem Boden und die Gassenbuben trampeln auf euch. Lache doch, Marquis, es ist dieselbe Comödie, die Du mit so vielem Behagen aufgeführt hast, nur die Rollen sind vertauscht worden. Was die Philosophen für Augen machen werden, wenn sie ihre Geliebte, die Dame Vernunft, von Angesicht zu Angesicht werden kennen lernen! Die nackten Füße in Blut und Koth, von Pulverdampf umflogen, ein Riesenweib, ohne den Gürtel von Marmontel's moralischen Erzählungen, den großen Voltaire als kleinen Däumling in ihrer flachen Hand geborgen, nicht von der Milchsuppe der Weisheit, sondern von Schloßbränden, Schlachten, von den Leichnamen der Priester, der Adeligen und der Könige genährt!"

„Es ist genug des wüsten Gaukelspiels", sagte sich ermannend der Herzog in voller Entrüstung. „Dies Haus ist ein Geschenk des Königs, achten Sie es und verschonen Sie uns mit den Ausbrüchen Ihrer Tollheit!"

„Wer sprach von Tollheit?" rief, sich hoch aufrichtend, Rochefort. „Daß Du hinter Dir den Schatten

sehen könntest, Herzog von Brissac! Heilig nennst Du dies Haus? An einem Abend werden sie Deinen abgeschlagenen Kopf in diesen Pavillon zu den Füßen Deiner Freundin rollen. Wo sind die Erdbeeren des guten Königs? Wo? Deine Blutstropfen sind es, Brissac! Sieh' hinter Dich!"

Der Herzog zitterte wie das Laub der Espe, aber er riß den Vorhang, vor dem er gestanden, mit einer letzten Anstrengung auf . . .

Im Nebengemach stand Zamor, der Mohr, zähnefletschend, er spielte mit seinem Dolch und wiederholte mit wilder, unheimlicher Lustigkeit die Worte, die er bei seinem Horchen erlauscht:

„Kopf ab! Kopf ab!"

Die Gäste stoben auseinander; Erbach war um die in Ohnmacht gesunkene Gräfin bemüht. In diesen Augenblicken allgemeiner Verwirrung entwich Rochefort, von Keinem aufgehalten.

Drittes Capitel.

Um dieselbe Stunde, wo Corona im Pavillon von Luciennes die Arie des Orpheus sang, endigte im Musiksaal von Trianon das Concert der Königin Marie Antoinette.

Ein- oder zweimal in der Woche pflegte sie mit den Damen und Herren ihres Hofes, die sich durch musikalische Begabung auszeichneten und sich ihrer näheren Freundschaft rühmen durften, zu singen und kleine Concerte aufzuführen, oft von der sechsten bis zur neunten Stunde. „Und es scheint nicht", schreibt sie dem Grafen Rosenberg, „daß dies irgend Einem zu lange dauerte."

An diesem Abend aber war gerade sie es, die in unruhiger Hast Clavierspiel und Gesang zu beenden eilte. Wenn es ihr schon beschwerlich fiel, bei den großen Festen und Ceremonien in Versailles sich Zwang aufzuerlegen und gegen ihre Laune die Würde und eine strengere Haltung zu bewahren, wie hätte sie in diesem engeren Kreise ihre Stimmung verbergen sollen? Noch

hatte sie das volle freudige Gefühl ihrer Schönheit und' Stellung, sie war sich bewußt, Königin eines großen Reiches und eine Frau von bezaubernder Liebenswürdigkeit zu sein. Stand ihr vor der Menge der thurmhohe Kopfputz mit Federn und Blumen, Perlen und Edelsteinen und der kaiserliche Stolz ihres Auftretens gut, so kleidete sie in den kleinen und stillen Gemächern Trianons ihre anmuthige Munterkeit, ihr lustiger Muthwille noch besser. Da sie selbst jung war, liebte sie die Jugend und den Scherz, nur je zuweilen, nach einem Strafbrief ihrer Mutter aus Schönbrunn, hatte sie königliche Anwandlungen. Was bedeuteten für sie Sorge und Noth, die dumpfe Gährung im Lande, das Gewitter, das in der Ferne drohte? Es waren Worte, über die sie lachte; in ihrem Garten, in ihrem Schlosse gab es nur einen ewigen Sonnenschein, keine Titanen lagerten zum Angriff entschlossen davor, nicht zur Vertheidigung brauchten sich seine Bewohner zu rüsten. Zu genießen, sich zu lieben und zu necken, kleine Kämpfe zu führen, wie Vulkan ihn listig gegen die eigene Gattin einst im Olymp geführt: das war die Aufgabe dieser bevorrechtigten Sterblichen. Ueberall sangen hier die Musen, tanzten die Huldgöttinnen, flogen die goldenen Pfeile Amor's durch die Gebüsche.

„Das sind schöne Nachrichten von Deinem Manne“, sagte in einem Gemisch von Strenge und Scherz die

junge Königin zu der Dame, deren Arm sie ergriffen. „Ein sauberer Cavalier! Statt Deine Verzeihung zu erflehen, ist sein erster Gang in Versailles zu diesem Geschöpf!"

Sie war in eines der kleineren Gemächer getreten, die an den Musiksaal stießen und hatte sich in einen Armsessel niedergesetzt; auf ihren Wink nahm die Dame mit den dunklen Augen und dem zarten Gesicht auf einem Fußschemel neben ihr Platz.

Die übrige Gesellschaft war in dem großen Saal zurückgeblieben, um die Unterredung der Königin mit ihrer Vertrauten nicht zu stören.

„Ich trage nicht die Schuld", antwortete diese mit sanftem Ton, in dem ein Thränenschluchzen erstickt war, „daß die Nachricht von dem Treiben des Grafen Erbach zu den Ohren meiner Königin gedrungen ist."

„Nein, die Königin ist die einzig Schuldige!" brach lustig Marie Antoinette aus. „Sie sah, als sie in den Schloßhof fuhr, ihre kleine schmachtende Freundin, die ihr gegenübersaß, plötzlich erbleichen und wie verzaubert auf einen Mann blicken, der in stolzer Ruhe oder soll ich lieber sagen, in kecker Unverschämtheit am Thore stand. Uebrigens ein hübscher Mann, mein Schätzchen! Nun mußte die Dame beichten. Die Königin ist so neugierig, so thöricht und begeht jeden Tag einen neuen tollen Streich. Auf ihren

Wunsch schickte die Freundin dem Cavalier einen Diener nach, zu erfahren, wo er bliebe."

Sie ließ die Hände in den Schoß sinken wie ein betrübtes Kind und sagte zwischen Neckerei und Bekümmerniß:

„Wo er bliebe? Ja, wir wissen es nun, wo er geblieben ist!"

Die Dame hatte den Kopf niedergesenkt, ein schmerzliches Lächeln spielte um ihren Mund.

„Darf ich dennoch Ihre Majestät bitten, dem Grafen Erbach nicht entgelten zu lassen, was in seinem Schritte für mich Verletzendes liegt?"

„Ich bin nicht so leicht zur Versöhnung bereit. Als Königin von Frankreich würde ich dem Grafen ein strenges Gesicht zeigen, wenn er sich je einfallen ließe, vor mir zu erscheinen."

„Hat er sich so schwer gegen die Königin vergangen?"

„Ich liebe es nicht", und Marie Antoinette warf trotzig die Lippe auf, „daß die Unterthanen meiner Mutter und meines Bruders mir die schuldige Ehrerbietung weigern. Jeder weiß es, daß man sich bei mir nicht durch Huldigungen empfiehlt, die man jenem frechen Weibe darbringt."

Der tiefe Haß, der die Brust der Prinzessin gegen die Gräfin Dubarri erfüllt hatte, war in der Königin noch nicht erloschen.

„Sei nur nicht allzu traurig über den Bösewicht!"

tröstete sie dann, zur Milde übergehend, die Freundin. „Um Deinetwegen hat er keine Gnade verdient. Aber ich werde ihn dennoch schonend behandeln müssen . . . er ist der Freund, ja mehr noch, der Günstling meines Bruders.“

„Des Kaisers?“

„Was erschreckt Dich? Ja, Josef's Vertrauter. Meine Mutter ist voll Sorge und Angst darüber. Dein früherer Mann ist ein Freimaurer, ein Gottesleugner, auf seinen Gütern in Böhmen soll er Einrichtungen eingeführt haben, die gegen jedes weltliche und göttliche Gesetz verstoßen. Dabei ist nicht wider ihn anzukommen, er ist reich und der Kaiser unterstützt ihn. Daß er hier bei diesem François Blanchard Wohnung genommen, bestätigt mir alle Vermuthungen der Mutter. Dieser Blanchard ist ein Aufwiegler, ein unruhiger Kopf, ein Projectenmacher, in dessen Haus die Unzufriedenen ein- und ausgehen . . . Du bist starr geworden, Renata . . .“

„Und soll ich es nicht? Ich hoffe zwar, daß der Graf sich von den meisten dieser Anklagen befreien kann, seine Feinde werden sie erdichtet oder kleine Fehler in schlimmer Auslegung übertrieben haben; aber ich bin bestürzt und tief betrübt, daß man das Herz meiner Königin so sehr gegen ihn eingenommen hat, und daß er nichts thut, durch gute Handlungen und ein würdiges Benehmen diesen ersten Eindruck zu verwischen.“

„Du bist ein gutes Herz!“

Und Marie Antoinette fuhr ihr mit der Hand über die Stirn, als wollte sie die Gramfalten derselben glätten.

„Wir Frauen sind viel zu großmüthige und nachgiebige Wesen gegen die Unart und Bosheit der Männer. Ob wir aus Neigung einen Gatten wählen, ob wir aus Pflichtgefühl und Rücksicht einem ungeliebten Manne die Hand reichen, es macht keinen Unterschied. Zuletzt sind immer wir die Betrogenen. Wir sind unglücklich, wenn wir lieben, und unglücklich, wenn wir nicht geliebt werden. Es giebt nur Eine Rettung, und die Französinnen können Dir ein Beispiel darin geben, an Keinen ganz sein Herz zu verlieren.“

„Ach, meine Königin, wie leicht ist dies Mittel, wenn Kopf und Herz stets in Eintracht wären! Das aber ist ja der Vorzug des Mannes, daß seine Empfindungen gleichmäßiger als die unsrigen sind, daß er besser als wir zwischen seinen Leidenschaften und seinem Verstande ein Gleichgewicht herzustellen weiß. Mir ist es oft, als walte in der Frauenseele dieselbe unerklärliche und unbestimmbare Gewalt, die dem Winde vorschreibt, dorthin zu wehen und nicht dahin, hier ist ein Wunder, das unabhängig von unserm Willen wirkt.“

„Und dies Wunder treibt Dich doch nicht zu jenem treulosen und ungläubigen Manne zurück?“

„Kann Liebe ganz ersterben? Bleibt von der Flamme, die ehemals in uns glühte, nicht ein armer, kleiner Funken übrig? Ich hatte den Grafen Erbach wider den Rath meiner Verwandten geheirathet, nach so schweren Kämpfen fühlte ich mich ihm doppelt verbunden . . .“

„Ich glaube gar“, sagte Marie Antoinette, sie unterbrechend mit einer gewissen Schärfe, „die Thörin ist im Stande, sich ihm wieder an den Hals zu werfen, wenn er heuchlerisch um Verzeihung bittet. In Deinem Falle lasse mich für Dich sorgen. Um Dein Herz zu beruhigen, will ich selbst den Papst um die Lösung Deiner Ehe bitten. Wie Du jetzt äußerlich frei bist, sollst Du es auch innerlich werden. Sonst eilen Deine Gedanken immer auf's Neue zu dem Manne, der Deiner Liebe so wenig würdig ist. Du bist wie ein Vogel, der lange im Käfig gesessen hat und statt sich der Freiheit zu freuen, nach der Gefangenschaft sich zurücksehnt. Heb' den Kopf in die Höhe und rege die Schwingen! Du bist noch so jung und so schön, willst Du mit dem Leben abschließen, weil Du einmal betrogen wurdest? Wer ist denn glücklich, wie Deine Ueberschwänglichkeit es sein möchte? Bin ich es vielleicht?“ Ihre Stimme zitterte leise.

Eben war der König in den Musiksaal getreten, und Marie Antoinette erhob sich, ihm entgegenzugehen.

Eine Weile, während sich die Gesellschaft um das königliche Paar huldigend drängte, blieb Renata selbstvergessen in dem stillen Gemache allein.

Eine schlanke, fein gegliederte Gestalt, nicht ganz so stark und voll in den Formen der Brust und des Halses als die Königin, von feinem bräunlichen Farbenschmelz des Gesichtes, mit jenen dunklen sehnsüchtig schmachtenden Augen, die ebenso wohl in glühender Schwärmerei der Andacht und Religion, als in sinnlicher Leidenschaft aufflammen können. Jetzt freilich umgab die Gräfin Erbach ein Schimmer der Entsagung und Heiligung. Unter den muthwilligen und lustigen Damen des französischen Hofes hatte sie etwas Nonnenhaftes. Als sie im Sommer des vergangenen Jahres mit ihrem Oheim, dem Fürsten Adam Lobkowitz, in Versailles sich der Königin vorgestellt hatte und von derselben auf das Gütigste aufgenommen war — ihre Ankunft erfüllte unvermuthet einen Herzenswunsch Marie Antoinettens, in ihrer Nähe eine Freundin zu haben, mit der sie von ihren Jugenderinnerungen reden, der sie sich anvertrauen könnte, ohne besorgen zu müssen, daß ihre Geheimnisse im Munde der Hofleute umhergetragen und je nach Gunst oder Ungunst der Parteien ausgelegt würden — erregte die junge schöne Frau mit dem leidvollen Gesicht, dem verworrenen Geschick Neugierde, Aufsehen und Theilnahme. War sie frei? War sie noch vermählt? Bestand eine Ehe, die schon

unter mißlichen Umständen, bei einer, wie Lobkowitz behauptete, nur mangelhaften Einwilligung von Seiten der Verwandten Renata's zwischen einer Katholikin und einem Ketzer eingegangen war, nach der Trennung beider Gatten noch zu Recht? Der Oheim, so hieß es in den Hofkreisen von Versailles, hätte die ganze Angelegenheit, gleich nachdem die Gräfin Venedig verlassen, der Weisheit und Entscheidung des päpstlichen Stuhles unterbreiten wollen, und sei von diesem äußersten Schritt nur durch die Bitten seiner Nichte abgehalten worden, die noch immer auf die Reue und Wiederkehr ihres Gemahls gehofft. Er war nicht gekommen. Die junge Frau betrachtete ihre Ehe indeß noch nicht als gelöst; die Herren des Hofes stritten darüber, ob Gewissenszweifel, ob Liebe zu dem Gemahl diese Ansicht hervorgerufen hätten und in Renata's Seele festhielten. Mit kluger Hand hatte sie einen Schleier um sich gezogen; die kühnsten und feinsten Versuche, in ihr Geheimniß zu dringen, scheiterten an der gleichmäßigen Ruhe und Stille ihres Wesens. Daß sie aber ein schweres Räthsel in sich verbarg, davon waren wenigstens alle Damen in Versailles und Trianon überzeugt. Hinter diesen gesenkten Augenwimpern, dieser leis gefalteten Stirn, dieser Kälte den Bewerbungen der Männer gegenüber, dieser wahren oder erkünstelten Unempfindlichkeit gegen den Glanz und Lärm der Feste mußten seltsame Gedanken und Geschichten schlummern.

Der Späheraugen gab es genug und zu dem gewohnten Neid und der Verleumdungssucht der Müßiggänger gesellte sich bald, da die Vorliebe der Königin für die Gräfin nicht unbemerkt blieb, die Mißgunst. Die Damen, die sich vor der Fremden zurückgesetzt fühlten, waren die ersten, an ihre Verschuldung gegen ihren Gemahl zu glauben. Verbarg sich hinter dem Schein der Heiligkeit verstohlene Gluth? War sie aus Venedig nur entflohen, um der Rache eines beleidigten Gatten zu entgehen? Hatten nicht seine Laster sie von ihm vertrieben, sondern ihr Vergehen? Aber von den Schmähungen der Einen so wenig, wie von den Lobeserhebungen der Anderen berührt, schritt Renata dahin, mit keinem Worte verrieth sie die Bewegungen, die Stürme in ihrer Seele, wenn Stürme in derselben tobten! Nie irrte ihr Fuß über die strenge Grenze der Zurückhaltung, die sie sich selbst vorgezeichnet hatte, hinaus. Allen begegnete sie mit Sanftmuth und Freundlichkeit, Niemand konnte sich rühmen, ihr näher getreten zu sein.

Die Königin schätzte sie als eine verschwiegene, zuverlässige Vertraute, deren Hingabe ihr schmeichelte, deren schwärmerische Frömmigkeit sie bewunderte. Der Widerspruch ihres eigenen leichten Sinnes zu dieser ernsten Auffassung des Lebens fesselte, und das Geheimniß des Schicksals, das die Freundin auch ihr nicht enthüllen wollte, reizte sie.

Und lebhafter als seit vielen Wochen drängte sich in diesen Augenblicken des Alleinseins und der inneren Sammlung das Verhängnißvolle und Verworrene ihres Looses auch Renaten auf.

Monate waren vergangen, ohne daß sie Nachrichten von ihrem Gemahl erhalten hätte, die letzte hatte ihr ein entrüsteter, in der ganzen Aufwallung des ersten Zornes geschriebener Brief der alten Gräfin Thurm gebracht. Kein Wort war der Greisin zu schlimm, zu heftig im Hinblick auf die Unthat des Grafen Erbach, die Entführung ihrer Enkelin, erschienen. Beide waren zeitlichem und ewigem Verderben verfallen. Mitten in den Verwünschungen, mit denen die alte Frau Corona und ihren Verführer überschüttete, tauchte dann wieder der Plan auf, dem sie, wie sie sagte, lange Jahre nachgesonnen und dessen Erfüllung ihr am Ende ihrer Tage für so manche Enttäuschungen vollgenügenden Ersatz bieten würde: die Vermählung ihres Enkels Procop mit Renata. Es hätte nicht dieser Erwähnung bedurft, um Renata's durch die Erfahrungen des Lebens argwöhnisch gewordenes Herz mit stillem Verdacht gegen die Anklagen zu erfüllen, die Elisabeth gegen Erbach und Corona ausstieß. Aber einen Grund mußte die Beschuldigung haben, an der Flucht Corona's aus dem Schlosse der Großmutter, an ihrem Verweilen auf der Tannburg war nicht zu zweifeln. Hatte der verführerische Zauber der Milde, feiner Sitte, eines über-

legenen Geistes, mit dem Erbach einst sie selbst umstrickt, auch das junge unerfahrene Mädchen beseligt und gefangen? Bei diesem Gedanken empfand Renata einen Stich im Herzen. Besaß sie schon kein Recht mehr auf die Liebe Paul's, sie hatte nicht gewünscht und nicht gehofft, daß er sich so leicht über ihren Verlust trösten, so bald mit ihrer eigenen Freundin trösten würde! Daß uns nicht die Feinde, sondern die Nächsten und Liebsten das härteste und schmerzlichste Weh bereiten, ist eine grausame, aber im Zusammenhang der Dinge begründete Nothwendigkeit, nur wähnt jeder Einzelne in thörichter Zuversicht, ihn werde dies Gesetz nicht ereilen, und klagt, wenn es ihn trifft, das Schicksal der Unbilligkeit an, während er sich nur seiner Thorheit schämen sollte. Doch überwand Renata in jener religiösen Stimmung, die, ihr angeboren, durch die Verwicklungen ihres Lebens sich fast krankhaft gesteigert hatte, die aufsteigende Bitterkeit. Sie wollte ganz Vergebung, Duldung, Entsagung sein; in diesem Sinne schrieb sie an die Gräfin Thurm und legte einen Brief an Corona bei, sie zur Reue, Besserung und Rückkehr in das Haus ihres Vaters und ihrer Großmutter ermahnend, der Schuld, die das junge Mädchen gegen sie selbst begangen, gedachte sie nur mit einer leisen Andeutung.

Auf diesen Brief hatte sie keine Antwort empfangen und aus den Schreiben des Pfarrers Haslick, der in

eifrigem Briefwechsel mit ihrem Oheim stand, mochte sie sich keine Kunde von dem Treiben ihres Gemahls holen. So oft auch Lobkowitz das Gespräch auf diesen Punkt führen wollte, sie verstand es, ihm auszuweichen oder die Unterhaltung abzubrechen. Nur das hatte sie von dem Oheim anhören müssen, daß Corona bei den Ursulinerinnen in Prag untergebracht, und Erbach durch eine Erbschaft in seiner Familie zu außerordentlichem Reichthum gekommen sei, mit der bitteren Bemerkung: bei dem leichtfertigen Verschwender werde der Schatz nicht lange bleiben.

Wer malte darum ihre Bestürzung, als sie heute, in dem Wagen der Königin sitzend, am Eingangsthor des Schlosses ihren Gemahl erblickte. Dastehend, wie aus der Erde emporgewachsen, ernst und stolz und trotzig! Es konnte zweifelhaft sein, ob er sie erkannt hatte, denn gerade als der Wagen der Königin nahte, hatte er den Kopf zur Seite gewendet, seinem Nebenmanne zu, mit dem er in ein Gespräch verwickelt schien. Um so sicherer war sie im ersten flüchtigen Blick ihrer Sache gewesen. Wenn sich ihre Augen auch hätten täuschen können, ihr Herz, zu dem in gewaltigem Andrang ihr Blut, als wollte es sein Behältniß sprengen, zurückströmte, täuschte sich nicht. Nur er hatte diese freie, selbstbewußte Haltung, diese vornehme Lässigkeit, dieses spöttische und bei alledem gewinnende Lächeln, diesen Mangel an jeder Eitelkeit und dabei auf der

Stirn und den Lippen doch den Ausdruck der Ueberzeugung, daß er zur rechten Stunde überall den Sieg erringen würde, daß er nur zu wollen brauche, um zu herrschen. Er stand unter dem „gemeinen" Volk, aber seine Weise war nach der Meinung Renata's die eines Königs. Oder waren die Gaben, mit denen sie ihn so freigebig ausstattete, nur die Vorspiegelungen der früheren, noch nicht ganz erloschenen Liebe? Band ihr der uralte Betrüger Amor wieder seine Binde um die Augen? Wie durch Zauberkunst heften sich auf einmal tausend Vorzüge an den geliebten Gegenstand, und nur langsam fallen sie, einer nach dem andern, vor dem enttäuschten Sinne wieder von ihm ab. Ein Augenblick des Entzückens genügt, die ursprüngliche Blöße des Geliebten in ein purpurnes Gewand zu hüllen, und vieler Erfahrungen und Schmerzen bedarf es, diesen geborgten Glanz ihm abzustreifen.

In ihrer Erregung war Renata unfähig, sich Rechenschaft über ihre Gefühle zu geben oder deren Bewegungen zu beobachten. Den drängenden Fragen der Königin hatte sie keine Ausflucht entgegenzusetzen; ein Diener wurde zur Erkundigung ausgesandt. Wenn Renata aufrichtig gegen sich selbst sein wollte, mußte sie bekennen, daß die Neugier Marie Antoinettens nur ihren eigenen Herzenswunsch befriedigt habe.

Was sie erfuhr, war nicht freudiger Art, aber sie wußte nun doch, daß Erbach in ihrer unmittelbaren

Nähe wohnte, nach welchem Hause sie ihre Blicke zu richten, oder stand ihr das Gegentheil besser an, welches Haus, welche Straße sie zu vermeiden hatte. Sie gewann Zeit, sich für ein Zusammentreffen vorzubereiten, das er mit Absicht suchen, das ein Zufall herbeiführen konnte. Vielleicht, denn wie seltsam und voll von Widersprüchen sind die Entschlüsse und Handlungen auch des besonnensten Menschen! war er doch ihretwegen gekommen, wünschte er eine Annäherung, eine Aussöhnung. War ihr Wille so fest, so unerschütterlich in der Abneigung gegen ihn, wie ihr Oheim es anzunehmen schien? Die Gluth, die sie bei dieser Frage auf ihre Wangen steigen fühlte, belehrte sie eines Anderen. So Viele finden sich nach einer längeren Trennung inniger, vertrauensvoller, in einer richtigeren Erkenntniß und Schätzung ihres Wesens wieder zusammen, und nach der ersten Trübung fließt ihr Leben um so klarer und sonniger dahin. War es nicht möglich, daß auch ihre Irrung sich so lösen würde? Konnte sie ihr leidenschaftliches Verlangen, ihn zu dem Glauben ihrer Kirche zu bekehren, nicht mäßigen, er seine Kälte nicht in Zärtlichkeit, seine Geringschätzung ihrer Frömmigkeit in Duldung verwandeln?

Unwillkürlich überlief sie ein Schauer, und ängstlich blickte sie im Gemach umher. Es war einsam, aber sie glaubte doch einen Schatten an der Wand entlang wandeln zu sehen — denselben Schatten, der in Venedig

zwischen sie und Paul gefallen war. Das innere Mißverhältniß hatte auch äußerlich Form und Gestalt angenommen. In ihrer Zukunftsträumerei hatte sie diesen schwarzen Punkt vergessen. Jetzt wuchs er riesengroß und verfinsterte den ganzen Himmel. Immer heftiger drängten ihre Gedanken und Besorgnisse darauf hin. Hatte die Königin nicht gesagt, Erbach sei der Günstling des Kaisers? Woher, wodurch war diese Freundschaft entstanden? Hatten diese beiden Männer kein Bewußtsein, keine Ahnung davon, daß die dunklen Mächte sie schon einmal, nur nicht in freundlicher Beziehung zu einander geführt? Oder hatten sie sich gegenseitig über die Vergangenheit aufgeklärt und den Bann derselben gebrochen? Dann aber, wohin konnte sich Renata verbergen? Welche Stirn hätte sie haben müssen, ihnen beiden vereint zu begegnen! Eine unsägliche Angst ergriff sie, Scham und Reue, Mitleid und Schmerz. Sie sah sich in ein Labyrinth verstrickt, das immer dichter und unwegsamer wurde. Schon in Venedig hatte ihr die geheime Stimme, die in uns Allen wohnt und die kein Name richtig bezeichnet, ob wir sie Gewissen, Wesenheit, Schutzgeist oder Ahnung nennen, zugeflüstert: sei aufrichtig, Deinem Gatten bist Du Wahrheit schuldig, welche Folgen Dein Geständniß auch haben mag! Die Bedenklichkeiten des Verstandes, die Einrede des Oheims hatten damals die leise Mahnerin übertönt, jetzt sagte sie wieder: sei wahr!

Und Renata machte einen schnellen Schritt nach den offenen Flügelthüren des Saales zu.

„Wo steckst Du nur?“ so kam die Königin ihr mit geröthetem Gesicht entgegen. „Die wichtigsten Neuigkeiten hast Du nicht gehört.“

In der heftigen Bewegung, in der sie war, nickten die Federn ihres Kopfputzes, als theilten sie die Erregung ihrer Trägerin, und Renata's beide Hände ergreifend, rief sie mit komischem Pathos: „Denke Dir, im Pavillon zu Luciennes giebt es eine Verschwörung!“

Der König war lachend seiner Gemahlin gefolgt und sagte mit etwas schwerer Zunge:

„Ja, Madame, eine musikalische Verschwörung! Unsere Polizei ist indessen wachsam und hat die Geheimnisse jenes Hauses erkundet. Die hochverrätherische Absicht ist, diese Concerte von Trianon durch bessere Leistungen zum Schweigen zu bringen. Eine Sängerin sollte heute Abend dort auftreten — o, Madame“ — und diese letzten Worte richtete er an die Königin — „eine unvergleichliche Sängerin, so hat Zamor der Neger dem Polizeispion gesagt.“

„O, Sire, Sie spannen mich auf die Folter! Sie wissen mehr . . .“

Dem Könige, der nur selten aus natürlicher Trägheit und Unbeholfenheit in diesem munteren Kreise seiner Gemahlin erschien, gefiel offenbar die hervorragende Rolle, die er heute durch die Mittheilungen des Polizei-

ministers Sartines darin spielen konnte. Er rieb sich die Hände vor Vergnügen und in seinem breiten gutmüthigen Gesichte blitzte eine gewisse Schalkhaftigkeit."

„Eine Sängerin, Madame!" wiederholte er. „Sie soll beinahe so schön sein, wie die Königin von Frankreich, und wird in einer Oper . . ." Er wurde verlegen und fing an zu stottern, er hatte den Namen des Componisten vergessen.

„Doch nicht Piccini's?" rief die Königin mit rascher Geistesgegenwart ihm zu Hülfe kommend.

„Richtig, Piccini's!" Ludwig dankte ihr mit einem freundlichen Blick. „Ihr Schützling, Madame, dieser Ritter Gluck soll durch die Sängerin eine fürchterliche Niederlage erhalten."

„Das ist schändlich, Sire! Und dem wollen Sie nicht steuern?" meinte Marie Antoinette mit einem Zorn, der nicht ganz erkünstelt war.

„Ich herrsche wohl über die Herzen der Franzosen, wie mir die Herren dort versichern", und er deutete auf die Edelleute des Hofes, „aber nicht über ihre Ohren."

„Und wer hat denn diese unvergleichliche Sängerin entdeckt und nach Luciennes gebracht? Ist sie auf einem Wolkenwagen herabgefahren?" fragte die Oberaufseherin des Hauses der Königin, die Prinzessin von Lamballe.

„Nein, Frau Prinzessin, sie ist ein Menschenkind.

Es rächt sich eben Alles auf Erden. Wenn diese lustige Gesellschaft hier nicht allzuschnell vergißt, so entsinnt sie sich vielleicht noch eines alten italienischen Marchese . . ."

Wieder hielt er inne und Marie Antoinette brach in ein herzliches Gelächter aus: „Val' Ombrone, Sire! Dieser Narr hätte im Ernst eine große Sängerin gefunden?"

„Im Ernste, Madame. Sie haben ihn hier in Trianon so lange verspottet, bis er sich seine Rache aus den Staaten Ihrer erlauchten Mutter, der Kaiserin, aus der Lombardei geholt hat."

„Ja, ich entsinne mich, Sire! Im vergangenen Frühjahre hatte ich ihm gesagt, gute Sängerinnen gäbe es nur bei mir zu Hause. Und er hat es für Wahrheit gehalten? Von allen Narren scheint mir der Musiknarr der gefährlichste. Dabei bin ich noch immer ganz Staunen, ganz Verwunderung, daß Eure Majestät all' diese Thorheiten weiß!"

„Es sind keine Thorheiten, da es Sie betrifft, Madame", antwortete der König mit einem leichten Anflug von Galanterie.

In der nächsten Secunde erröthete er über sich selbst, steckte den Daumen der rechten Hand verlegen in die Tasche seiner Weste, stammelte einige unverständliche Worte, sah sich im Kreise um und ließ seinen Blick auf Renata ruhen. Ein neuer Einfall ging ihm

durch den Sinn und kam rechtzeitig, ihn von seiner Verwirrung zu befreien.

„Unser Polizeiminister hat überall seine Augen; ja, überall, meine schöne Gräfin!“ sagte er. „Ein gescheiter Mann, einer von den Herren Philosophen — wer kann ihre Namen alle behalten! — hat behauptet, ohne die Bastille und ohne Polizei gäbe es kein Königthum in Frankreich . . .“

„Das ist falsch“, bemerkte ein wenig vorlaut der Baron Besenval, ein Officier der Schweizergarde; „beweisen Sie, Sire, es uns nicht täglich, daß Frankreich bestehen und glücklich sein kann ohne die Bastille?“ Ein beifälliges Gemurmel der Anderen deutete an, daß der Baron nur die allgemeine Meinung ausgesprochen habe.

Den König schien das Lob zu verstimmen.

„Wir bemühen uns, mein Herr“, entgegnete er ablehnend, „unser Volk glücklich zu machen, wir bemühen uns.“

Die Königin winkte Renata mit den Augen zu, das Gespräch wieder von seiner harmloseren Seite aufzunehmen.

Renata befand sich in einem Taumel; wohl hörte und sah sie Alles, was um sie her geschah, aber ihre Gedanken kehrten mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit wieder zu jener stillen Welt ihrer Erinnerungen, zu ihrem Gemahl, zu dem Kaiser zurück. Wie eine Mauer

hatte sich die Gesellschaft zwischen ihren Entschluß und seine Ausführung geschoben; Herrin ihres Willens und ihrer Bewegungen, wäre sie von ihrem Gefühle überwältigt, jede Rücksicht hinter sich lassend, nach dem verrufenen Hause Blanchard's am Markt geeilt und hätte sich in die Arme ihres Gemahls geworfen. War es das Schicksal oder nach ihrer religiösen Stimmung die Hand Gottes, die jetzt ihren leichtsinnigen Entschluß hinderte? Blaß und zitternd, zwiefach durch die Anrede des Königs und die Aufforderung Marie Antoinettens verwirrt, stand sie in der Thür.

„Habe ich einen Fehltritt begangen ..." sagte sie halblaut mit zagender Stimme.

Ludwig XVI. gab ihr gutmüthig lächelnd die Hand, es freute ihn, daß er hier nicht der einzig Befangene war.

„Ein Vergehen, das meine Polizei entdeckt? Sie scherzen, Frau Gräfin, oder Sie wollen mich von meiner Fährte abbringen."

„Sie spielen den Geheimnißvollen, Sire —"

„Ich? Aber die Damen und Herren umher sind Zeugen, wie schlecht ich ein Geheimniß bewahren kann. Alles hab' ich ausgeplaudert, die Verschwörung, die Sängerin, nur eine Neuigkeit habe ich noch in meinem Sack."

„Darf ich Sie errathen?" sagte die Königin. „Sie ängstigen meine arme Freundin, Sire, und wollen ihr doch nur mittheilen, daß der Graf Erbach in Versailles ist."

„Graf Erbach“, konnte sich ein alter Herr, streng und verschlossen im Ausdruck seines Gesichts, in dem Schweigen der Anderen nicht enthalten zu wiederholen: „Graf Erbach!“

In dem Ton dieser Stimme mußte für Renata etwas so Feindseliges liegen, daß sie ihre Augen wie um Nachsicht bittend auf den Sprecher richtete.

Es war Adam Lobkowitz, ihr Oheim, ein Mann von hoher, trotz seiner sechzig Jahre noch ungebeugter Gestalt.

„Fehlgeschossen, Madame!“ Und der König ergriff wieder ihre Hand und führte sie zu einem Sessel. „Das war es nicht, was ich der Gräfin mittheilen wollte. Ich weiß nichts von diesem Grafen Erbach.“

„Wollen Sie uns vor Neugierde sterben lassen, Sire?“ rief eine der Damen.

„Ueben Sie Gnade, Sire“, bat mit übermüthiger Miene der jüngste Bruder des Königs, der Graf Artois, „es sind Damen, die ihre Schwäche eingestehen, und keine Philosophen, die mit ihrer Tugend prahlen.“

„Nun denn, in der Hoffnung, daß Sie schweigen können!“ lachte der König. Und zur Königin sich wendend, fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Madame, wir werden morgen das Glück haben, den deutschen Kaiser, Ihren erlauchten Bruder, bei uns zu sehen.“

Aus der lässigen Haltung, in der er bisher verharrt, richtete er sich nicht ohne eine gewisse königliche

Würde auf, und seine Stimme hatte, als er den Kopf der Königin entgegen neigte, einen Ton voll Herzlichkeit und verbindlicher Freundlichkeit angenommen, die ihm einen Schimmer von Anmuth verliehen und sein bäuerisches Wesen durch einen Zug von Gemüthstiefe adelten.

Unter der Schminke, die sie reichlich aufgelegt, erröthete Marie Antoinette in freudiger Aufregung und küßte, in der ersten Bewegung des Dankgefühls für eine Nachricht, die sie so lange ersehnt, die Hand des Königs.

„Madame, was thun Sie!" sagte Ludwig beschämt.

„Mein Bruder in Paris! Ach, Sie wissen es nicht, meine Damen", sprach die Königin weiter, „daß ich seit einem Jahre die Ankunft dieses geliebten Bruders erwarte. Immer hat bisher ein böser Zufall die Reise verhindert, so oft sie mir auch schon angekündigt worden war. Ist es auch sicher, Sire, daß wir ihn morgen in unserer Mitte haben werden?"

„Ich erwarte in jeder Stunde einen Boten aus Paris, der uns seine Ankunft meldet."

„Welche Freuden verspricht mir seine Anwesenheit! Welche Hoffnungen setze ich darauf!"

Sie warf einen Blick auf ihren Gemahl, der den Kundigen enthüllen mochte, daß sie durch die Vermittlung des Kaisers in ein innigeres Verhältniß zu Ludwig zu treten hoffte.

„Wie süß und angenehm wird es mir sein, alle Schönheiten meines neuen Vaterlandes meinem Bruder zu zeigen! Freue Dich doch mit mir, Renata“, lachte sie anmuthig zu der blassen Gräfin hinüber, „Du darfst mit vollem Rechte gut kaiserlich sein!“

An der Unterhaltung, die sich nun um das königliche Paar über die Person, die Eigenschaften und Thaten des Kaisers anknüpfte und fernerhin in allen einzelnen Gruppen der Hofleute ein lauteres bald und bald ein leiseres Echo fand, vermochte sich Renata nicht zu betheiligen. In einem Thränenstrom hätte sie ihr schwerbeladenes Herz erleichtern, in ihm ihre Vergangenheit fortschwemmen mögen. Unbemerkt hatte sie sich aus dem näheren Kreise um den Sessel der Königin fortgeschlichen und an einem der breiten Fenster einen stillen Platz gesucht. Sie preßte die Stirn an die Scheiben, draußen lag der eben aufblühende Garten in einem flimmernden, oft von rasch hinfliehenden Wolkenschatten verhüllten Mondschein. Wenn man doch wäre wie die Blumen, in einem Dasein, das keine Zeit kennt und von keinem Gedanken beunruhigt wird! Wozu die Qual und der Wechsel unseres Lebens, da wir doch nur aufblühen und vergehen wie die Pflanzen? Und wenn alles Irdische seiner Natur nach flüchtig und vergänglich ist, warum geht es an uns nicht spurlos vorüber, wie die Wolken an der Scheibe des Mondes? Warum werden wir so tief

und nachhaltig von jedem Eindruck berührt? Warum leiden wir nicht nur unter den allgemeinen Gesetzen des Lebens, sondern auch von unseren Einbildungen und Träumen? Muß das bevorzugteste Geschöpf der Erde auch ihr unglückseligstes sein? Abenteuerliche Gedanken verdrängten in Renata's Seele diese Betrachtungen. Sie fühlte sich nicht stark genug den Ereignissen gegenüber, die der nächste Tag herbeiführen konnte, und dachte wie in Venedig an Flucht. Wie beneidete sie Corona, die sie sicher im Klosterfrieden geborgen glaubte! Warum ergreifen wir so selten, was einzig uns frommt? Sie war nicht für diese Welt, für eine irdische Ehe geboren, ihr Wesen strebte nach höheren Sphären, zum Unsichtbaren hinauf. Sie hatte sich diese ganze Zeit über in sich selbst getäuscht und an ein nichtiges Gaukelspiel verloren. In ein Kloster: das war ihre Bestimmung, nur dort waren jene seelischen Entzückungen zu finden, die sie in der Liebe gehofft; in ein Kloster!

„Renata!" erscholl es da leise hinter ihr. Der Fürst, ihr Oheim, stand dicht an ihrer Seite. „Was sagst Du zu all diesen Nachrichten?" fragte er in deutscher Sprache, scheinbar gleichgültig und doch erwartungsvoll.

„Von der Ankunft des Kaisers", entgegnete sie ausweichend, „ist ja so oft die Rede gewesen, daß ich darauf vorbereitet war."

„Aber nicht auf die andere Neuigkeit, die Anwesenheit des Grafen. Er muß gegen Jedermann das Ziel seiner Reise verschwiegen haben, sonst . . .“

Er murmelte etwas zwischen den Zähnen und ließ dann seine grauen Augen fragend auf ihr ruhen. Zu gut kannte er die Schwäche dieses Herzens und die Unsicherheit ihres Willens, um nicht im voraus seines Sieges gewiß zu sein. Aber er wollte vorsichtig zu Werke gehen; ein alter erfahrener Diplomat, der sich an den Schachzügen seiner eigenen Kunst ergötzte und nicht ohne eine grausame Freude das Vögelchen im Fangnetz zappeln sah.

„Dies Zusammentreffen scheint Sie in Verwunderung zu setzen?“ sagte sie, um die Prüfung zu unterbrechen, der er sie nun schon minutenlang unterworfen.

„Ja, denn es deutet innige Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Grafen an — Beziehungen, die weder Dir und mir lieb, noch dem Staate heilsam sein können.“

„Welch' ein Wort, mein Oheim! Ist die Freundschaft des Kaisers, sein Wohlwollen für meinen Gemahl nicht ein Wink für mich, ihm Alles zu bekennen?“

„Und Dich wieder mit ihm zu vereinigen?“

Der Fürst that, als ob er ernstlich diese Ansicht überlege.

„Du bist Herrin Deiner Handlungen, hier wie in Venedig, liebe Nichte. Aber bedenke, daß Du diese

Versöhnung nur mit Deiner Demüthigung, vielleicht gar mit einem Verrath gegen den Kaiser erkaufen würdest. Mir erlässest Du es wohl, mit einem Manne höfliche Worte zu wechseln, in dem ich einen der gefährlichsten Feinde unserer Kirche sehe, der Dir so viele Schmerzen und Thränen gekostet hat."

„In meiner Lage habe ich nur zwei Pfade vor mir: entweder zurück, wie Sie sagen, durch eine Demüthigung zu meinem Gatten, oder aus der Welt in das Kloster. Welchen Weg ich wählen würde, wenn ich Ihrer Billigung vertrauen könnte, Sie wissen es. Mein Sinn steht nicht nach den Freuden und Genüssen der Welt."

„Die Leidenschaft ist eine schlechte Ratherin, und Du leidest noch unter dem Eindruck des Unerwarteten. Welchen Werth hat die Welt, wenn Du sie in einer schmerzlichen und schwermüthigen Stimmung betrachtest? Keinen oder doch nur einen sehr geringen. Aber die Welt bleibt dieselbe, während Deine Stimmungen sich ändern. Niemals zum Aeußersten sich entschließen, niemals alle Brücken hinter sich abbrechen ... Halt, die Königin blickt forschend hieher."

Marie Antoinette hatte einen ihrer glücklichsten Abende. In ihrer Freude glänzten die Lichter des Saales noch heller, gewann all die Pracht und Kostbarkeit, die prunkende Ausstattung, die anmuthige Frescomalerei mit ihren Blumengruppen, Arabesken

und Sinnbildern der Künste und des Friedens, welche sich um den oberen Rand der Wände wie ein zierliches Band hinschlängelte, die geputzte, strahlende, lachende Gesellschaft, die kein Mißton störte, einen lichteren Schimmer, eine kräftigere Färbung. Sorglos, ganz Glück und Anmuth, scherzte die Königin, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit drang wie Sonnenschein Jedem ins Herz. Von allen entsetzlichen Bildern, die so eben im Schlosse von Luciennes die wüste, weinerhitzte Phantasie Rochefort's heraufbeschwor, malte sich keins von eines vorwissenden Gottes Finger gezeichnet an einer Wand dieses Saales ab. Nur als die zehnte Stunde schlug, tönte aus einem der inneren Zimmer ein gedämpftes Harfen= und Flötenspiel, die Begleitung des Stundenschlags einer trefflichen Instrumentenuhr, Stille gebietend und mühlos erzwingend. Alle lauschten den melodischen Klängen. Es war das schmelzende Andante einer Sonate, welches zu einem schwermüthigen Adagio überging und sich dann in kaum hörbar verhallende Töne verlor.

Renata bewohnte seit einigen Tagen in dem oberen Gestock von Trianon einige Gemächer; auf den Wunsch der Königin, die ihre Freundin gern immer um sich haben wollte, hatte sie ihre Wohnung in Paris in einem der neuen Häuser der Chaussée d'Antin verlassen. Hier hinauf hatte sie ihr Oheim nach dem Schluß des Festes der Königin begleitet. Die Sehn=

sucht Renata's nach Einsamkeit sollte an diesem Abend nicht erfüllt werden.

Eine gute Weile erzählte der Oheim harmlos kleine Geschichten, die sich während des Festes zugetragen, plauderte von den Beobachtungen, die er gemacht, und schien den Zweck seines Besuches ganz vergessen zu haben. Schweigend saß ihm Renata gegenüber; sie hatte jeden Schmuck abgelegt; in ihrem Kleide von lila Seide, das mit schwarzen Spitzen und Sammetpuffen aufgenommen war, die Hände gefaltet, mit gesenkten Wimpern, glich sie beinahe einer weltentsagenden Büßerin. Wie hastig und unwillig abgestreift lagen die Perlenschnüre und Ketten auf dem Tische neben ihr, eine Armspange war auf den Boden gefallen und achtlos stieß ihr Fuß sie noch weiter von sich. Der Oheim betrachtete sie mit einem gewissen spöttischen Behagen: wohl hätte sie einem Maler als Vorbild einer sinnenden Magdalena dienen können; nicht jener erträumten Heiligen, die, mit entblößtem Busen und flatternden Haaren im Dunkel einer Höhle auf dem weichen Moosteppich ruhend, der Beschauer weiß nicht recht, ob in das Buch vor ihnen oder in Liebesgedanken vertieft sind, sondern einer tief und ernsthaft ergriffenen Schwärmerin, der sich plötzlich durch einen Eindruck von Außen oder eine innere Offenbarung die Nichtigkeit ihres Treibens, die Erkenntniß des Ewigen enthüllt hat. Der Fürst war sonst kein Freund der

schönen Künste, und Vorstellungen aus ihrem Reich pflegten sich nur selten seinem nüchternen Geiste zu nahen, heute boten sie sich ihm gleichsam von selbst in der Stellung und Stimmung seiner Nichte dar, ja noch mehr, sie halfen ihm bei der Verknüpfung seiner Gedanken und gaben seinen letzten Absichten einen verklärenden Schein.

„Du sitzest noch immer wie Magdalena da", begann er, „und hast mich vergeblich schwatzen lassen. Die lächerlichsten Dinge haben Dich nicht aus Deinem Ernste gebracht. Ich meinte, bei ruhiger Ueberlegung müßte Dir selbst der Plan, in ein Kloster zu gehen, als unausführbar erschienen sein. Deine Verwandten würden schwerlich ihre Einwilligung ertheilen, von Deinem Gemahl will ich einmal ganz absehen, der aber nicht zögern würde, seinen Einspruch zu erheben, wenn er hörte, daß dieser Schritt der Wunsch Deines Herzens wäre. Es ist nicht mehr an der Zeit, Gott im Kloster zu dienen. Im handelnden Leben für ihn einzutreten, das ist unsere Pflicht. Und wenn ich noch Eines hinzusetzen darf: was soll aus mir alten Manne werden, dem Dein Anblick und Dein Umgang zur Freude und zum Trost gereichen?"

Er wußte in den Ausdruck seiner Worte eine Herzlichkeit zu legen, die nicht ohne Wirkung auf Renata blieb. Aus ihrer Selbstversunkenheit blickte sie auf. Hatte sie wirklich in der Zeitlichkeit noch Pflichten zu erfüllen?

„Wenn Sie mir die Pforte des Klosters verschließen, so lassen Sie mich wenigstens Paris meiden. Bringen Sie mich auf das einsamste und verborgenste Ihrer Schlösser. Sie können nicht wollen, daß die ganze Welt meine Beschämung erfahre."

„Und was würde Versailles sagen, folgte ich Deinem Vorschlag? Wie würde die Königin Deinen Weggang, Deine Flucht aufnehmen? Gerüchte der schlimmsten Art riefe solch ein übereilter Schritt hervor, er beleidigte die Fürstin und gäbe Deinen Feinden den willkommensten Vorwand, Dich zu verleumden, in die Hand. Und, soll ich aufrichtig zu Dir sein, wo ist ein Grund, der Dich zu diesem Wagniß zwänge?"

Sie sah ihn groß und starr mit ihren dunklen Augen an: verstellte er sich nur oder verstand er in der That nicht, was sie bewegte und forttrieb?

„Denn Alles erwogen", fuhr er in bedächtiger Ruhe fort, „was hast Du von der Anwesenheit Deines Gatten zu befürchten? Eine gewisse Aufregung, eine ängstliche Erwartung des nächsten Tages, im schlimmsten Falle eine unangenehme Begegnung. Er hat mehr Ursachen als Du, jede Annäherung zu scheuen. Nicht schutzlos stehst Du hier, Du bist von Deinen Freunden umgeben. Ich hoffe im Gegentheil die Anwesenheit des Grafen zu Deinem Vortheil zu benützen."

„Zu meinem Vortheil?"

„Ja, mein Kind! In dem Zustand, in dem sie

jetzt sind, können eure Angelegenheiten nicht länger verharren. Der Graf muß sich offen erklären, ob er in die Scheidung einwilligt. Ihm wird nach all den abenteuerlichen Geschichten, die mir von ihm gemeldet werden, die Verbürgung seiner vollen Freiheit, die Wiedererlangung seiner Unabhängigkeit nur erwünscht sein, bisher hat ihn sein Hochmuth zurückgehalten, den ersten Schritt zu thun —"

„Und er wäre jetzt dazu bereit?" fragte sie zwischen Zweifel und Bitterkeit.

„Das will ich nicht behauptet haben; aber wenn er jene Verlorene so leidenschaftlich liebt, wie die Gräfin Thurm und unsere Freunde schreiben; wenn er, um sie aus dem Kloster zu befreien, sich an den Kaiser, bittend um dessen Einschreiten, gewendet hat... Du wirst blaß..."

„Es ist nichts, mein Oheim."

„Ich lasse den unangenehmen Gegenstand fallen. Aus alledem ziehe ich nur den Schluß, daß er sich nicht mehr gegen eine ruhige Erörterung der ganzen Sache sträuben wird. Zwei Jahre sind seit unserm Aufenthalt in Venedig vergangen, bei Dir wie bei ihm wird die Wunde, welche die Trennung geschlagen, verharscht sein. Auf beiden Seiten hat sich das Gefühl der Kränkung gemindert, der Verstand, die Sitte haben die Leidenschaft zum Schweigen gebracht. In diesem Sinne werde ich mit dem Grafen unterhandeln. Die

Ruhe Deines Gemüths, Deines Lebens soll keinen Augenblick länger gestört werden."

Unter dieser kühlen und klaren Auseinandersetzung, der sich kein verständiger Grund entgegenstellen ließ und die zugleich dem Schein nach so viel Rücksichten auf ihren Seelenzustand nahm und voll zarter Vorsicht das Häßliche und Traurige von ihr entfernte, war sie schon willenlos geworden; sie besaß die Kraft nicht, wider die Vorschläge des Oheims anzukämpfen. Woher kann auch einem Weibe die Kraft kommen, ihr Lebensschiff selbstständig zu lenken, wenn nicht aus einer starken Liebe, einem leidenschaftlichen Herzen? Aber Renata fühlte in dieser Stunde ihr Herz wie zerbrochen, ihre Liebe erloschen. Immer Streit, immer Unruhe, überall Hindernisse, Gefahren, wohin sie sich wenden wollte, ob zum Auf-, ob zum Niedergang. Das Ruder entsank ihrer müden Hand, mag der Kahn treiben, wie Wind und Welle gebieten. Ruhen wir nicht Alle in Gottes Schoß? fragte sie sich im Innern. Wir sind wie die Blätter an einem Baum, jene schüttelt der Sturm trotz ihres Sträubens herab, diese bleiben ohne ihr Zuthun an den Zweigen hängen. Warum wollte sie mehr sein als solch ein Blatt?

„Thun Sie, was Ihnen gutdünkt", sagte sie lautlos. „Nur bei der Königin reden Sie mir das Wort, wenn ich mich von den Festen fernhalte, die sie dem Kaiser bereiten wird."

„Welche Thorheit! So erwache doch zum Bewußtsein Deiner Stellung, Deiner Würde, Renata! Warum den Platz am Hofe hier wie in Wien nicht einnehmen, der Dir gebührt? Muß ich es noch einmal sagen, Du zwingst Dich ohne Schuld zu der Rolle der reuigen Magdalena. Ist es ein Unrecht, die Blicke eines jungen Fürsten auf sich zu ziehen? Ein weiblicher besänftigender Einfluß gerade auf den Feuergeist dieses Mannes könnte in unserem Vaterlande der göttlichen und weltlichen Ordnung zum Heil und Segen gereichen."

Sie saß da wie Eine, die vor einem übermächtigen Geräusch die einzelnen Worte des Redenden nicht mehr vernimmt.

Ihm schien es selbst, als habe er sich zu weit vorgewagt, und vorsichtig lenkte er ein:

„Das ist eine Ansicht, die Dich nicht berührt. Du kannst dem Kaiser frei unter die Augen treten und es darauf ankommen lassen, ob er sich Dir als die Maske enthüllen wird, die vor zwei Jahren Dir auf dem Markusplatze folgte und in der Kirche mit Dir sprach. Wenn er es thut, hast Du nicht dieselbe Erwiederung wie damals?"

Dieselbe Erwiederung? Renata hatte sich erhoben, sie war einer Ohnmacht nahe.

„Gute Nacht, Oheim!" sagte sie hastig, „gute Nacht!" und schwankte aus dem Gemach.

Adam Lobkowitz strich mehrmals mit der rechten Hand über den Rücken der linken, er war mit dem Erfolg, den er errungen, nicht ganz zufrieden.

„Sie liebt den Kaiser nicht“, murmelte er in sich hinein, „und bei dem Ehrgeiz und der Eitelkeit ist sie nicht zu fassen. Aber ihre Eifersucht auf Corona, eine wiederholte Werbung des Kaisers, die Gleichgültigkeit, die ihr Erbach zeigt . . . sie ist immer doch ein Weib mit schwärmerischer Phantasie und einer starken Neigung zu Verzückungen. Wenn es noch möglich ist, den Kaiser aus den Banden der Neuerer und der Gottlosen zu reißen, so bewirkt ein Weib vielleicht noch am ersten dies Wunder, darin hat Rothhahn Recht. Wüßt' ich nur, auf wen er in seinem Briefe zielt! Von Renata's Begegnung mit dem Kaiser scheint er nichts zu ahnen, einem anderen Einfluß aber als dem meinen mag ich nicht die Bahn zum Thron rein fegen.“

Für heute gab er jeden weiteren Sturm auf das Herz der Nichte auf.

„Gute Nacht und gute Träume!“ sagte er mit lauter Stimme, als er das Zimmer verließ, damit ihn Renata im Nebengemach hörte.

Thränenüberströmt lag sie dort im Dunkeln inbrünstig betend vor einem Crucifix: magisch leuchtete das Elfenbein desselben in dem Mondstrahl, der durch das Fenster irrte.

Viertes Capitel.

Fünf Tage bildete nun schon der Kaiser Josef den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung in Paris und Versailles. Ebenso rasch war er im Schlosse des Königs, in den Häusern der Vornehmen und auf den Gassen der Hauptstadt eine berühmte und beliebte Persönlichkeit geworden. Die Einfachheit seiner Kleidung, die Leutseligkeit seines Benehmens, die feinen und klugen Antworten und Reden, die er auf Fragen und Huldigungen gab, gegen gelehrte und hochverdiente Männer äußerte oder im leichten Gespräch mit den Hofleuten fallen ließ, wurden für die Schwätzer und Müßiggänger eine unversiegliche Quelle. In allen Kaffeehäusern sang man das Lob des Fürsten, selbst im Café de la Régence wurde an dem Tage, wo er in der Morgenfrühe, um dem Volksgewühl zu entgehen, dort eine Tasse Kaffee getrunken hatte, kein Schach gespielt: so mächtig fesselte der „philosophische" Fürst den beweglichen Sinn und die Einbildungskraft der Franzosen. Ernstere Männer, in denen bereits, wenn auch oft noch von freudigeren Hoffnungen verdrängt, die

Ahnung eines allgemeinen Umsturzes schreckhaft aufdämmerte, betrachteten die Handlungen und Aeußerungen des Kaisers mit tieferer Theilnahme; sie stellten zwischen der Lebhaftigkeit und dem Feuer, mit dem er seine Tage dem Besuch der öffentlichen Anstalten, der Fabriken und der Arsenale widmete, seiner unermüdlichen Thätigkeit und der Trägheit und Gleichgültigkeit ihres jungen Königs unliebsame Vergleichungen an; da sie die inneren Zustände Oesterreichs nicht kannten, priesen sie im voraus die Völker glücklich, über die ein Fürst von solcher Weisheit und Menschenfreundlichkeit, von allen Idealen des Jahrhunderts erfüllt, einst herrschen werde. In vielen kleinen Zügen, in denen die Menge nur den Reiz eines treffenden Wortes, eine Handlung der Güte und des Mitleids bewunderte, erkannten sie Charaktereigenschaften, die, wie sie wünschten und in diesem Zeitalter der Hoffnung beinahe als gewiß voraussetzten, der ganzen Menschheit eine segensreiche Entwickelung und dem Fortschritt der Vernunft eine freie Bahn verhießen.

Mit einer stolzen Freude, als ob er sein eigenes Lob vernähme, lauschte Paul all diesen Aussprüchen des Staunens, des Preises und der Verehrung, welche die Franzosen seinem geliebten Kaiser spendeten. Endlich einmal, sagte er sich froh bewegt, erfährt dieser ausgezeichnete Mann die Anerkennung, die er verdient! Keine Mißgunst hindert ihn hier, nicht wie in der

Heimath entstellt man seine Beweggründe, verurtheilt man seine Meinungen, ohne sie zu prüfen. Jubelnd kommt ihm ein ganzes Volk entgegen, bei den Besten und Einsichtigsten findet er ein volles Verständniß für seine Ansichten und Pläne. Hier vergöttert man ihn, weil man in ihm mit Recht einen Helden des Jahrhunderts begrüßt, in seinem eigenen Lande ist er einsam, verkannt, verleumdet. Und er malte sich weiter aus, wie auf den Kaiser, der jetzt doch schon die Mittagshöhe des Daseins überschritten, diese Begeisterung wirken müsse: auf ihn, der sich in Oesterreich durch die Rücksicht auf seine Mutter, durch tausend verjährte Vorurtheile, durch ein altes, in schwerfälligen Formen längst erstarrtes Herkommen durch den offenen Widerspruch des Adels und die geheime, ränkevolle Widersetzlichkeit der Geistlichkeit überall gehemmt und aufgehalten sah. Der frische Lebensstrom, der ihn in Paris berührte; die Erkenntniß, daß eine stille Gemeinde der Guten, die eine unsichtbare, aber festgeschlossene Kette durch alle Länder Europa's bildete, eine Gemeinde der Freiheit und der Bruderliebe, ihm in seinem schweren Kampfe zur Seite stehen würde, mußten ihn mit neuem Muthe erfüllen und den cäsarischen Gedanken, daß es unter so günstigen Umständen einem großen Manne wohl vergönnt sei, das Werk der Neugestaltung eines Staates zu beginnen und zu vollenden, in ihm bis zur Gewißheit des Sieges kräftigen.

Wenn jetzt Erbach von allen Straßen der Hauptstadt gleichsam das Lob seines Kaisers auffammelte, dachte er oft: Dies Oesterreich ist eine Mumie, aber er ist der große Magier, der die Amulete und Bannformeln des Aberglaubens von ihr nehmen und sie ins Leben zurückführen wird. Suchen wir nicht nach heilkräftigen Tränken, welche die Zahl unserer Jahre verlängern und die geschwundenen Kräfte wieder ersetzen sollen? Die Freiheit des Glaubens, die Bildung ist solch' ein Zaubertrank für einen todtkranken Staat. Der Kaiser wird der Wunderthäter sein, der uns damit begnadet. Es war ein verzeihlicher Ehrgeiz, daß er, diese Gedanken verfolgend, sich selbst bei der Wiederherstellung des Staates eine bescheidene Rolle zuertheilte; was er damals, im Gespräch mit dem Pater Rothhahn, so entschieden von sich abgelehnt hatte, der Dienst des Staates, erschien ihm, seit sich zwischen ihm und dem Kaiser ein Band der Freundschaft festgeknüpft hatte, seit er selbst von den Gewalten dieses Staates so empfindlich an einer der verletzbarsten Stellen seines Lebens getroffen worden war, unter einem anderen Gesichtspunkte. Vielleicht war er doch, seiner Stellung und seinem Vermögen nach, berufen, dem Wohle des Ganzen zu dienen; die Gegner, mit denen er auf eigenem Grund und Boden zu kämpfen hatte, waren es nicht Gegner der Freiheit und Gerechtigkeit überhaupt? Wenn die kirchliche Macht sich gegen ihn die

Uebergriffe und Gewaltthaten erlauben durfte, die sie gewagt, was mochte sie dann erst straflos gegen die Geringeren unternehmen? Schrie nur das Blut seines Getreuen, des ermordeten Rechberger's, um Rache? Nicht das vieler namenlosen Opfer, die eine grausame Justiz, die Willkür der Herren, die Verfolgung der Kirche getödtet? Schmachtete wider ihren Willen, unter falschem Vorwande festgehalten, nur Hedwig allein hinter den Mauern eines Klosters?

Hatte sie nicht viele Gefährtinnen ihres beklagenswerthen Schicksals? Das Gaukelspiel, das man mit ihm getrieben, trieb man es nicht täglich in frecher Weise mit tausend Anderen? Mehr und mehr verknüpfte sich vor seinem Geiste sein besonderes Loos mit dem Allgemeinen; sein Geschick war nur die nothwendige Folge der Zustände, die in Oesterreich herrschten. Er gedachte der edlen Frau, die er mit so ruhiger Fassung hatte sterben sehen, deren Leben auch durch Vorurtheile und die unselige Einrichtung der menschlichen Gesellschaft vergiftet und vor der Zeit gebrochen war: nein, er wollte nicht nur ihre Reichthümer, er wollte auch ihre Gesinnungen geerbt haben. Den Kampf wider die Unnatur und die innerliche Unsittlichkeit, welche, ein gefährlicher Wurm, am Herzen der Gesellschaft nagen; gegen die Lügen, die sich als Wahrheit schminken; gegen die Falschmünzer der Frömmigkeit und die trotzigen Machthaber aufzunehmen und

ohne Ermatten fortzuführen, das war seine Pflicht, so vollstreckte er am würdigsten das Testament, das ihm geworden. Gegen viel geringere Uebel hatte sich jenseits des Oceans ein ganzes Volk erhoben, und diesseits wollte man nicht für die höchsten Güter des Lebens kämpfen?

Die bewegte politische Stimmung, in die Paris durch die Ankunft des Kaisers und das Auftreten der Gesandten der Amerikaner versetzt war, theilte sich in immer stärkeren Schwingungen Paul mit. Der Strom eines großen Lebens, von dem er auf seinem in stillen Fichtenwaldungen wie verschollen daliegenden Schlosse nichts als ein fernes, dumpfes Wellenrauschen vernommen, hatte ihn hier ergriffen und trug ihn widerstandslos auf seiner Woge dahin.

Noch hatte er den Kaiser nur wie im flüchtigen Vorübergehen gesehen. In einer frühen Morgenstunde hatte er sich dem Grafen Falkenstein in seinem Hôtel, einem Gasthause in der Straße Tournon, — denn ein königliches Schloß zu beziehen, hatte Josef abgelehnt —, ihm als Vasall seine Huldigung darzubringen, vorgestellt. Mit einem verständnißinnigen Handdruck hatte ihm der Kaiser die Fortdauer ihrer Freundschaft verbürgt, sonst hatte kein Zeichen, kein Wort seine eigentliche Gesinnung gegen den Grafen verrathen. Obenhin waren einige Reden gewechselt worden: das Gespräch hatte einen unerwünschten Zeugen in Adam Lobkowitz

gehabt. Mit den Blicken hatten sich der Graf und der Fürst gemessen, mit höflich steifem Gruße von einander verabschiedet.

Mit einiger Ungeduld erwartete seitdem Erbach eine Botschaft des Kaisers. So viel des Neuen, so mannichfaltige Anschauungen und Gedanken hatten sich in ihm angesammelt, die mächtig nach Mittheilung drängten. Je mehr er zur Lösung des Netzes, in das man ihn halb verstrickt hatte, die Hand des Kaisers bedurfte, um so leidenschaftlicher war sein Streben, sich vorher seines Herzens zu bemächtigen. Wußte er doch, daß dies Herz von denselben Empfindungen wie sein eigenes bewegt wurde und sich im inneren Zorn verzehrte, daß es die Nacht des Aberglaubens nicht mit einem Machtgebote verjagen konnte. Wie bedeutungsvoll mußte es sein, vor einem solchen Manne den Sturm und Drang der Zeit klar zu enthüllen, Forderungen und Wünsche auszusprechen, die, wenn sie auch zunächst nur die eines Einzelnen waren, doch das große Ganze in seinem innersten Kerne berührten!

An diesem Nachmittage hatte er endlich einen kurzen Brief, ganz von der Hand des Kaisers geschrieben, empfangen. Er forderte ihn auf, in der sechsten Abendstunde an dem Felsen des Gartens von Trianon zu sein, wo die Königin eine künstliche Grotte anzulegen beabsichtigte. „Dort", fuhr der Brief fort, „hoffe ich vor Lauschern sicher zu sein, mein lieber

Graf. Das wußte ich nicht, daß Sie auch in meiner Schwester eine Feindin haben, die eben so sehr, wie meine Mutter, mein Seelenheil in Ihrer Gesellschaft gefährdet glaubt. Trösten Sie sich mit einem guten alten deutschen Spruche: je mehr Feinde, je mehr Ehr'. Weit über Alles, was solche Einflüsterungen vermögen, ist unsere Freundschaft gefeit. Vertrauen Sie immer Ihrem Josef, er wird Sie nie verkennen." Der herzliche Ton dieses Briefes erfüllte Erbach mit Rührung und Stolz, erst als er ihn jetzt, auf einer einsamen Bank im Garten des Schlosses sitzend, denn seine Unruhe hatte ihn aus dem Hause getrieben, noch einmal überlas, fielen ihm einzelne Worte und Wendungen als besonders merkwürdig auf.

Derselbe Einfluß, der ihn in Prag und Wien verfolgt, streckte also bis hieher seine Fühlhörner aus. Auf einem Schlosse in Böhmen sitzt eine alte, boshafte, jähzornige Frau, in einem abgelegenen Dorfe wohnt dort ein ehrgeiziger, fanatischer Pfarrer, und sie weben wie die Spinnen unermüdlich ein Gewebe, das sich über einen halben Welttheil ausstreckt. Im Schlosse zu Schönbrunn muß eine alte Kaiserin, in Versailles eine junge Königin nachsprechen, was sie ihnen vorsagen. Sie bewaffnen den Arm des Staates mit ihrem Ingrimm, ihnen stehen Soldaten und Bischöfe, Spione und Meuchelmörder zu Gebote. „Wer kann mich bei der Königin verleumdet haben, als mein

eigenes Weib?" fragte er sich bitter. „Was wüßte sonst die Königin von mir? Und was that ich ihr selbst, dieser Frau? Ist das nun das Ende unserer heißen Liebe?"

Wie unter der Asche zuweilen noch ein glimmender Funke aufblitzt, so in ihm ein Rest früherer Zärtlichkeit: es schnitt ihm ins Herz, daß er die einst Geliebte als seine Feindin betrachten, ja hassen sollte! Sein Gefühl sträubte sich dagegen und dennoch zeugte Alles wider sie.

Die gaukelnde Phantasie indessen führte ihm nach den trüben heitere Bilder vor. Der aufknospende Garten im Abendroth strömte Lenzeshoffnungen aus. Längst war ja doch das Band zwischen ihm und Renata zerrissen, warum sollte es nicht auch in den Augen der Welt für immer zerschnitten sein? Die marmorne Nymphe dort im Gebüsch, das kunstvoll zu einer Nische geformt war, schien das Köpfchen zu erheben; täuschte ihn das Herz oder hatte in Wirklichkeit dies liebliche Gesicht Aehnlichkeit mit dem Corona's? Er empfand eine stille Beseligung in der Gewißheit, daß sie ihm nahe sei. Wie lange noch, und sie war ihm vielleicht dauernd gewonnen zu einem neuen, schöneren Liebesbunde! Durch die Gräfin Dubarri hatte er sie von der Ankunft des Kaisers unterrichtet und sie gebeten, noch eine Weile still bei dem Marchese auszuharren, bis der Kaiser eine Entscheidung in dieser

seltsamen Geschichte getroffen hätte, und nichts zu wagen, was ihren Beschützer, wie schon einmal, verletzen könnte. Ihretwegen war er jeder Sorge ledig, selbst wenn Antonio Rossi sich ihr wieder nähern sollte, glaubte er sie sicher vor einer neuen Versuchung.

Als er durch den Garten dem Felsen zuschritt, den ihm der Kaiser zum Stelldichein bestimmt hatte, trieben lose Liebesgötter ihr neckisches Spiel mit seiner Seele. In den Blumenbeeten dufteten die Veilchen, aus den Gebüschen lauschten die Statuen, in der röthlichen Dämmerung rauschten die Springbrunnen so eigen, ein sanfter, würziger Frühlingswind wehte über Baum und Blüthe hin. In Milde löste sich seine Strenge, die Welt und die Menschen zeigten sich ihm in freundlicherer Gestalt, als sie ihm seit Monaten erschienen waren. Das Leben, dessen Elend und Vergänglichkeit ihn mit Bitterkeit und Schmerz erfüllt hatte, erhielt plötzlich, ohne daß er sagen konnte wodurch, wieder einen Werth für ihn.

Sich an seinen Feinden zu rächen oder ihnen zu trotzen, hatte er eine Weile als die einzige Aufgabe seines verfehlten, durch eigene und fremde Schuld zerstörten Lebens betrachtet. In Einsamkeit vergraben, die Menschen meidend und von ihnen gemieden, hatte er mit stoischer Gleichgültigkeit seine letzte Stunde erwarten wollen, die Stunde, welche nach dem Ausspruch des Weisen auf einmal all die unzähligen Wunden

heilt, die ihre Vorgängerinnen uns langsam und unaufhörlich geschlagen. Heute war sein Fuß beflügelt, sein Herz gehoben. Arbeit und Mühsal sah er vor sich, aber sie schienen für seine Gedanken und Entschlüsse nur ein Ansporn zu sein. In der thatkräftigen Stimmung, die seine Stirn freier von Furchen und sein Blut beweglicher machte, wurden die Enttäuschungen selbst, die er erfahren, die neuen, denen er entgegeneilte, zu einem melancholischen Reiz des Daseins. Nicht mit zornigen Gesichtern, wie bisher, umschwebten ihn die Erinnerungen, die Schatten der vor ihm Geschiedenen, sie lächelten still, die Wehmuth verklärte sie. Jene traurigste Nacht seines Lebens, als er in Venedig Renata's Untreue entdeckt, war sie bei alledem nicht eine zauberisch schöne Mondnacht, voll Musik und Scherz und Lust gewesen? Was bedeuten unsere Schmerzen im Zusammenhang dieser besten Welt?

Alles geht vorüber, sei Du nur jeden Augenblick bereit, ohne Murren und ohne ein unvollendetes Tagewerk hinter Dir zu lassen, dem Winke zu folgen, der auch Dir befiehlt: Vorüber!

Warum liegen gute Handlungen und Heldenthaten so selten auf unserem Wege?

In seiner Aufwallung, seinem sentimentalen Humor wäre Erbach zu der einen wie zu der anderen fähig und willig gewesen. Aber die Pfade, die er eiligen

Schrittes wandelte, waren öde; das große Gartenfest, das die Königin dem geliebten Bruder an diesem Abend mit einer Erleuchtung der Laubgänge, der Wasserkünste und Statuen, mit der Abbrennung eines Feuerwerks geben wollte, hatte die Spaziergänger aus den entfernteren Theilen des Gartens mehr in die Nähe der Schlösser von Groß- und Klein-Trianon, nach dem Becken des Neptun und dem Tempel Amor's gelockt, wo die größten Vorbereitungen getroffen wurden, und Jeder in dem Raum, der dem zuschauenden Volk gegönnt war, sich bei Zeiten einen guten Platz sichern wollte. In weitem Umwege vermied Erbach diese Stellen; der Lärm und das Getümmel, die Arbeit der Einen, welche die letzte Hand an ihr Werk legten und das Gaffen der Anderen hätten ihn aus seinem hohen Gedankenfluge gerissen, ihn zerstreut, und er wollte gesammelt dem Kaiser begegnen. Solche Augenblicke kehren nicht oft im Leben wieder, wo das Herz eines Fürsten vom Gefühl der Freundschaft übermannt wird, wo er, aus der gewohnten Zurückhaltung und Schweigsamkeit seines Standes tretend, Wahrheit und uneigennützige Hingebung bei dem Andern sucht. Bei der Hartnäckigkeit, mit der die Geistlichkeit und der ihr innig verbundene Adel sich trotz aller Fehlschläge immer aufs Neue bemühten, Einfluß auf Josef's Geist zu gewinnen und seine freie Gesinnung durch Schreckbilder zu verwirren, von wie großem Gewichte konnte da ein

Wort der Freiheit, zur rechten Stunde und am rechten Orte gesprochen, sein!

Hier öffnete sich der Laubgang, ein kleiner See lag vor ihm. Aufgethürmte Felsblöcke erhoben sich phantastisch auf dem einen Ufer, an ihrem Fuße plätscherte das Wasser. Nicht weit davon ragte schlank eine hochgewachsene Rüster auf, ihr gegenüber senkten Trauerweiden die Zweige. Die tiefe Stille umher, der Abendhimmel im verdämmernden Glanz, von dem klaren Wasser wiedergespiegelt, der Wind, der nur ganz leise noch über die glatte Fläche und das Schilfrohr hinstrich, waren für Paul ebenso viele Zeichen und Stimmen, daß die Natur zu dieser Frist ihm freundlich gesinnt sei. Es war ihm, als sähe er in die Landschaft wie in seine Seele. Ein Frühlingshauch schwellte beide, und zugleich verwebte sich mit diesem Hauche durch die hereinbrechende Dämmerung, durch den leichten Nebel, der zwischen den Bäumen in der Ferne aufstieg, eine stille und süße Sehnsucht. Mit verschränkten Armen stand Paul am Wasser; berührte jenes geheimnißvolle Wehen sein Haupt, das den bevorzugten Sterblichen ihren Beruf und ihre Sendung verkündigen soll? Er nahm den Hut vom Kopfe und trocknete die erhitzte Stirn. Bis dahin war sein Bild im Spiegel des ruhigen Wassers deutlich sichtbar gewesen, jetzt fuhr ein stärkerer Windstoß über den Teich, das Wasser kräuselte sich und sein Bild zerrann.

„Auch so ist es gut“, murmelte Paul und wendete sein Antlitz zur Seite.

In einen leichten Mantel gehüllt, kam der Kaiser den Laubgang daher.

„Ich halte Wort“, sagte er, dem Grafen die Hand entgegenstreckend, „als ob es sich um eine Zusammenkunft mit einer Geliebten handelte. Und daran werden die leichtsinnigen Herren und Damen dort im Schlosse eher glauben, als an ein Stelldichein mit einem Freunde. Endlich, mein lieber Graf Erbach, eine Stunde, in der ich mir selbst gehöre, mir und Ihnen gehören will. Und nun vor Allem, sind Sie derselbe wie in der Tannburg?“

„Derselbe, Majestät, im Denken und Wollen.“

„Ich war davon überzeugt, aber man hört so gern seine Ueberzeugung von dem Freunde bestätigen. Ist es nicht wie ein Fastnachtsscherz, daß ich, der Kaiser eines großen Reiches, vermummt wie der Dieb in der Nacht zu Ihnen schleiche? Aber ich fürchte, wenn ich meine Freundschaft für Sie zur Schau trüge, würde ich die Schaar Ihrer Feinde verdoppeln. Die Gunst eines Fürsten ist gefährlich, und nun gar die meine, der ich nicht einmal im Stande bin, meine Günstlinge zu schützen. Sie haben es ja an sich selbst erfahren!“

„Wie rührt mich die Theilnahme meines Kaisers! Aber das Schicksal hat die Pläne meiner Feinde gerade da zu Schanden gemacht, wo sie mich am empfind-

lichsten zu treffen gedachten" — und in lebhafter Darstellung schilderte er ihm nun sein Zusammentreffen mit Fritz Buchholz und Corona Thurm, er drückte seine Vermuthung aus, daß man im Ursulinerinnenkloster zu Prag Hedwig Rechberger festhalte, die man anstatt der jungen Gräfin dorthin gebracht habe und sich jetzt aus leicht erklärlichen Gründen freizugeben scheue.

Josef war über die Verknüpfung der Zufälle ebenso erstaunt, wie über die Gefangenschaft Hedwig's — er erinnerte sich noch recht wohl des jungen blondhaarigen Mädchens, dem er an der Gartenmauer der Tannburg ein goldenes Kreuz geschenkt — voll gerechten Zornes.

„Das geschieht straflos unter meiner Regierung!" sagte er, die Hand ballend. „Wenn hier ein Vergehen vorlag, so gehörte das Mädchen vor den Richter. Aber in ein Kloster! Können wir uns beklagen, wenn unser Nachbar, der preußische König, seine boshaftesten Spöttereien über die Fraubasenwirthschaft, die Vetterschaften und das Pfaffenregiment in Oesterreich ausgießt! Es wird nicht gut, Erbach, es wird nicht gut mit diesem Staate! Meine Mutter ist eine große Fürstin, wie beglückend wäre es, ihr Sohn zu sein, ohne mit ihr, ohne nach ihr regieren zu müssen! In mir empört sich Alles gegen die Bevormundung, die sie sich von der Geistlichkeit gefallen läßt. Sie hält die Kirche für nöthig, die Völker zu lenken, ich fürchte in ihr die

gefährlichste Feindin der Aufklärung und Bildung. Wo ist da eine Versöhnung, eine Rettung? Ich ertrage mit finsterem Stillschweigen, was ich zur Zeit nicht ändern kann, in mir schärft sich der Zorn gegen die Mißbräuche und Unthaten . . . Ich werde ein schlimmer Zerstörer werden, ein schlimmer Zerstörer! Ich will nicht, aber ich muß!"

„Vielleicht ziemt es mir nicht, von den Zuständen Oesterreichs zu sprechen, da ich Partei in dieser Sache bin, allein die Last, die uns drückt, beugt sie nicht auch Frankreich, hat sie nicht auf der anderen Seite des Meeres die Amerikaner durch ihren Druck zur Empörung gegen die Majestät ihres Königs gezwungen? Im frevelhaften Aufstand zerreißen sie die Ketten, welche zu lösen Amt und Pflicht ihres Königs war."

„Und meine Schwester hat Sie mir als einen wüthenden Republikaner geschildert! Das hat Ihnen freilich in den Augen der Leute hier, die in toller Verblendung die Aufständischen unterstützen, sie als die wiederauferstandenen Helden des Alterthums feiern und ihre verderblichen Lehren als Grundsätze höchster Weisheit und Sittlichkeit verbreiten, nur einen neuen Glanz zu dem abenteuerlichen Ruf gegeben, den Ihnen Ihr Besuch bei der Gräfin Dubarri schon eingetragen hat."

„Sie wissen nun, Majestät, in welch' unschuldiger Weise ich zu diesem Ruf gekommen bin."

„Ich weiß“, lachte Josef, „beinahe so wie ich zu dem eines Gottesleugners. Ein junger Graf Aremberg erzählte gestern im Hofzirkel der Königin haarsträubende Geschichten von jener Gesellschaft in Luciennes, er wollte sie von einem Augenzeugen haben.“

„Im Gegentheil, er kennt sie aus einer noch besseren Quelle, er war selbst zugegen!“

„Warte, Schwesterchen!“ drohte der Kaiser mit erhobener Hand nach der Richtung hin, wo hinter den Bäumen das Schloß Klein-Trianon lag, „und das ist einer Deiner Günstlinge. Mir stieg gleich ein Mißtrauen gegen den hübschen aalglatten Cavalier in die Seele. Er hat hochmüthige Lippen und einen lauernden Blick. Die Jesuiten in Löwen haben ihn erzogen, ich traue dem ganzen belgischen Adel nicht. Bei jedem Widerstand dieser Provinzen gegen unsere fürstliche Gewalt ist der Adel heute der Kopf und morgen die Hand.“

„Es mag den Grafen verdrossen haben, daß ich der Befreiung der Bauern das Wort sprach.“

„Genug, man malte Sie in schwarzen Farben ab. Denn trotz des französischen Wesens, daß sie angenommen, ist meine Schwester doch gut habsburgisch genug geblieben, um unseren angeborenen Widerwillen gegen die Republikaner nach wie vor zu theilen. Es ist nun einmal mein Handwerk, ein Royalist zu sein.“

„Nur Schwärmer und Thoren werden in den alten

Staaten Europa's von der Aufrichtung einer Republik träumen. Bei uns in der Heimath nun gar liefe ein solcher Plan nur auf die Verstärkung und Erweiterung der Adels- und Priesterherrschaft hinaus. Diese beiden Stände sind in Oesterreich allein durch Reichthum und Besitz, durch Bildung und hundertjährige Uebung zum Lenken und Walten der Menge befähigt und bestimmt. Nach meiner Ansicht wäre das ein Schritt zurück in die Barbarei, zur Unterdrückung des Bürgerthums, zur Knechtung des Landvolks. Der Edelmann würde die Gesetze zugleich geben und ausführen; wie in dem gothischen Mittelalter würde er sich mit dem Priester in die Beute theilen. Es war ein Segen für die Menschheit, als die Fürsten Macht über die trotzigen Herren gewannen, die Burgen brachen, die Straßen öffneten und für alle Unterthanen ihres Scepters zu sorgen gelobten und begannen. Diese Aufgabe ist nur zur Hälfte erfüllt, ihr schönerer Theil ist den erleuchteten Fürsten unseres Jahrhunderts vorbehalten. Sie können das Licht der Wahrheit und Gerechtigkeit bis in die dunkelsten Höhlen der Unwissenheit und Armuth schimmern lassen. In ihrer Hand liegt es, die letzten Reste des Mittelalters, die Leibeigenschaft und die Klöster, zu zerstören. Wer sollte ihnen widerstehen? Dem Frühlingsdrang, der sich in der Welt regt, der Vernunft, der Aufklärung und Menschenliebe brauchen sie nur die Hindernisse fortzuräumen, die ihnen der

Geist der Finsterniß entgegenthürmt. Die Wolken, welche die Sonne der Bildung umlagern, wie leicht lassen sie sich durch ein Fürstenwort verjagen! Welch' ein göttlicher Beruf ist es, in einer Zeit zu herrschen, die so begierig, so edel begeistert nach dem Wahren und Guten trachtet! Wo die Tugenden mehr geehrt werden als Heldenruhm und Heldengröße! Der Name eines Menschenfreundes schöner klingt als der eines Siegers! Wo nur Schutt fortzufegen, Ruinen abzutragen sind, um Saatfelder aufgrünen zu sehen, Saatfelder des Wohlstandes, der Eintracht unter den Bürgern! Früher konnte die Menschheit nur blinzelnd in die Sonne der Wahrheit schauen und geblendet taumelte sie zurück, jetzt — ich vollende nicht, nur dem Kaiser steht es zu, den Vorhang zu zerreißen, hinter dem man sie uns neidisch und boshaft noch verbirgt!"

Mit Wohlgefallen hatte Josef dem begeisterten Redner zugehört; er antwortete nichts, sondern sah ihn nur mit seinen blauen forschenden Augen lange ins Gesicht.

„Ich möchte Ihr Antlitz mit diesem Ausdruck immer im Gedächtniß haben", sagte er darauf.

Nun gingen sie einige Male schweigend von der Rüster bis zu dem Felsen auf und nieder.

„Ich würde, wenn ich den Thron besteigen sollte, wenigstens Einen unter meinen Unterthanen haben, der mich ganz versteht — dem ich vielleicht nicht einmal

weit genug auf seinen Bahnen ginge", meinte der Kaiser.

„Der Denkende faßt nur das höchste und letzte Ziel ins Auge, unbekümmert um die Welt, denn seine Gedanken fliegen darüber; der Handelnde schreitet vorsichtig durch die Welt der Thatsachen, er gleicht dem Steuermann im Sturm: nicht scheitern! muß seine Losung sein."

„Nicht scheitern!" entgegnete Josef nachdenklich. „Und wenn die Bemühungen, die Völker aufzuklären und die Bürde, die sie tragen müssen, zu erleichtern, anstatt eine Zukunft des Glücks nur Gräuelscenen herbeiführten, wie sie jetzt in Amerika geschehen? Aufruhr wider die Obrigkeit, Vernichtung der gesellschaftlichen Ordnung, Bürgerkrieg? In diesem Lande hier gährt es fieberhaft. Ich mag unbillig urtheilen, da ich an eine andere Sprache der Unterthanen gewöhnt bin, aber mich erschrecken diese leichtsinnigen Reden, die Frechheit der Aeußerungen, die sich an das Heiligste wagt. Der Pöbel singt die Gassenlieder, welche der Adel zur Verspottung seiner Herrscher dichtet. Dabei, was die Herren in Versailles nicht hören, ein Gemurmel, wie aus der Unterwelt heraufklingend, grauenhaft, wie ich es nur einmal in meinem Leben in einer böhmischen Stadt von der Menge bei einer schrecklichen Hungersnoth vernahm. Wehe, wenn dies Gemurmel zum Schrei wird!"

„Wehe, sage auch ich, wenn es dahin kommen sollte! Aber nur die Blindheit und Hartnäckigkeit der Fürsten und ihrer Rathgeber könnte einen solchen entsetzlichen Umschlag unserer Hoffnungen veranlassen. Was berechtigt uns bei der jetzigen Stimmung der Völker zu diesen trüben Voraussetzungen? Ist je ein junges Königspaar mit lauterem Jubel begrüßt worden als Ludwig XVI. und die erhabene Schwester Eurer Majestät? Durch ganz Frankreich geht nur ein einziger Ruf: Gott segne, Gott erhalte sie uns! Ist es in Oesterreich anders? Sie kennen Ihre Länder und Völker besser als ich, Majestät, zu oft sind Sie der Gegenstand der freiwilligsten, ehrerbietigsten und begeistertsten Huldigungen bis an den fernsten Grenzen Ihres Reiches gewesen, um an der aufrichtigen Liebe und Hingebung ihrer Unterthanen zweifeln zu können. Niemals, ich wiederhole es, war es den Fürsten leichter als in diesen Tagen, die Wohlthäter, die Freude und das Entzücken des Menschengeschlechts zu sein. Ja, wir haben Wünsche, Forderungen, aber keiner tastet die geheiligte Majestät an; die Befreiung der Geister aus der Finsterniß des Aberglaubens, die Befreiung der Leiber aus der Knechtschaft der Frohnden, werden sie die Kronen der Könige nicht mit neuer Glorie umgeben? So viel Anrechte hat das Königthum auf die Dankbarkeit der Völker, warum will es sich nicht ein neues, das höchste erwerben?“

„Ich glaube, mein lieber Graf, der Frühlingsschimmer, der heute den Garten vergoldet, läßt Sie die ganze Welt und die Zukunft in einem rosigen Glanze sehen. Mir ist es, als dämmerte nur erst in der Ferne ein schwaches Morgenroth. Wird es uns vergönnt sein, den vollen Anbruch des Tages zu begrüßen? Ich bin ein Schätzer der Menschen und fürchte doch die Rohheit und Selbstsucht der Einzelnen. Wir thun, was wir können, was unser Gewissen uns heißt. Die Folgen sind Gottes. Ihre Absichten, Graf Erbach, sind rein und uneigennützig, ich fühl' es an dem Ton Ihrer Worte. So sollen Sie mir immer ein werther und willkommener Rathgeber sein. Zuletzt, was sind wir? Ein Rad, das die Gottheit in das Gefüge der Welt eingesetzt hat, ohne ihm die Wissenschaft zu gönnen, ob es Glück oder Unglück bewegt!"

„Jeder trägt einen Compaß in seinem Innern, der die rechte Richtung zeigt."

„Die rechte, so weit er es versteht. Und wenn er ihr folgt, ist nicht mehr von ihm zu fordern. Wir beherrschen die Umstände und die nächste Stunde nicht, die Rechtschaffenheit unseres Willens muß unsere Fehlgriffe entschuldigen."

„Scheint aber eine wohlwollende Gottheit nicht gerade jetzt alle Bestrebungen zum Heile der Menschheit mit segnender Hand zu befördern? Großherzig suchen weise und gute Menschen Lehre und Zucht auch

unter den Aermsten und Rohsten zu verbreiten. Immer weiter, wachsend unter der Berührung eines Genius, schlingt das allgemeinsame Band der Menschenliebe sich um die Einzelnen, um ganze Nationen. Wunderbare Erfindungen machen uns die bisher so gefährlichen, geheimnißvollen Kräfte der Natur unterthan, wir leiten den Blitz und den elektrischen Strom. Durch die entferntesten Meere segeln kühne Schiffer, neue Ansiedelungen erheben sich auf entlegenen Küsten, im schweigenden Urwalde. In den Köpfen der Denker regt es sich seltsam: statt der Gedanken sollen Maschinen herausspringen, welche den Fuß und den Arm des Menschen beflügeln. In solcher Zeit zu leben, ihren Hauch in sich und um sich zu spüren, ist wohl ein Geschenk des Himmels: wie sollten wir nicht gern und willig all unsere Kräfte ihrem Dienste widmen?"

„Nun freilich", meinte der Kaiser mit einem leisen Lächeln, „warum sollten wir hinter einem amerikanischen Buchdrucker zurückbleiben? Wenn Franklin dem Himmel den Blitz entriß, wollen wir dem Aberglauben und der Ungerechtigkeit ihr Scepter entreißen."

Diese Wendung des Gesprächs rief ihm wieder lebhafter den Anfang desselben und Erbach's Erzählung in das Gedächtniß zurück.

„Unsere erste That wird die Befreiung jenes armen Mädchens aus dem Kloster sein müssen: aber ich kenne diese Nonnen! Sie werden das arme Ding beschwatzt

haben, den Schleier zu nehmen. Was vermag nicht Ueberredung über ein unglückliches, hülfloses Geschöpf!"

„Ich hoffe, Hedwig ist standhaft geblieben, sie war in meinem Schlosse eine feste und eifrige Lutheranerin. Ich hoffe es, schon meines jungen Freundes, Fritz Buchholz, wegen, der sie liebt."

„Der sie liebt!" wiederholte Josef. „Der gute Bursche, er dauert mich! Ein Weib, das aus einem Kloster kommt, versteht es noch unsere Sprache? Schreiben Sie zunächst ein vertrautes Wort an unseren Pater Rothhahn, er soll sich des Mädchens annehmen: ich wünschte es."

Ungeduldig stampfte er mit dem Fuß auf die Erde: „Daß ich bitten muß, statt zu befehlen!"

Eine schwüle Stille trat ein. Trotziger rückte der Kaiser den Hut in die Stirn.

„Geduld! Geduld! Auch mein Stern wird aufgehen!"

„Es wird der strahlendste am Firmamente sein!"

Darüber hatte Josef in der Selbstbeherrschung, die ihm eigen war, seinen aufwallenden Zorn wieder unterdrückt. „Diese beiden Menschen wollen wir glücklich machen, Graf Erbach, allen Dämonen zum Trotz", sagte er lachend. „Das schöne Fräulein indeß werden wir ihnen opfern müssen."

„Corona Thurm?"

Paul schrak unwillkürlich zusammen.

Josef drohte mit dem Finger.

„Was soll ich glauben, mein Freund? Das ist nun einmal nicht anders, die Seele dieses Mädchens gehört der Kunst. Wir werden entsagen müssen."

„Was haben Eure Majestät mit dem Fräulein vor?"

„Nichts. Nur das Eine weiß ich, daß sie noch nicht ihrer Familie wiedergegeben werden darf. Ihr Loos würde dort elender als das eines Galeerensklaven sein. Der Vater wie die Großmutter verlangen nicht nach ihr, mag sie denn versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen. Vielleicht wird sie eine große, berühmte Sängerin. Giebt es nach dem Glücke, den Menschen wohlzuthun, ein höheres, als ihnen die Schönheit zu verkündigen? Und wollten sie unseren Schützling hindern, sich auf das hohe Meer hinauszuwagen, weil es voll Gefahren ist?"

„Gewiß nicht, Eure Majestät mögen Recht haben, daß nach Allem, was geschehen, Corona nur in dem Tempel der Kunst eine sichere Stätte finden kann."

„Die Königin hat auf meinen Wunsch den Marchese Val' Ombrone zu ihrem heutigen Feste eingeladen, ich bin neugierig, den Beschützer Corona's und die Geschichte ihrer Rettung kennen zu lernen." Nun musterte er den Grafen mit einem eigenen Blick. „Warum sieht man Sie nie in Versailles? Warum haben Sie sich nicht durch unsern Gesandten der Königin vorstellen lassen?"

„Majestät, Verzeihung! Man versichert mich allgemein, daß meine Gemahlin die Gunst der Königin genießt; je fester ich davon überzeugt bin, daß sie derselben würdig ist, um so weniger darf ich auf meinem Standpunkt hoffen, gerecht von der königlichen Frau beurtheilt zu werden. Indem ich freiwillig auf die Ehre einer Vorstellung verzichtete, dachte ich nur, der Königin eine unangenehme Empfindung und meiner Gemahlin ein Erröthen zu ersparen."

„Ein Erröthen?" Und wieder kam der durchbohrende, fragende Blick der strahlenden blauen Augen. „Ich werde Ihre Gemahlin heute Abend sehen."

Erbach verneigte sich schweigend.

„Und Sie hätten mir — dem Freunde — kein Wort an sie aufzutragen?"

„Keins."

„Haben Sie sich ernstlich geprüft? Sie liebten doch einmal Ihre Gattin — wenigstens sagte man es mir", setzte er mit einiger Hast hinzu. „Man sprach sogar von einer schwärmerischen Neigung. Oh, widersprechen Sie nicht, ich liebe solche Schwärmereien. Und wäre nun plötzlich Alles vorbei, aus einer Stimmung, die doch vorübergeht, wie sie gekommen, wenn wir sie nicht eigensinnig festhalten, aus einer Grille der Eifersucht?" Er betonte das letzte Wort.

„Sie beschämen mich durch so viel Güte, mein Kaiser", entgegnete stockend Erbach. „Es ist nicht das,

nicht nur ein eifersüchtiges Aufflammen, eine gereizte und gekränkte Empfindung; der Grund unserer Trennung liegt tiefer, liegt hier": er hatte die Hand auf das Herz gelegt.

„Ich habe kein Recht, weiter in Sie zu dringen. Aber ich wünschte Sie glücklich, ganz glücklich zu sehen. Nicht die Andern, wir selbst stehen unserem Glücke oft am meisten im Wege." Er stutzte und fragte — war es nun aus Absicht, um die Aufmerksamkeit Erbach's von seiner Verlegenheit abzulenken, oder hatte er in Wirklichkeit ein ungewöhnliches Geräusch bemerkt —: „Belauscht man uns?"

Es raschelte in dem dichten Gebüsch, das sich an die Felswand wie eine Hecke anschloß, allein der Wind mochte dies Geräusch erzeugen. Die Dämmerung war tiefer gesunken, die Sonne hinter grauen Wolken verschwunden. In den Laubgängen um Klein-Trianon wurden die bunten Lampen, die sich an Kränzen von Baum zu Baum schlangen, angezündet, und ihr farbiges Licht strahlte von fern her, gebrochen in kleine schimmernde Punkte, durch die Schleier, welche der Abend immer dichter zusammenzog.

„Wenn hier", sagte der Kaiser noch, „eine Verzauberung zu Grunde liegt — und ich muß fast daran glauben, da Ihre Liebe sich so schnell in ihr Gegentheil verwandelt hat — ich denke, auch mit diesem Zauber fertig zu werden."

Erbach behielt die Erwiederung auf seinen Lippen, denn jetzt vernahm auch er das Geräusch herannahender Schritte.

Schnell gab ihm Josef die Hand: „In den nächsten Tagen hören Sie von mir!“ zog den Mantel halb über das Gesicht und schritt der Allee zu, aus der die Schritte näher kamen.

Am Eingange streifte er den Fremden, der ehrerbietig grüßend zur Seite trat.

Die Neugierde Erbach's war geweckt. Hatte der Andere den Kaiser erkannt? Was wollte er überhaupt in dieser Abendstunde an diesem einsam abgelegenen Orte, der jetzt in der grauen Dämmerung, mit dem dunklen Wasser und den düstern Felsmassen dahinter etwas unbeschreiblich Schwermüthiges hatte? Noch tiefer erschien die Einsamkeit umher, noch schwerer seufzte die Trauerweide im Winde.

Der Fremde stand vor ihm: es war Jocelyn von Rochefort.

So schnell waren die Ereignisse in den letzten Tagen einander gefolgt, hatten so verschiedene Empfindungen und Gedanken in Paul angeregt, daß die Gestalt Rochefort's und die Erinnerung an den schrecklichen Auftritt, den er im Pavillon der Gräfin Dubarri herbeigeführt, auf eine Weile in den Hintergrund entschwunden waren. Auch schien die Gräfin selbst schon am Tage nach dem Vorfall geneigt, das Ganze für

einen frechen Scherz zu nehmen, den sich Rochefort in der Trunkenheit erlaubt hätte: der abenteuerliche Mann suche sich durch alle, auch die schlechtesten und verwegensten Mittel eine Bedeutung zu geben, die er nun einmal trotz seiner Gaben nicht besäße. Das Unbefriedigende dieser Erklärung fühlte Erbach recht in diesem Augenblicke, als Rochefort unter den Bäumen hervortrat.

Hatte ihn eine Geisterhand gerade diesen Weg geleitet? Oder spähte er nur mit unermüdlicher Hartnäckigkeit die Schritte und Handlungen Erbach's aus? Wie der Raubvogel seine Beute, so umkreiste er ihn. Bei der Stimmung Paul's gewann dieser Gedanke Bestand in ihm. Konnte der Vicomte nicht zu jenem großen Bunde seiner Feinde gehören? Rochefort's Bekanntschaft mit dem Pater Rothhahn ließ auf seine Verbindung mit dem Orden Jesu schließen, dessen stille und unheimliche Wirksamkeit der Bulle Ganganelli's trotzte. Einmal für immer: Erbach war entschlossen, diesem Gaukelspiel ein Ende zu machen und sich von dem so hinterlistig ihm nachschleichenden Späher um jeden Preis zu befreien. Das schüchterne und gedrückte Wesen Rochefort's, der sich heute mehr als je in sich selbst zu verkriechen schien, sollte ihn nicht irren. Der Betrüger hatte sich zu seinem Schaden verrathen. Erbach sah ihn nicht, wie er jetzt stille stand, gesenkten Hauptes, mit lang herabhängenden Armen, ein Bild

der Trauer und der Schwäche, ein Gegenstand vielleicht des Mitleids, vernahm nicht den Seufzer, der sich seiner Brust entrang und mit dem Gesäusel der Trauerweide verschmolz; er sah ihn mit flammenden Augen, flatternden Haaren, die Hand zum Schlage geballt, hoch aufgerichtet, statt der Seufzer quoll ein Feuerstrom fürchterlicher Prophezeihungen und Flüche aus seinem Munde . . .

„Ich dachte nicht, an diesem Abend und an dieser melancholischen Stätte, die so viele Thränen eingeweiht, dem Grafen Erbach zu begegnen", sagte der Vicomte so leise, als fürchte er die Stille zu unterbrechen, und streckte Paul die Hand zum Gruße entgegen.

Zögernd berührte der Graf flüchtig die dargebotene Hand Rochefort's, um die seine hastig zurückzuziehen; er hatte jenen eigenthümlichen Druck, das Zeichen der Freimaurer, empfunden.

War dieser Mann in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht? Es galt, doppelt auf der Hut vor ihm zu sein.

„Ich kenne die Thränen nicht, die unter diesen Bäumen geflossen sein sollen", entgegnete er ablehnend.

„Es sollte mir leid thun, wenn ich Ihr Gespräch mit . . ."

„Vollenden Sie nur, mit dem Grafen Falkenstein . . ."

„Nun ja, ich habe den Kaiser erkannt. Wer ver-

gäße auch dies Antlitz, diese edle Gestalt, der sie einmal erblickt hat! Ich bedauere, daß ich Ihre Unterhaltung unterbrach, aber in meine Träumereien versenkt, bei der Dunkelheit des Abends bemerkte ich Sie zu spät."

„Es bedarf keiner Entschuldigung, mein Herr. Mein Geschäft bei dem Grafen Falkenstein war zu Ende, als Sie kamen."

Er rückte leicht den Hut und schickte sich zum Gehen an. „Ich will Sie nicht länger in Ihren Betrachtungen stören."

„Diese Betrachtungen sind allgemeiner Natur, und ich würde mich wundern, wenn Sie dieselben nicht auch angestellt hätten. Oder berührte Sie der Gegensatz dieser tiefen Stille, dieser grauen Dämmerung hier und des hellen Lichtglanzes, der lauten Jubelrufe und des bunten Getümmels dort um das Schloß nicht eigenthümlich? Vielen Orten hat die Natur ein so bestimmtes Gepräge aufgedrückt, daß selbst Diejenigen, die im Entziffern ihrer Zeichen nur erst Lehrlinge sind, dies Gepräge verstehen und von seiner Bedeutung ergriffen werden. Betrachten Sie dies dunkle, schweigende Gewässer, die Trauerweide, die Felswand mit ihrer schaurig gähnenden Höhle, die sich wie eine Pforte zur Unterwelt aufthut: ist hier nicht eine Stätte des Schmerzes und der Klage gleichsam von Geisterhänden

eingerichtet? Eine Stätte für uns, um verlorenes Glück zu betrauern oder eine Schuld zu beweinen?"

Die Richtigkeit dieser Ansicht mußte Erbach bei sich zugestehen, aber er fand sie ohne Beziehung zu seiner Stellung dem Vicomte gegenüber.

„Solch' ein melancholisches Ach! das die Natur in die Landschaft hineingezeichnet, wird doch nur im Widerschein unserer Stimmung sichtbar. Die Natur schreibt mit jener Tinte, die, erst gegen das Licht gehalten, deutliche Zeichen giebt. Dieser Ort mag darum zu Allen reden, die etwas zu beklagen oder zu bereuen haben." Er betonte das Wort bereuen.

„Und wer wäre, wenn er sich aufrichtig prüft, von Trauer und Reue frei? In dem Zusammenhang der Dinge, in dem wir stehen, muß Jeder, auch bei seinen besten Handlungen, fürchten, in Schuld zu verfallen. Wir wollen das Gute, und Böses wird daraus. Nichts ist gewiß, als die Vergänglichkeit."

„Sie gefallen sich in den Vorstellungen des Unterganges, Sie haben uns schon einmal darin eine Probe Ihrer Phantasie gegeben."

„Ich erinnere mich dunkel, nicht der Worte, die ich bei der Gräfin Dubarri gesprochen, nur des entsetzlichen Schauers, der mich dort ergriffen hatte. Wahrscheinlich haben Sie mich für einen Wahnsinnigen gehalten, und ich mag es zu Zeiten wohl im Gegensatz zu Denen, die für vernünftig gelten, sein. Ich kann

nichts für die Zusammensetzung meines Nervengeflechts; aus dem, was für die Anderen nur Schatten und Nebel ist, steigen für mich Bilder, Gegenstände und Gestalten empor. Eine unglückliche Gabe!"

„Gewiß, da sie den, der sie besitzt, nicht nur einer gefährlichen Krankheit, sondern auch dem Verdacht der Böswilligen und der Spötter aussetzt."

„In mir und aus mir redet der Geist der Wahrheit; was kümmern mich Verdächtigungen? Willenlos bin ich in solchen Augenblicken einer höheren Macht anheimgegeben, mein Wesen ist wie ausgelöscht. Unsere Philosophen glauben nicht an Visionen, an die Ekstase, aber sie sind . . ."

„Auch ich gehöre zu den Ungläubigen", sagte Erbach mit verständlicher Ironie, „und hoffe, daß mein Unglaube die Dämonen in dieser Frist wenigstens von Ihnen zurückscheucht."

„Welche Vision könnte ich hier haben, als die eines unglückseligen jungen Mädchens, das sich in diesem Teich ertränkt hat?" fragte der Vicomte mit einem Ton zurück, der Erbach in die Seele schnitt.

„Ein Mädchen? Ertränkt? Hier im Garten der Königin?"

Paul wollte zweifeln; er empfand es wie ein Bedürfniß, diesem Mann nicht zu glauben, im Gegentheil ihn auf einer offenbaren Lüge zu ertappen.

Ohne zu antworten, starrte Rochefort in das Ge-

wässer, als könne sein Blick den Grund desselben erreichen, er hatte die Hände gefaltet und seine Lippen bewegten sich leise. Plötzlich kehrte er sich dann um und sagte:

„Ich gehe nach Versailles, Sie bleiben wohl, das Feuerwerk bei dem Amorstempel mit anzusehen?“

Er sucht dir zu entweichen, dachte Erbach; und wenn er früher vielleicht jenen Weg eingeschlagen und sich eine Weile unter die Zuschauer gemischt hätte, jetzt war er entschlossen, dem Vicomte zu folgen. Heute oder nie kommst du hinter sein Geheimniß, ermunterte er sich zu einer Zudringlichkeit, die seiner sonstigen Höflichkeit widersprach.

„Ich trage kein hochzeitliches Kleid“, entgegnete er, „und habe kein Vergnügen an solchen Belustigungen.“

Die Hälfte der Allee, die von dem Teich und dem Felsen zu dem Schlosse von Klein-Trianon führte, durchschritten sie schweigend dicht neben einander. Selten begegnete ihnen Jemand. Durch die Oeffnungen zwischen den Bäumen, bei den Durchschnittspunkten der Baumgänge schimmerten phantastisch bunte Lichter; auf den offenen Stellen und Plätzen brannten Reisigbündel, zu Pyramiden aufgeschichtet, und verbreiteten auf einen beschränkten Raum Tageshelle. Rosig von dem Widerschein der Flammen beleuchtet, wie von der Gluth des Lebens umhaucht, standen die weißen Statuen in den grünen Baumnischen. Wenige Schritte

weiter aber umgab die Dunkelheit wieder die beiden Männer, und dieser jähe Wechsel zwischen Licht und Finsterniß machte das eine noch greller und die andere noch düsterer.

„So läuft, matt erhellt, wie unser Pfad, das Leben des Menschen zwischen dem Schein der Sonne und dem nachtbedeckten Abgrund des Todes hin", sagte Rochefort. „Die Sonne erweckt es, und die Dunkelheit verschlingt es. Das ist eine schlechte Begleitung zu dem Freudengeschrei dort drüben."

„Warum? Die Baßgeige giebt den leichtbeschwingten Klängen erst Haltung. Wäre nicht das drollige Nebeneinander des Lebens, wie ertrügen wir es? Die unendliche Verschiedenheit der Erscheinungen tröstet über die Langeweile des Daseins und das Einerlei der Vergänglichkeit. Wie das Holz ächzt und stöhnt bei dem Angriff des Feuers und zuletzt doch in prächtiger Flammensäule emporlodert! Und wozu? Um einen Haufen Gaffer zu ergötzen! Das ist der Humor davon, würde der satyrische Engländer sagen."

„Und würden Sie dieselbe Antwort einem armen Schatten geben, der mit feuchten Haaren und blassem Antlitz Ihnen entgegenkäme und, die Arme zum Himmel erhebend, fragte, warum sein Herz und sein Leben vor der Zeit hätten gebrochen werden müssen?"

„Ich würde mich zunächst nach dem Namen dieses traurigen Schattens erkundigen", meinte Erbach. „Wie

ich vermuthe, beschäftigen sich Ihre Gedanken noch immer mit jenem unglücklichen Mädchen; ich ehre Ihren Schmerz, aber für meine Neugierde haben Sie zu viel, für meine Theilnahme zu wenig gesagt."

„Verzeihen Sie meine Verstörtheit! Der Jahrestag jenes schrecklichen Ereignisses ist heute wieder gekommen. Ich kann mich nicht losreißen von den Bildern der Trauer und der Vernichtung. Ach, wenn Sie das herrliche Geschöpf gekannt hätten, Sie empfänden Mitleid mit mir! O Sophie, Sophie, warum hast Du Deine Freunde verlassen! Sprichst Du zu mir in dem Hauche des Windes?"

Was war hier Wahrheit, was Verstellung? Mit der Geschicklichkeit des Proteus legte der Vicomte die verschiedenartigsten Masken an, und in keiner war er festzuhalten.

Auf die Dauer ermüdete Erbach dies Gaukelspiel, er schwieg und schritt schneller dahin.

Doch Rochefort blieb an seiner Seite.

„Ich sollte denken", sagte er mit veränderter Stimmung, „eine Ahnung müßte in Ihnen aufdämmern, eine Ahnung . . ."

„Hierin hat sich Ihr prophetischer Geist vollkommen getäuscht."

„Wie? Daß Sie bei den Blanchard's wohnen, hat mich zuerst zu Ihnen gezogen. Das war die magische Kette, die meinen Willen in Ihren Kreis bannte.

Da wissen Sie nun, warum ich Ihnen folge, folgen muß! Und Sie hätten niemals aus dem Munde Ihres Freundes Blanchard den Namen seiner einzigen vielgeliebten Schwester Sophie gehört? Sie hätten heute nicht auf seinem Gesichte einen tieferen Schatten und in den Augen seiner Mutter Thränen bemerkt? Wüßten nicht, daß er Ihr Schloß in Böhmen verlassen dieser Schwester wegen?"

„Nein, Herr Vicomte", entgegnete Erbach. „Aber mich setzt Ihre Aeußerung nur um so mehr in ein gerechtes Erstaunen. Blanchard hatte eine Schwester! Mag sein, daß er ihrer einmal in früheren Jahren in meiner Gegenwart erwähnt hat, doch nie mit dem Ernst und der Bedeutung, die mir diese Erwähnung unvergeßlich gemacht hätten. Auf meinem Schlosse trieben wir physikalische Untersuchungen und genossen unbekümmert das Leben. Seine Familienverhältnisse schienen damals die glücklichsten zu sein: schienen, ich gestehe meine Sorglosigkeit in dieser Hinsicht zu. Ich forsche zu wenig die Lage meines Freundes aus, unwillkürlich reißt man da und dort Wunden auf oder berührt kaum geheilte mit unvorsichtigem Finger. Blanchard, der diese meine Schwäche kannte, mag mir darum Manches, was ihn drückte, in stolzem Ehrgefühl verschwiegen haben. Er ist dann auf eine traurige Nachricht aus der Heimath von mir gegangen; seine Mutter, sagte er mir, sei gefährlich erkrankt. Ungern

ließ ich ihn ziehen. Seit ich jetzt bei ihm wohne, hat er über seine Schicksale ein tiefes Schweigen beobachtet, und ich, der ich ihn äußerlich im Wohlstand und innerlich im Gleichgewichte fand, hatte keine Veranlassung, ihn darüber zu befragen. Ich bin sehr lang und sehr aufrichtig gewesen. Jedenfalls sind Sie mit der Familie inniger vertraut als ich."

„Vertraut und verwünscht zugleich, wie das Unglück! Die Mutter wie der Bruder sehen in mir die erste Ursache zu dem Elend und dem Tode Sophiens."

„In Ihnen?"

Paul betrachtete den Vicomte nicht ohne Verwunderung. Sollte dieser unheimliche und häßliche Mann einem jungen Mädchen Liebe eingeflößt haben?

„Einen bösen Geist", fuhr Rochefort fort, „den sie hassen und doch nicht aus ihrer Nähe zu verbannen wagen. Und mich wiederum zieht jenes Haus, in dem ich die süßesten Stunden meines Lebens zugebracht, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Alles, was mit ihm in Verbindung steht, erweckt meine Aufmerksamkeit, meine Theilnahme, Menschen wie Dinge, es ist, als ob meine Seele mit ihnen verschwistert wäre. Ich bin ein Krüppel, ein Bettler, ein Narr, aber wenn ich in der Nacht an jenem Hause vorübergehe und zu dem Fenster hinaufblicke, wo ich so oft mit ihr gesessen, dann fließt es aus der Höhe wie ein magischer Schauer auf mich herab, eine ungekannte Seligkeit strömt ver=

jüngend durch meine Glieder, ich erhebe mich wie auf Engelsschwingen. Ich erscheine mir in solchen Augenblicken wie der Unsterblichen Einer. Nichts auf dieser Erde kann das Glück erkaufen, das ich genossen, nichts kann mir die Erinnerung daran rauben. Und warum springst Du ihr nicht nach in den Teich, Elender?" unterbrach er sich selbst. „Hätte ich nicht geschworen, sie zu rächen!"

Gerade gingen sie an einer der angezündeten Pyramiden vorüber, und der rothe Lichtschein fiel auf ihn. Sein Gesicht hatte sich so grauenhaft verzerrt, wie damals, als er dem Herzog von Brissac den Tod geweissagt.

„Und ich werde sie rächen!" grollte er. „Geduld, Geduld! Die Woge der Sündfluth schwillt! Ich warte ja erst zwei Jahre, was sind zwei Jahre?"

„Sie wollen Sophie rächen und nannten sich doch selbst eine der Ursachen ihres Todes?"

„Ich bin Ihnen eine Aufklärung der traurigen Geschichte schuldig, sie wird kurz sein. Vor einigen Jahren lernte ich François Blanchard kennen, wahrscheinlich in ähnlicher Weise wie Sie. Ich theile seine Neigung zu chemischen und physikalischen Versuchen, ich habe es auch jetzt noch nicht aufgegeben trotz aller vergeblichen Arbeiten, in das festverschlossene Geheimniß des Lebens zu dringen. Damals war ich noch wohlhabend, und wir arbeiteten Beide zusammen in meinem

Laboratorium. Ich wohnte in seiner Nähe in Versailles, da das unruhige Paris mich in meinen Studien störte. Die Wissenschaft, ein gleiches Ziel führen die Menschen leicht zusammen, wir wurden Freunde. In Blanchard dämmerten die ersten Gedanken auf, eine Flugmaschine zu erfinden, mich begeisterten sie, wie Jeden, der auf den Triumph des menschlichen Geistes hofft. Ich konnte ihm mit meinen auf weiten Reisen gesammelten Erfahrungen beistehen, und seine Entwürfe im Einzelnen berichtigen. Er lud mich in sein Haus ein, und mit jedem Mal ging ich freudiger über seine Schwelle. Hier umwehte mich eine reine Luft der Tugend, des häuslichen Friedens, wie ich sie kaum noch für möglich gehalten hatte. War ich doch in der verderbten Gesellschaft von Paris groß geworden, hatte ich doch alle Genüsse bis auf die Hefen durchgekostet! Ich erzähle Ihnen keine gefühlvolle Geschichte, die Bekehrung eines Wüstlings durch ein Paar sanfte blaue Augen und jungfräuliche Reinheit. Dazu war ich zu alt und zu tief in den Brunnen des Lebens untergetaucht. Auch sehe ich nicht aus wie Einer, der auf Liebesglück hoffen darf. Aber die Munterkeit, die Anmuth und Unschuld Sophiens entzückten mich. Sie war eben erst aus der Klosterschule gekommen, ihre Bildung vernachlässigt. Es machte mir Vergnügen, sie zu unterrichten, ihr von meinen Reisen, von dem Glanz der großen Welt zu erzählen. Das war meine Schuld. Ich hätte erkennen

sollen, daß diese Schilderungen auf den phantastischen Sinn Sophiens verderblich wirkten, daß sie Vorstellungen und Hoffnungen in ihr nährten, die, weil sie nicht zu erfüllen waren, ihr Gefühl verwirren, ihr Herz zerrütten mußten. In ihrer Gegenwart hatte ich längst aufgehört, an die Kluft zu denken, welche sie, das Bürgermädchen, auf immer von der vornehmen Gesellschaft trennte. Beurtheilen Sie mich nicht zu streng: auch ich bin ein Adeliger und lag damals noch in den Banden der Vorurtheile. Zwar nicht die Tugend und die Unschuld, aber allen äußeren Glanz des Lebens, die feine Sitte, den Schmelz der Poesie hatte ich nur in diesen Kreisen gefunden. Warum sollte Sophie von ihnen ausgeschlossen bleiben? Zuweilen ließ der Bruder ein Wort der Warnung fallen: wir lachten darüber. Die Mutter fühlte sich geschmeichelt, daß ein Vicomte ihrer Tochter in den schönen Künsten Unterricht gäbe; ein Vicomte, der dem Herzen des jungen Mädchens nicht gefährlich werden konnte. Und François lebte doch zu ausschließlich in seiner Traumwelt, um die gefährliche Umwandlung genau zu beachten, die sich in Sophiens Seele vollzog. Um diese Zeit ging er auf Reisen, mir die Sorge für sein Haus und die Seinen überlassend. Frau Blanchard liebte das Geld, und da durch den Fortgang des Sohnes das obere Stockwerk ihres Hauses frei geworden war, vermiethete sie dasselbe gegen meinen Rath . . .“

„An den Marquis von Pierrefonds", fiel Erbach ein.

„Sie wissen darum?"

„Ich hörte den Namen zufällig nennen. Der Marquis brachte das Unglück über Sophie?"

„Nicht er. Pierrefonds war ein älterer Mann, der bei dem Ableben Ludwig's XV. aus der Provinz kam, um sich dem neuen Hofe zu empfehlen. Daß ich selbst die Zimmer bezog, wollte Frau Blanchard aus Rücksicht für den Ruf ihrer Tochter nicht zugeben, und von allen anderen Bewerbern sagte ihr der Marquis wegen seines Alters und seiner Leutseligkeit am besten zu. Es war damals ein großer Zusammenlauf des Adels in Versailles, die Jugend des ganzen Frankreich strömte herbei, ihrem Könige zu huldigen und Verleihungen, Gnadengeschenke, Orden und Ehrenstellen ihrerseits von ihm zu erbitten. Der Ruf großer Feste, mit denen die Thronbesteigung gefeiert werden sollte, lockte auch aus England und Belgien, aus Deutschland und Italien Fremde herbei. Bald hatte sich ein Kreis der lustigsten jungen Leute, stolz auf ihre Geburt und ihren Reichthum, von den leichtfertigsten Sitten, um den alten Marquis gesammelt. Er verstand die Kunst, die Menschen anzuziehen. In dem bisher so stillen Hause der Blanchard's ging es jetzt plötzlich toll und wild her. Jeden Abend gab es ein Gelage, oft wurde bis an den Morgen gezecht und gespielt. Die alte Blanchard war untröstlich und rathlos zugleich. Pierre-

fonds wies lachend ihre Bitten, das Haus zu verlassen, ab. Auch geschah nichts in seiner Wohnung, was sie zu einer ernstlichen Klage berechtigt hätte. Wo junge Edelleute zusammen kommen, pflegt es immer Lärm und Tumult zu geben, daran sind die Einwohner von Versailles gewöhnt. Für sich hätte die alte Frau die wüste Wirthschaft auch ohne Widerspruch ertragen, aber sie fürchtete für ihre Tochter. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich alle ihre Sorgen im erhöhten Maße theilte. Mir dunkelte es vor den Augen, wenn ich nur daran dachte, daß Sophie mit diesen Wüstlingen unter einem Dache sei! Unruhig waren meine Tage, schlaflos meine Nächte. Da zuerst fingen die Ahnungen, Träume und Gesichte, über die Sie spotten, ihre Macht auf mich auszuüben an. Nicht ohne Kampf bin ich ihnen erlegen, aber während meine Kräfte sich im Widerstand erschöpften, wuchsen die ihren durch die beständige Reibung. Endlich hatte Frau Blanchard in Passy eine gute, wackere Bürgerfamilie ausfindig gemacht, bei der sich Sophie so lange aufhalten sollte, als der Marquis im Hause verweilen würde. Damit glaubte die Mutter das Unglück abgewendet zu haben: sie segnete den Tag, an dem Sophie nach ihrem neuen Asyl fuhr."

„Und Sie?" fragte Erbach mit bewegter Theilnahme.

Der schlichte Ton, in dem der Vicomte die traurige

Begebenheit vortrug, erschütterte ihn um so tiefer, je weniger er bisher in der schwülstigen und pathetischen Weise Rochefort's, in dem Wechsel von Gefühlsschwärmerei und cynischem Hohn den Naturlaut einer wahren Empfindung hatte entdecken können.

„Und ich! Mir war das Herz beklemmt wie dem Schiffer, der den Sturm erwartet, und doch kein Mittel kennt, ihm zu entgehen. Ich hatte die Gewißheit eines schrecklichen Ausgangs, aber ich stand waffenlos einem unsichtbaren Feinde gegenüber und mußte dem Schlag seiner Faust geduldig entgegenharren. Oefters schoß mir damals der Gedanke durch den Kopf, Sophie um ihre Hand zu bitten; einmal mein Weib, was hatte sie dann zu besorgen? Als ob ein Weib leichter zu hüten, als ob es treuer sei, als ein Mädchen! Meine Häßlichkeit, die Furcht, daß mit einer ablehnenden Antwort ihrerseits auch unsere Freundschaft einen unheilbaren Riß erhalten würde, verbannten den Einfall wieder. Bei ruhigerer Ueberlegung hätte ich vielleicht an meiner Scheu, ihr von Liebe zu reden, erkannt, daß ich niemals ihr Herz besessen. Uebrigens wäre auch meine Werbung zu spät gekommen; als sie nach Passy ging, liebte sie schon einen Andern."

Mit einem bitteren Gelächter unterbrach sich Rochefort selbst, schwieg und verdoppelte nur die Schnelligkeit seiner Schritte. So hatten sie bald ein Ausgangsthor des Gartens, nach der Seite der Stadt zu, erreicht.

„Weiter wollen Sie doch die Geschichte nicht von mir hören?“ sagte er spöttisch. „Ein betrogener Liebhaber ist so lächerlich! So lächerlich wie Bartholo in der lustigen Comödie des Sieur de Beaumarchais! Haben Sie Erbarmen mit dem Buckligen! Das Ende kennen Sie ja, die Trauerweide am Teich von Trianon flüstert es den Wolken des Himmels seit zwei Jahren zu; den Wolken, hinter denen sich die rächende Vergeltung verbergen soll. Haha, ich habe so meine Gedanken über die Nemesis, nicht aus der Höhe, aus der Tiefe wird sie kommen.“

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen“, entgegnete Paul, „und bescheide mich gern. Es ist zu schmerzlich, wenn alte Wunden sich öffnen. Nur das Eine sagen Sie mir noch, denn was zwischen dem Anfang und dem Ende liegt, errathe ich, wer war der Schändliche, der das arme Mädchen betrog?“

„Wer kann es gewesen sein? Wir sollten uns freuen, Graf Erbach, ein Mann aus unserm Geschlecht! Es lebe das Geschlecht der Wölfe! Es lebe der Adel! Er besitzt die feinsten Sitten und die vollendetste Kunst der Verführung. Das Volk ist gut genug, seine Schuhriemen zu lösen. Tritt dem Gesindel auf die Köpfe, wackerer Edelmann . . .“

„Aber den Namen“, unterbrach ihn Erbach, der befürchtete, daß Rochefort in diesem Wuthanfall bald seine Besinnung verlieren würde, „nennen Sie mir den Namen!“

„Das ist der Ton der Eifersucht", rief der Vicomte, schlug die Arme über einander und blieb stehen. „Sollten Sie die Eifersucht kennen? Wer hat mir doch gesagt, daß Graf Erbach verheirathet, mit einer frommen Dame verheirathet ist? Und eifersüchtig! Welch' eine Comödie ist diese Welt! Wenn wir nur wüßten, wem zum Vergnügen sie aufgeführt wird!"

Paul runzelte die Stirn.

„Es handelt sich nicht um mich, ich bat Sie um einen Namen . . ."

„Ich weiß ihn nicht!" schrie Rochefort auf. „Wenn ich den Verführer kennte, glauben Sie, daß er noch unter den Lebendigen wäre? Die ganze Brut müßte ich vertilgen, um sicher zu sein, daß meine Rache auch ihn erreicht hätte! Das ganze Geschlecht der Wölfe! Ich kenne ihn nicht! Speien Sie mir ins Gesicht, ich bin ein Dummkopf, ein blödes Vieh, daß ich ihn mit dem Instinct der Eifersucht nicht gefunden! Ich suche, ich suche; wenn ich ein Hund wäre, hätte ich längst seine Spur gefunden! Aber so, ich bin nur ein Mensch, ein von der Gottheit mit Vernunft begabter Mensch! Von der Gottheit, haha! Und die herrliche Vernunft — Wetter, woher kommt der Wahnsinn?"

Und unter gellendem Gelächter wandte er sich nach dem Garten zurück, von dem feurigen Schein geleitet, der vom Schlosse herüberschimmerte.

Fünftes Capitel.

Bekümmerten Herzens nahte sich Erbach an diesem Abend dem Hause der Blanchard's. Umher, auf dem Markt und in den Gassen war es noch stiller als je zuvor. Die ganze Bevölkerung schien nach den königlichen Gärten geströmt zu sein, um ihren bescheidenen Theil an dem Feste mit zu genießen, das Marie Antoinette ihrem Bruder gab. Aber diese friedliche Ruhe und Einsamkeit, die er so oft willkommen geheißen, die seinen Geist umschmeichelt und seine Gedanken eingewiegt hatte, lastete jetzt wie Gewitterschwüle auf ihm. Welch Trauerspiel hatte in diesem Hause die Augen der Bewohner mit Thränen, ihre Herzen mit Verzweiflung erfüllt. Unbarmherzig gegen sich selbst wüthend, hatte ein junges liebenswürdiges Mädchen ihrem Leben und ihrer Reue ein Ende gemacht! Und was war ihre Schuld, wenn Derjenige, der sie dazu verleitet, nach wie vor seinen Platz, vielleicht an der Seite des Königs, einnehmen durfte, mit stolz erhobenem Haupte, unangetastet durch die demüthig grüßende Menge schreiten

konnte? In den Gemächern, die er jetzt bewohnte, hatte die Verführung mit holden Worten und verliebten Augenwinken, mit Verheißungen ewiger Liebe und falschen Schwüren ihr trugvolles Werk begonnen. Ihm fiel der Blick ein, den der alte Clement auf die Fenster dieses Hauses geworfen: ob sich ein Faden dieser traurigen Geschichte in dessen vielgeschäftige Hand verirrt hatte?

Ein abergläubisches Grauen beschlich ihn, er mochte nicht in seine Zimmer hinaufgehen. Mußten sie nicht von Klagen und Seufzern erfüllt sein, mußte nicht der Schatten der Unglücklichen in dieser Nacht ruhelos darin auf- und niederschweben? Noch einmal hörte er wie von Einem, der unsichtbar neben ihm stand, die peinliche Unterhaltung, die er mit dem Vicomte geführt, wiederholen. Die Verwirrung, die Rochefort's Geist in der fortgesetzten erfolglosen Bemühung, Sophie und sich selbst zu rächen, zuletzt ergriffen hatte, war bei dessen leidenschaftlichem, heißblütigen Wesen so erklärlich, und sie wirkte doch wie eine dämonische Erscheinung auf Erbach. War er selbst nicht Tage lang in Venedig in einer ähnlichen Zerrüttung des Gemüths umhergeirrt? Hatte er nicht auch sein Gehirn mit Fragen und Forschungen zermartert, wer jene Maske gewesen, die seiner Gattin wie ihr Schatten gefolgt war? Er mußte es seinem leichten Blute danken, daß er sich aus diesen gefährlichen Grübeleien

gerettet. Wie schmal ist die Grenze, die auch den kältesten Verstand vom Wahnsinn scheidet! Jener Schatten hatte sich in leere Luft aufgelöst — aber auch seine Eifersucht? Paul wollte lachen und konnte es doch nicht. „Das ist der Ton der Eifersucht", hatte Rochefort gesagt. Noch klang es schrill und häßlich in Paul's Ohr. Er eifersüchtig auf Renata? Warum wurde er, seit er in Versailles war, so oft und eindringlich an sie erinnert? Gab es für ihn keine Möglichkeit, mit der Vergangenheit abzuschließen und sie auszulöschen?

Durch die verschlossenen Fensterladen des Erdgestocks stahl sich ein schwacher Lichtschimmer. War es nun dieser Schimmer, der in Paul den Wunsch nach Mittheilung erregte, oder lag bei seiner Stimmung dies Bedürfniß in ihm und erhielt nur durch den Anblick des Lichtes Bestimmung und Richtung: entschlossen schritt er über die Schwelle, öffnete die Hausthür und ging durch den dämmerig von einer Lampe erhellten Gang nach dem Wohnzimmer der Frau Blanchard und ihres Sohnes: er hoffte, François dort zu finden und im Gespräch mit ihm, sich in wissenschaftliche Probleme vertiefend, seinen Geist von den empfangenen trüben Eindrücken zu befreien.

Auf sein Klopfen rief ihm eine Frauenstimme zu, einzutreten.

Ein weitläufiges, halbdunkles Gemach nahm ihn auf. Die Lampe, die auf dem großen runden Tisch

von Nußbaumholz brannte, vermochte mit ihrem schwachen Lichte nicht alle Schatten zu verbannen, nicht in alle Ecken und Nischen zu dringen.

An den in bräunlich rother Farbe bemalten Wänden hingen einige Pastellbilder, ein Paar Kupferstiche; alte Ledersessel standen umher. Die Schränke mit ihrer ausgelegten Arbeit, ihren blankgeputzten Messinggriffen, die Porcellanschüsseln, die beiden silbernen Armleuchter und die kleinen vergoldeten Becher in dem offenen, eichenen Spinde, das Spinett in der Nische; aus dieser friedlichen und wohlanständigen Behaglichkeit hatte das Schicksal und das Gelüste des eigenen Herzens Sophie gerissen.

„Guten Abend, Frau Blanchard", sagte der Graf, an den Tisch tretend.

Die alte Frau erhob ihr Gesicht von ihrer Arbeit ihm entgegen. Sie nähte an einem langen Stück weißer Leinwand, das weit auf dem Fußboden ausgebreitet lag. Wohl mochte es der Eindruck der Erzählung Rochefort's sein, der noch in Erbach nachwirkte und ihm Alles umher in einer sonderbaren Beleuchtung erblicken ließ: das strenge, runzelige Gesicht Madeleine's, das ihn aus der Umrahmung ihrer hohen vielgefalteten normännischen Haube ansah, hatte für ihn einen Ausdruck des Versteinten und Drohenden: es war wie im Schmerz und mit einem Fluch auf den Lippen erstarrt.

„Guten Abend, Herr Graf“, antwortete sie aufstehend. „Darf ich Ihnen hinaufleuchten? Verzeihen Sie nur, die ganze Dienerschaft ist nach dem Schlosse gelaufen, das läßt sich nicht halten. Die Narrheit zieht die Narren an.“

„Bleibt sitzen, gute Frau! Ich bin Euch wohl selbst zur Unzeit zurückgekommen?“

Sie schüttelte mit dem Kopf, und als er darauf mit jener Bitte im Blick und in der Bewegung, der Keiner leicht widerstehen konnte, einen Sessel nahm, ihn an den Tisch rückte und fragte: „Darf ich?“ erwiederte sie:

„Ihnen kann man auch etwas abschlagen, Ihnen!“

Erbach hatte sich gesetzt:

„Ach! So würdet Ihr nicht reden, wenn Ihr wüßtet, wie viele Thüren vor mir zugeschlagen worden sind.“

„Vor Ihnen? Sie sind doch ein vornehmer Herr! Und die Vornehmen können, was Sie wollen! Gibt man ihren Bitten nicht nach, brauchen sie Gewalt. Es ist eine Ungerechtigkeit in der Welteinrichtung, eine Ungerechtigkeit! Warum hat Gott den Adeligen zugleich die Kunst der Schmeichelei, die Herrschaft und den Reichthum gegeben?“

„Wenn sie ihre Vorzüge und Gaben würdig und zum Vortheil Aller benützen, was wäre dann gegen diese Vertheilung der Güter einzuwenden? Unter den

Menschen ist Alles verschieden, ihr Leib wie ihre Seele, warum sollten sie an Glücksgütern alle gleich sein?“

Die Alte nähte emsig an ihrer Leinwand.

„So lange es dauert, heißt es Gottes Ordnung“, sagte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, „ist es zerstört, heißt es das Werk des Teufels. Stattlich war der Thurm von Babel, als er zum Himmel emporwuchs in Pracht und Herrlichkeit; siehe, da fuhren die Blitze des Herrn hinein und zertrümmerten ihn, und es war ein wüster Haufen von Steinen und Unrath... Kehren sie sich nicht an das eitle Gerede“, setzte sie nach einer Weile, als wollte sie ihre Aeußerung begütigen, hinzu, „ich habe so meine Gedanken über das Treiben der Welt. Sie sind nicht aus unserem Lande und bei Ihnen mag es besser sein. Mein Franz hat mir viel von Ihrer Güte erzählt...“

„Er wird mir jetzt zürnen, daß ich ihn seit meiner Anwesenheit in Versailles so ganz vernachlässigt habe. Ich bin in seinem Hause mehrere Tage schon und habe kaum eine Stunde mit ihm von den alten Zeiten und von seinen Zukunftsplänen gesprochen. Wo ist er denn?“

Unwillig schlug sich die Frau mit der Hand vor den Kopf.

„Das Alter kommt! Vergeben Sie nur, Herr Graf, ich habe das Wichtigste vergessen. Ein junger

Mann war hier und fragte nach Ihnen, er sei Ihnen bekannt und käme von Luciennes . . ."

„Fritz Buchholz?"

„Ich glaube, so nannte er sich. Es war ein schwerer deutscher Name. Da es ihm nahe ging, daß er Sie nicht traf, begleitete ihn Franz nach Trianon, wir vermutheten Sie dort."

„Ich war auch dort, aber ich bin auf einem Umweg zurückgekehrt."

Die schwarzen, trotz ihres Alters noch glänzenden Augen Madeleine's forschten einen Augenblick in dem Gesicht Erbach's, und ein Laut der Verwunderung drang, vielleicht wider ihren Willen, über ihre Lippen.

„Was habt Ihr, Mutter Blanchard?"

„Wissen Sie, daß man an Ihrem Grafenthum irre werden könnte?"

Sie ließ die Leinwand sinken und legte die Hände kreuzweis übereinander auf den Tisch.

„Sie trinken nicht, Sie spielen nicht, Sie gehen nicht zu den Festen des Hofes; wenn sich nicht mein Franz für Sie verbürgte, ich — nehmen Sie es von mir nicht ungnädig auf! — ich würde Sie nicht für einen Grafen gehalten haben."

Paul lachte.

„Die deutschen Grafen sind eben anders als die französischen."

„Redet mir das nicht ein! Der Falke ist überall ein Falke!“ rief sie in einer Heftigkeit, die sich selbst vergaß. „Ueberall geht er auf Raub aus!“

„Ihr müßt schlechte Erfahrungen mit dem Adel gemacht haben“, sagte er mit unsicherer Stimme.

Sie murmelte etwas zwischen den Zähnen und griff mit wilder Hast nach ihrer Arbeit. Ihr Gesicht wurde noch starrer, nur die Augen blitzten unheimlich.

So jählings war der Faden der Unterhaltung zerschnitten worden, daß ihn Paul erst nach einer Weile wieder mit der Frage aufnahm:

„Was näht Ihr denn so eifrig? Thun Euch die Augen dabei nicht weh?“

„Die Augen sind gut, sonst wären sie schon längst blind geworden. Sie haben zu viel Jammer gesehen! Aber was ich nähe? Mein Todtenhemd, Herr.“

„Ihr habt ein großes Maß genommen“, sagte er im halben Scherz darauf, „und werdet noch manchen Stich brauchen. Jeder soll eine gute Stunde für Euch bezeichnen.“

„Dann wird der letzte der beste sein. Und über die Länge wundern Sie sich nicht, es müssen arge Dinge mit mir begraben werden. Mein armer Kopf ist heute nicht gut in Ordnung, die Stube füllt sich immer mehr mit Schatten, ich tauge nicht zu Ihrer Gesellschafterin, Herr Graf! Es ist heute ein Jahrestag!“

„Arme Mutter!" rief Erbach mitleidig.

Ihrem stummen Schmerz gegenüber fühlte er sich nicht mehr fähig, mit leeren Worten zu spielen und seine Wissenschaft von ihrem Unglück zu verheimlichen.

„Arme Mutter!"

Ein gewaltiger Kampf erschütterte die alte Frau; eine Weile suchten noch ihr harter Trotz und die Eisrinde um ihr Herz zu widerstehen, aber Paul's Stimme hatte einen so tröstlichen, so mitleidsvollen Klang, ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Unglückliches Kind!" schluchzte sie, „unglücklichere Mutter!"

Hier wäre jedes Wort vergeblich gewesen, die Thränen wollten, so lange zurückgehalten, endlich ihr Recht haben.

„Der Vicomte von Rochefort hat mir vorhin die traurige Geschichte erzählt", sagte Erbach leise. „Ein entsetzliches Geschick, das Euch betroffen! Was ist ein Menschenherz? Wir nennen's ein Kunstwerk der Gottheit, und der Sturm löscht es aus, leicht wie eine Kerze!"

„Und wie schön, wie gut war sie, meine Sophie!"

Sie drückte die Hände auf ihr Herz und ließ die Thränen die tiefen Gramfurchen ihrer Wangen entlang rinnen.

„Noch schön wie ein Engel, als man sie aus dem

Wasser gezogen hatte! Sie sollte nicht auf dem Kirchhof in geweihter Erde, sondern abseits an der Mauer begraben werden! Sie, die so gut war, die nie einem Armen ein Almosen geweigert! Aber der Vicomte hat es durch seine Freunde durchgesetzt, daß wir sie in unserem Garten begraben durften. Da blühen nun die Rosen auf ihrem Grabe, die Rosen! Aber sie, blüht sie im Himmel? Wißt Ihr, wo sie hingegangen ist?"

„In die Ruhe, das muß uns genügen."

„Seht, das hat mich zum Theil wieder mit dem Vicomte versöhnt", fuhr die Alte, zu ihrer Erzählung zurückkehrend, fort. „Er ist ein unheimlicher, boshafter Mensch. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß mit seinem Eintritt in dies Haus auch das Unglück zu uns gekommen. Er kann reden wie die Schlange im Paradiese, die Eva bethörte. So hat er Sophie bethört und mich altes, kindisches Weib auch! Goldene Schlösser ließ er vor uns aufsteigen, Sophie wurde zu einer Prinzessin und in einem wunderbaren Wagen fuhren wir Alle durch die Lüfte. Nun sitzen wir da zerschlagen, mit gebrochenen Herzen und jammern. Aus dem höchsten Himmel sind wir in den tiefsten Abgrund gefallen. Und sie ist todt, sie, die Krone meines Lebens!"

Es that ihr wohl, ihr Herz auszuschütten und ein mitleidiges Ohr für ihre Klage zu finden. Die Mit-

theilung stimmte sie milder und goß über ihre harten Züge einen Schimmer verklärender Ergebung.

„Sie ist nach Passy gegangen mit einer großen heimlichen Liebe in der Brust. Von dort verschwand sie, wir haben nie erfahren, wohin. Nicht wahr, es war unrecht, daß sie mir solch ein Leid anthat! Aber scheltet sie nicht zu arg, Herr, sie liebte so sehr! Und sie war ein so junges, so schönes und liebes Geschöpf! Was kann solch junges Ding anders thun als lieben? Wer sie sah, den entzückte sie. Es ging wie Morgensonnenschein über alle Gesichter, denen sie zulächelte. Aber solch ein Mädchen betrügen, verführen, verlassen" — und ihre Stimme nahm plötzlich wieder den dumpfen Klang an und die Zornader zwischen ihren grauen Augenbrauen schwoll an — „welche Strafe könnte diese Schuld büßen? Ich war hinausgelaufen, um den Königsmörder Damiens von vier Pferden zerreißen zu sehen, aber ich konnte das gräßliche Schauspiel nicht ertragen und ging wieder heim. Diesen Elenden aber! Wenn ich ihn hätte . . ."

Aus ihren Augen sprühte Erbach dieselbe Rachsucht entgegen, die in denen des Vicomte gebrannt, die ihm, im Ausstoßen seiner Prophezeiungen den Schaum auf die Lippen getrieben. Eine Tiefe des Hasses und der Wuth that sich da auf, welche alles Bestehende in einem furchtbaren Erdbeben zu verschlingen drohte.

„Vollendet nicht!" bat er mit erhobener Hand, sie

beschwichtigend. „Auch ohne Euer Zuthun wird er sich selbst sein Schicksal weben!"

„Mein Fluch sei hineingewebt, Amen!" sagte sie feierlich. „Hättet Ihr sie gesehen, wie sie in das Haus ihrer Mutter nach vielen Monaten zurückkam, verstörten Sinnes, eine Bettlerin, mit blutenden Füßen, ein verschmachtendes, eben geborenes Kind im Arm — daß jedes Haar auf meinem Kopf ein Dolch wäre, der ihm das verrätherische Herz durchbohrte! Dort saß sie sprachlos, thränenlos auf dem Boden. Und das Kind starb und sie. Gott im Himmel, wo bist Du, daß Du solche Thaten geschehen lässest? Wo ist Deine Allwissenheit und Deine Gerechtigkeit?"

„Und Ihr konntet keine Spur des elenden Mannes entdecken?" fragte Erbach, um ihre Gedanken in eine andere Richtung zu lenken.

„Keine. Er hatte sich in ein dichtes Geheimniß klug zu verhüllen gewußt, und Sophie schüttelte auf alle unsere Fragen mit dem Kopfe. Nun klopft an das Grab und begehrt Antwort. Ich denke aber oft trotz meines Hasses, es ist gut, daß ich diesen Teufel nicht kenne. Ich würde sonst hingehen und ihn ermorden, und wäre es am Throne des Königs. Wenn er dann todt wäre, was hätte ich noch auf Erden zu suchen? Ich müßte sterben. So aber lebe ich im Hasse, in der Erwartung des jüngsten Gerichts. Ich bin nur eine von tausend Müttern in diesem armen

Lande, denen eine Tochter gestohlen und nachher als mißbrauchtes Spielwerk auf den Misthaufen geworfen ward, nur eine, aber ich spüre den Haß und die Rache aller tausend in mir! Sind wir nichts als Gewürm für den König und seinen Adel, beißen können wir noch, beißen! Starrt mich nicht so an! Ihr habt uns zu Wölfinnen gemacht, was wundert ihr Euch, daß wir heulen?"

Sie hatten beide das Oeffnen der Thür überhört; jetzt unterbrach eine feste und doch bittende Stimme den Grimm der alten Frau:

„Mutter! Mutter!"

„Sie sind es, Blanchard!" rief aufathmend Erbach und reichte dem Ankömmling die Hand. Vorher die Reden des Vicomte, nun die Madeleine's, — dies heisere Rabengekrächze über dem Grabe des unseligen Mädchens, hatten ihn wie aus der Gegenwart herausgerissen und in eine Zukunft voll Blut und Brand, voll Verzweiflung und Tod entrückt. Der Eintritt des jungen Blanchard war für ihn eine Befreiung von diesem Alpdruck.

Die Alte war aufgestanden und streckte ihre hageren Arme empor, als könnte sie die Rache vom Himmel herabbeschwören. Ohne den Eintritt ihres Sohnes zu beachten, fuhr sie in ihren Verwünschungen fort. „Noch überschreien sie mit dem Jubel ihrer Feste das Geheul und Gewinsel des armen Volkes, aber zuletzt erhebt

sich der Hunger und die Armuth wie ein brüllender Löwe und verschlingt sie! Die Mütter, denen man ihre Kinder gestohlen, die Weiber, denen man ihre Ehre geraubt hat, sie alle werden in hellen Haufen vor das Schloß ziehen, und die Luft wird von ihrem Geschrei erzittern: Rache! Rache!"

Von fernher tönte ein Geräusch durch die Stille des Abends, als wollte ihr das Echo spöttisch eine Antwort geben.

Franz öffnete das Fenster: Raketen und Leuchtkugeln stiegen aus dem Garten von Trianon leuchtend, im bunten Farbenspiel in die Dunkelheit hinauf.

„Beruhige Dich, Mutter", sagte er. „Sie rufen: es lebe der König! es lebe die Königin!"

Die Alte strich die greisen Haare, die sich unter ihrer Haube hervorgedrängt hatten und wirr auf ihrer Stirne lagen, wieder zurück und setzte sich tiefaufseufzend in ihren Stuhl.

„Ich habe Ihren Freund im Garten allein gelassen, Herr Graf", wandte sich Franz vom Fenster nach Erbach zurück, „um nach meiner Mutter zu sehen. Oder vielmehr nicht allein", setzte er mit einem halben Lächeln hinzu, „er traf dort eine maskirte Dame, die sich nach wenigen Worten an seinen Arm hing. Er versprach mir aber, als ich von ihm schied, jedenfalls vor seiner Rückkehr nach Luciennes noch hier bei Ihnen vorzufragen."

„Ich werde ihn erwarten.“

„Das Fest ist sehr glänzend; es hieß, die Königin würde den Kaiser selbst durch einen Theil der erleuchteten Baumgänge führen. Für einen Fremden muß es ebenso entzückend wie überraschend sein.“

„Ueberraschend? Sie betonen das Wort so eigen . . .“

„Ich spreche nur die Meinung des jungen Preußen nach. Ihr Franzosen müßt sehr reich sein, sagte er, daß euer König so viel Geld in einer Stunde verbrennen kann; wenn unser alter Fritz hier regierte, würden diese Lampen sämmtlich ausgelöscht, um das Oel zu sparen. Wir sind arme Leute. Und da Ihr berühmter Kaiser in demselben Sinne gesprochen haben soll, so darf ich wohl annehmen, daß gegenüber der Armuth des französischen Volkes die deutschen Herren von dem übermüthigen Glanz dieses Festes überrascht sind.“

Erbach wollte die Sache zum Guten kehren.

„Gehen wir doch mit dieser jungen Königin nicht so scharf ins Gericht! Denkt doch nur, lieber Blanchard, daß wir auch einmal die Tannburg erleuchteten und Scheiterhaufen von Fichtenholz verbrannten, daß es eine Freude war. Unser Kaiser ist ein Philosoph, der den Genuß verachtet und für den Nachruhm lebt, und der kleine Fritz Buchholz ahmt seinem großen König darin nach, daß er jeden Thaler zehnmal umdreht, ehe er ihn angreift. Aber die Jugend, die

lustige Thorheit, sind sie gar nichts werth? Ach, Blanchard, waren es nicht schöne Tage in jenem Herbste, die wir zusammen auf der Tannburg verlebt? Als wir die Sterne in ihrem stillen festen Sein und das Kreisen der Planeten beobachteten? Wie wir in alle Lüfte fliegen wollten . . ."

„Und jetzt?" fragte Blanchard, und eine Thräne trat ihm in das schwärmerische, zum Nachthimmel emporgewendete Auge.

Beide standen am Fenster, und die Mutter nähte wieder an ihrem Todtenhemde.

„Nun ist es uns beinahe ergangen wie dem kühnen Knaben, der auf Flügeln von Wachs sich zur Sonne erheben wollte", antwortete Erbach. „Ikarus! Ikarus! Ist er nicht das schöne Sinnbild aller Waghalsigen, aller Erfinder? Wenn sie von ihrem Himmelsfluge zurückgeworfen in das Meer stürzen, müssen die verderblichen Fluthen, die sie hinunterziehen, selbst ihres Namens Gedächtniß für immer bewahren. Uns sind die Schwingen geknickt, aber nicht gebrochen. Wagen und wieder wagen, das ist des Mannes Pflicht. Dem Geiste muß es endlich gelingen, den Aberglauben zu bezwingen und alle Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen. Ich sehe das Gewölk sich theilen, und der Morgenröthe eines neuen Tages nach zieht ein wunderbares Schiff, schwebend durch die Luft, groß wie die Schwinge des Vogels Phönix, leicht und strahlend wie

der Fittig eines Engels, alle Ideale der Menschheit sind darauf, unerreichbar der Gewalt der Tyrannen und der Priester, schwebt es segenbringend von Land zu Land . . . Blanchard, sehen Sie es noch nicht?"

„Wenn Vorstellungen einen Körper hätten!" rief Blanchard. „Dann, ja dann segelte ich stolz und frei durch die Lüfte! Der Mensch hätte die alte Knechtschaft überwunden, die ihn an den Boden gleichsam festgeschmiedet hält. Ueber allen Jammer der Erde würde er sich erheben und wie aus dem Meere, so aus dem Ocean der Luft neue Kraft und Gesundheit schöpfen! Aber noch immer sinne ich umsonst nach der Kraft, die uns emportragen und unseren Rückfall verhindern könnte. Woher die Flügel nehmen, welche der Anziehungskraft der Erde widerständen und zugleich scharf und leicht genug wären, die Luft zu durchschneiden und den Winden zu trotzen? Eine Maschine müßte es sein wie jene Leuchtkugel dort, welche grade in die Höhe stiege und uns mit sich führte. Ich bin nur ein Stümper, Herr Graf, weder Phaëton, noch Ikarus."

Er schlug sich vor die Stirne.

„Wie ich mein Gehirn auch abmartere, ich finde die entsprechende Form nicht. Es bleibt ein Lehmklos, dem der himmlische beseelende Funke fehlt! Meine Phantasie ist lahm, sie möchte in die Wolken und muß doch am Boden kriechen. Ich bin ein Stümper!"

„Nicht verzweifeln, Blanchard!" tröstete Erbach.

„Sie sind noch jung, im Fortschritt wie das ganze Menschengeschlecht dieser Tage. Was heute nicht glückt, kann morgen durch einen Zufall, eine Beobachtung, die Sie machen, gelingen. Nur durch verfehlte Versuche schreitet die Erfindung zur Vollendung vor."

„Und diese Erfindung", unterbrach ihn lebhaft der junge Mann, dessen Geist nach solchen Trostesworten geschmachtet hatte, „diese Erfindung wird das Angesicht der Welt und das Leben der Menschen umgestalten. Seit dem ersten Schiff, welches über das Meer fuhr, ist keine Erfindung versucht worden, die sich an Bedeutsamkeit mit dieser messen könnte. Die Grenzen der Staaten und die Vorurtheile der Völker hebt sie auf, sie giebt dem Menschen das Scepter über Wasser und Erde, Feuer und Luft in die Hand. Nicht durch Haß, Umsturz und Krieg, durch die Liebe und die ungehemmte Entwickelung des Lebens möchte ich den Zustand Aller verbessern. Könnten wir nur fliegen! Im Frieden würden sich dann die Dinge zum Guten ändern. O, lachen Sie nicht über mich! In der traurigen Gegenwart, in dem Schmerz, der mich niederbeugt, sind diese Träume mein einziges Glück. Wenn ich am Grabe meiner unglücklichen Schwester stehe, male ich mir oft mit stillem Neide aus, wie ihre Seele jetzt, der Körperfesseln ledig, von Stern zu Stern schwebt. Ah, der Aether und die Sterne!

Sollten wir uns immer nur nach ihnen sehnen und sie niemals erreichen? Sollen diese leuchtenden Kugeln ewig als unenthüllte Räthsel niederblicken?"

Die Mutter horchte mit gefalteten Händen, den Kopf vorgestreckt, um kein Wort des Sohnes zu verlieren, der ihr in solchen Augenblicken wie der Prophet eines neuen Glaubens vorkam.

„Ja, die Menschen werden Flügel erhalten", murmelte sie, „aber nur nach einer Feuertaufe."

Die beiden Männer, am offenen Fenster stehend, im Anblick des gestirnten Himmels, aus dessen unergründlicher Tiefe immer neue Sterne emporzusteigen schienen, hörten ihre Rede nicht, sie feierten eine jener seligen Minuten, wo der Geist, das Irdische weit hinter sich zurücklassend, die Gewißheit seines himmlischen Ursprungs empfindet und in ahnungsvoller Schöpfungswonne schwelgt. Dies ist das Glück der Erfinder und der Dichter, das sie für alle fehlgeschlagenen Hoffnungen und Versuche belohnt: während das vollbrachte Werk sie ernüchtert, berauscht sie der Schimmer, der das zu schaffende golden umspinnt.

Indessen wanderte Fritz Buchholz in einer merkwürdigen Stimmung, die noch nicht Trunkenheit war, aber doch von seiner gewohnten Verständigkeit bedenklich abstach, durch das bunte Volksgetümmel im Garten von Trianon.

Nicht eine Dame, wie Blanchard eben erzählt,

hatte er am Arm, sondern an jedem Arm eine: am rechten Jeanne Dubarri, am linken Corona Thurm.

Es wirbelte ihm im Kopfe und es war ein Glück für ihn, daß die Menschen umher schrieen und jubelten, sie konnten so, mit sich und dem Feuerwerk beschäftigt, nicht auf seine Verlegenheit achten. Zwei vornehme Damen an seinem Arm, von denen ihm die eine aufs strengste verboten, sie „Frau Gräfin", und die andere sie „gnädiges Fräulein" zu nennen; Jeanette sollte er rechts und Manon links hin sagen. Mit der Sprache wäre es schon gegangen, Fritz Buchholz war ein aufgeweckter Mensch, nicht ganz ohne Kenntniß des Französischen war er nach Frankreich gekommen und sechs Monate, die er im Lande zugebracht, hatten das Ihrige gethan, die fremde Sprache seinem Verständnisse näher zu bringen und seiner Zunge geläufiger zu machen; was ihn beständig verwirrte, war die überraschende Fertigkeit, mit der die Frau Gräfin Dubarri den Gassendialect des Pariser Volkes zu sprechen wußte. Keine Arbeiterin aus den Vorstädten hätte ihn drolliger, launiger und kräftiger gebrauchen können. Ueber seine Bemühungen, sich nur in den gewähltesten Formen und Wendungen der Sprache auszudrücken und jedes seiner Meinung nach rohere Wort zu vermeiden, wollte sie sich vor Lachen ausschütten und unterbrach seine feingesetzten Redensarten mit Aeußerungen, die in ihrer Derbheit von ihrer Bekanntschaft mit der

Pariser Gasse zeugten. Vergebens grübelte Fritz nach dem Wege, auf dem solche ursprünglichen Kraftworte zu dem Ohre einer Gräfin gekommen seien, vergebens nach dem Grunde des Behagens, mit dem sie dieselben über ihre Lippen ließ.

Wie hätte er wissen können, daß die Frau Gräfin mit ihm auf verbotenen Pfaden wandelte!

Als der König und die Königin ihr die Rückkehr nach Luciennes aus dem Kloster, wohin sie nach dem Tode Ludwig's XV. verwiesen worden war, wieder gestattet hatten, wurde diese Gnade an die Bedingung geknüpft, daß sie nie wieder in Versailles erschiene. Um so leidenschaftlicher erhob sich in ihrem Herzen der Wunsch, das verlorene Paradies, dessen Gottheit sie so lange gewesen, einmal wieder zu sehen. Die Beschreibungen der glänzenden Feste, welche die junge Königin hier gab, der Verschönerungen des Gartens von Trianon, die sie veranlaßt, der neuen Baulichkeiten, welche auf ihren Befehl aufgeführt wurden, reizten immer ungestümer die Neugierde der Gräfin. Dies Fest nun gar zu Ehren des Kaisers nicht wenigstens aus der Ferne mit anzuschauen, wäre über ihre Kräfte gegangen. Sie beschloß, in der Kleidung eines Bürgermädchens, das Gesicht mit einer Halbmaske bedeckt, auf jede Gefahr hin Versailles zu besuchen und dem Verbot zu trotzen.

Für alle Vorbereitungen und Sicherheitsmaßregeln

bei diesem kecken Unterfangen hatte der alte Clement gesorgt, in seinem Kopfe war auch der Gedanke entsprungen, daß die Gräfin nicht allein, sondern in Begleitung eines anderen Frauenzimmers sich unter die Zuschauer mischen solle; am besten, sie wähle dazu ein junges Mädchen, dem Versailles und der Hof ein unbekanntes Land wären; je unbefangener sich die Dirne gebärde, um so weniger werde man in ihrer Begleiterin eine vornehme Dame vermuthen.

Clement's Vorschlag leuchtete der Gräfin ein und hin- und hersinnend, wem sie wohl die gefährliche Begleitung antragen könne, verweilte sie am längsten bei der Sängerin, die der Marchese Val' Ombrone ihr neulich vorgestellt hatte. Die hohe Kunst Corona's hatte im Verein mit ihrer Jugendfrische und liebenswürdigen Bescheidenheit die Gräfin wohlthuend berührt.

Bei einem Besuche, den sie dem Marchese in seinem kleinen einsamen Schlosse machte, verstärkte sich noch dieser Eindruck des Freundlichen und Anmuthigen, welchen sie von Corona empfangen. Fast ausschließlich auf den Umgang mit Männern beschränkt, empfand es die Gräfin als ein Glück, mit einem jungen Mädchen zusammenzutreffen, das von ihrer Vergangenheit nichts wußte und in schnell entstandener Sympathie sich ihr herzlich anschloß. Der abenteuerliche Zug in Corona's Wesen erkannte an tausend kleinen Zeichen den ihm wahlverwandten Trieb in Jeanne Dubarri. In dem-

selben Streben, die enggezogenen Schranken zu durchbrechen, begegneten sich ihre Seelen.

Mit Jubel wurde der Antrag der Gräfin von Corona aufgenommen; sie sehnte sich aus der strengen Abgeschlossenheit und halben Gefangenschaft, in der sie der Marchese trotz all seiner Freundlichkeit und väterlichen Zuneigung so lange gehalten, endlich hinaus. Wohl hoffte sie, daß die Stunde ihrer gänzlichen Befreiung bald schlagen würde, aber solch ein Fest kam nicht wieder, wer genießen will, muß eilig sein. Zu schwer hatte Corona schon die Wechselfälle des Lebens empfunden, die fürchterliche Unbeständigkeit des Irdischen, das jeder Augenblick in sein Gegentheil verwandeln kann, um nicht das kleinste Glück hastig zu ergreifen.

Unter anderen Umständen würde sich der Marchese freilich der Bitte der Gräfin, ihr Corona auf einen Tag anzuvertrauen — dies war der Vorwand, mit dem die schlauen Frauen den Alten betrogen, denn daß es ihre Absicht sei, nach Versailles zu gehen, wagten sie ihm nicht zu offenbaren — starrköpfig widersetzt haben, so aber hatte ihn die Einladung zu dem Feste der Königin, die noch dadurch versüßt wurde, daß Marie Antoinette ihm eigenhändig zwei kurze Zeilen geschrieben, um die Hälfte seiner Ueberlegung gebracht. Die Welt tanzte vor ihm, und er tanzte mit. Da er selbst an dem verhängnißvollen Abend seinen Schatz nicht hüten konnte, war es am klügsten,

ihn den Händen einer Frau anzuvertrauen. Ueberdies würden alle Cavaliere des Hofes bei dem Feste gegenwärtig und der Pavillon von Luciennes einsam und verlassen sein. In jedem Manne hatte er bisher einen Räuber Corona's gefürchtet, aber er begriff, daß er künftig diese Ansicht etwas würde mildern müssen.

Der gute Marchese schwamm in einem Meere des Entzückens und befriedigter Eitelkeit, ahnungslos, daß in dem Augenblicke, wo ihn Marie Antoinette mit heiterem Scherz ihrem kaiserlichen Bruder als einen der ersten Musikkenner Europa's oben in dem Marmorsaal von Trianon vorstellte, unten im Garten seine Sängerin an dem Arme eines ehrlichen Bürgersohnes umherschlenderte! Desselben, dem seine Diener vor einigen Wochen als einem Diebe und Einbrecher so arg zugesetzt.

So aber waren die jungen Leute an einander gerathen.

In übermüthigster Laune waren die beiden Damen in den Garten getreten. Mit einem Diener folgte ihnen der immer gewärtige und mit allen Schleichwegen dieses Parks vertraute Element. In dichtgedrängten Massen stand die Menge um das Schloß, um den Amortempel, von den Gardes du Corps in ihren prächtigen Uniformen in der gehörigen Entfernung gehalten. Noch umschwebte das Königthum etwas Göttliches und Weihevolles. Niemand wagte

den Wächtern seines Gesetzes zu trotzen. Die Armen und die Elenden hatte man nicht einmal durch die äußeren Gitterthore des Gartens gelassen, sie mochten sich draußen mit dem Wiederscheine des Feuerwerks und der auffliegenden Raketen begnügen. Das junge Königspaar glaubte einen großen Beweis seiner Leutseligkeit zu geben, wenn es den wohlgekleideten Männern und Frauen des Bürgerstandes das Zusehen bei seinem Feste erlaubte. Und in der That fanden die alten Hofleute darin eine ungebührliche Bevorzugung des Pöbels. Die Gräfin und Corona blieben darum eine längere Weile unbelästigt und unbeachtet. Es gab für Alle, die gekommen waren, im Garten zu viel des Neuen und Wunderbaren zu betrachten, als daß sie argwöhnisch zwei sittsam ausschreitende Frauen hätten mustern sollen. Aber je stärker es dunkelte, desto mehr füllten sich die Laubgänge und die Rasenplätze vor dem Schlosse mit einander drängenden Menschen an. Kecke Burschen hatten sich in zerlumpten Jacken hier durch die Wachen geschlichen, waren dort über die Gitter hinweggeklettert. Die Unruhe, die gespannte Erwartung so vieler Hunderte stieg, ihr Geschrei wurde lauter. Das Gerücht flog umher, in den nächsten Minuten würden die Majestäten mit ihren Hofstaaten aus dem Schlosse treten, um ihren erlauchten Gast durch die Haupttheile des in feenhaftem Lichte glänzenden Gartens zu führen. Nun wollte Jeder der Erste

sein, um den Anblick des Zuges nicht zu verlieren, Jeder aber auch zugleich mit dem kräftigsten Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe der Kaiser!“ seine Anhänglichkeit und Ergebenheit kundthun. In diesem Tumulte wurden die Gräfin und Corona von den Dienern durch eine Menschenwoge getrennt, die sich zwischen sie warf, und in den Strudel mit hineingerissen. Bei der Gewandtheit Jeanne's und dem kecken Muthe Corona's würde dies Mißgeschick nicht viel bedeutet haben, wäre die Stimmung der Gräfin nicht plötzlich umgeschlagen. Welch' ein unerhörtes Schicksal war doch das ihre! Sie, die noch vor wenigen Jahren in diesem Schlosse dem geringsten wie dem größten ihrer Wünsche Befriedigung verschafft, deren Gesicht je nach ihren Launen Sonnenschein oder Unwetter über diese Gärten verbreitet hatte, gehörte jetzt zu den Ausgestoßenen. Demüthig, in unwürdiger Verkleidung stand sie unter den Armen, der Glücklichen gewärtig, die ihre Stelle eingenommen. Aus dem Staube auf einen Tag erhoben, war sie wieder in den Staub zurückgesunken. Was hatte sie denn erlebt, Wirklichkeit oder Traum? War sie von einem boshaften Dämon verurtheilt, ihr erstes Dasein, die Wanderung von einer armen Putzmacherin zur Geliebten eines Königs, noch einmal zu leben? Mit der Erbitterung über ihren Fall und dem Haß gegen ihre Feinde und Nebenbuhlerinnen unter diesen vor-

nehmen Damen verbanden sich im inneren Widerstreit Schwermuth, Spott und Zorn, bis zuletzt aus ihnen zusammen, wie aus den Reisigbündeln dort drüben, die zügellose Lustigkeit, das Genialisch-Freche in ihr, die einst sogar den müden, stumpfen und gleichgültigen Sinn Ludwig's XV. ergriffen und berauscht hatten, als Flamme emporschlugen. Kecker warf sie den Kopf in die Höhe, sie redete mit lauter Stimme, mischte sich in die Gespräche der um sie Stehenden, antwortete übermüthig auf jede Neckerei und fügte allen Bemerkungen, die bald über diese, bald über jene Persönlichkeit des Hofes fielen, einen drolligen Witz oder eine scharfe Spitze zu.

Anfänglich hatte sich Corona an der Scherzhaftigkeit ihrer Begleiterin ergötzt, allmälig wurde sie ängstlicher und ihr feines Gefühl für das Schickliche durch den Leichtsinn der Gräfin mehr und mehr verletzt. Sie erröthete unter ihrer Maske, als diese jetzt einen jungen Mann auf die Schulter schlug:

„Guten Abend, Herr Preuße! Ihren Arm! Das ist heute ein Fest für die Fremden! Wenn Sie der König von Preußen und ich die selige Marquise von Pompadour wären, welch' ein Paar gäben wir ab!“

So schlimm als Corona gefürchtet hatte, fiel indessen die Keckheit der Gräfin nicht aus. Im Gegentheil, mit einem Gefühl unbeschreiblicher Zufriedenheit und Freude erkannte sie die treuherzigen Züge des ehrlichen

Fritz. Gelegenheit, ihr Erstaunen und ihr Vergnügen über dies Zusammentreffen auszudrücken, gab es freilich in diesem Menschengewühl nicht, man hatte genug zu thun, um bei einander zu bleiben und doch etwas von dem prächtigen Schauspiele zu genießen. Eben waren die Majestäten aus dem Saal getreten und schickten sich an, die Marmortreppe hinabzusteigen.

Die Wachen drängten das Volk kräftiger zurück, um den Weg für die Herrschaften freizumachen.

„Uns wirst Du doch hier stehen lassen, schöner Garde du Corps", sagte die Gräfin mit ihrem schelmischen Ausdruck, „zwei arme Mädchen und ein kleiner Bürgersohn werden auf den Pfad Deiner Königin keinen Schatten werfen."

Die Wache lachte und ließ sie gewähren.

„Das ist der Kaiser", flüsterte halblaut Corona ihrem Begleiter zu. „Er giebt der Königin seinen Arm. Wie stattlich sieht sie aus! Und sie hat ein so freundliches Gesicht! Ich möchte gleich vor ihr das Knie beugen und ihr die Hand küssen!"

Unwillkürlich griff sie nach dem Medaillon, das sie um den Hals trug: noch unberührt bewahrte sie wie einen Talisman den Papierstreifen darin, auf dem Josef in der Tannburg einen Gruß an seine Schwester und die Bitte um Schutz für Corona niedergeschrieben hatte.

Die Gräfin zuckte in ungeduldiger Eifersucht die

Schultern, sie verdroß das Lob der Königin aus dem Munde des jungen Mädchens.

„Ich habe sie anders kennen gelernt“, entgegnete sie im Flüsterton, „sie ist ein hochmüthiges Weib.“

Aber Corona hörte nicht darauf, sie war ganz Auge geworden. Nie in ihrem Leben hatte sie eine solche Vereinigung von Glanz, Pracht und Schönheit gesehen, so viele herrlich geputzte Damen, so viele tapfere Cavaliere. Selbst das große Ereigniß ihrer Vergangenheit, die Erleuchtung der Tannburg, konnte vor den Strahlen dieses Feuerwerks nicht Stand halten. Sie glühte vor Erregung und mochte die Maske nicht mehr auf dem Gesichte dulden. Jede Vorsicht vergessend, nahm sie dieselbe ab. War es nicht schon eine große That der Ueberwindung, daß sie nicht vorstürzte und sich dem Kaiser zu Füßen warf? Gehörte sie nicht von rechtswegen in jene auserlesene Gesellschaft? Sie hätte die Königin so gut bedienen können, wie irgend eine dieser hoch und stolz mit Blumen, Federn und bunten Vögeln frisirten Damen. Neugieriger als unter den Frauen forschten ihre blitzenden Augen unter den Männern. Sie mußte ihre Hand auf das Herz drücken, damit sein ängstliches Schlagen sie nicht ihrer Begleiterin verriethe. Wenn der Vetter, wenn Paul Erbach sich unter ihnen befände? Er, dessen unerwarteter Anblick im Pavillon von Luciennes Sonnenschein auf ihren Weg gestreut und ihre Sorgen ver-

scheucht hatte! Nicht zu ihm sprechen, sich nicht an seinen Arm hängen, nur aus der Ferne wollte sie ihm mit der Hand zuwinken, ihm ein Zeichen ihrer Gegenwart geben und an dem leisen Nicken seines Kopfes erkennen, daß auch er sie bemerkt habe. Aber sie gewahrte ihn nicht. Der Zug der Hofgesellschaft näherte sich nicht der Stelle, wo sie stand, sondern entfernte sich nach der entgegengesetzten Seite und verlor sich in den zu Laubwänden und Nischen, zu Tempeln und Grotten verschnittenen Baumgang von Rüstern, an dessen Ende der Amortempel wie von einer Lichtwolke umflogen schimmerte. Der Hof ging paarweise, allein sei es nun, daß es unmöglich war, die Ordnung streng aufrecht zu erhalten, indem der Kaiser selbst wiederholt stehen blieb, jetzt vor-, jetzt rückwärts ging, sei es, daß die Letzten sich eigenmächtig von dem Zwang befreiten, um das Fest in freierer Weise zu genießen: eine Gruppe von Herren und Damen faßte plaudernd und lachend auf dem Rasenplatze vor der Schloßtreppe Posto und schien es für eine Weile aufzugeben, den Majestäten zu folgen.

Geblendet, berauscht stand Corona, sie hatte dieselbe Empfindung des Glückes, die sie vor wenigen Abenden beseligt, als ihr Gesang mit einem so lauten und einstimmigen Beifall begrüßt worden war. Und wie damals eine geheime Stimme in ihrer Brust ihr zugeflüstert hatte: ein Wunder ist geschehen, er ist unter

denen, die dir zujubeln! so war sie auch heute von der Gewißheit überzeugt, daß sie ihn noch sehen und seine Hand die ihre fassen würde. Welche Schmerzen und Enttäuschungen sie auch in ihrem jungen Leben schon erfahren hatte, in diesem Augenblick lag die Welt strahlend vor ihr wie der erleuchtete Garten, frohe Menschen bewegten sich sorglos in ihrer Weite auf und nieder, die Nähe war so lauschig und still, die Ferne so verlockend und schimmernd. Lustige Musik erklang, es war die Musikbande, die, hinter den Säulen des Amortempels verborgen, bei dem Herankommen der Königin und ihrer Gäste zu spielen begann.

Andere, schmerzliche Gefühle beschwor diese Musik in dem Herzen der Gräfin herauf; war es nicht dieselbe Weise, die so oft ihren Eintritt in einen Festsaal begrüßt hatte? Die Schatten vergangener glücklicherer Tage drängten sich um sie; wo waren sie geblieben, diese Spiele und Tänze, diese Gesänge, diese von heiteren Amoretten umflogenen Stunden? Verweht, verdämmert in einen unendlichen dunklen Abgrund. Sie legte die Hand auf die Augen, um nichts mehr zu sehen; wärest Du doch blind und taub, flog ihr ein irrer Gedanke durch den Sinn. Hoch und höher stieg das Meer der Bitterkeit um sie, es war ihr, als fielen von der Decke des Himmels einzeln schwere, bitterste Tropfen auf ihre heißen Lippen. Mit einem gewaltsamen Entschluß preßte sie endlich Lippe auf Lippe —

wärest Du todt! Niemals hatte sie etwas sehnlicher gewünscht. Die Wasser schwollen, aus der Höhe wie aus der Tiefe — war es die Sündfluth?

„Kommen Sie“, bat sie Corona, „wir wollen gehen, es ist spät geworden und mich friert.“

Corona's scharfe Augen hatten indessen unter den Damen eine bemerkt, deren Gestalt und Haltung ihr bekannt erschienen, und sie, zunächst noch dunkel und unbestimmt, an ein Wesen gemahnten, das ihr vor Allem theuer und lieb gewesen war. Sie wagte den Namen Renata's nicht einmal leise vor sich selbst auszusprechen. Wenn sie in ihrer Einsamkeit, in dem Landhause des Marchese an die Jugendfreundin gedacht, überlegt hatte, ob sie in ihrer hülflosen Lage nicht deren Beistand anrufen sollte, war sie stets durch das Bedenken zurückgehalten worden, daß Renata gegen ihren Gemahl eine Schuld begangen habe, daß es ihr, der Verwandten und Vertrauten des Gekränkten, nicht anstände, das Mitleid einer schuldigen Frau in Anspruch zu nehmen. Vor sich selbst hatte sie die Märtyrerin der Freundschaft gespielt und dabei nur übersehen, daß die Furcht, in die Hände ihrer Feinde zu fallen, sie in ihrer Schweigsamkeit bestärkt und ihr die Verborgenheit wünschenswerth gemacht hatte.

Jetzt trennte sie nur eine kurze Spanne Raum von der einst vergötterten Freundin. In der unmittelbaren Nähe des Kaisers, was hatte sie von dem strengen

Vater, der bösen Großmutter zu besorgen? Und dennoch that sie keinen Schritt. Nur den Kopf streckte sie vor. Die Dame, an der ihre Blicke hafteten, stand im Schatten, so daß sie ihre Gesichtszüge nicht erkennen konnte. Sie war einfacher als alle anderen gekleidet, in dem Schnitt ihres Gewandes und in der Frisur ihres Haares war etwas Klösterliches, das unter dem buntfarbigen Schmuck ihrer Gefährtinnen noch mehr hervorstach. Sie sprach mit einem jungen Manne, oder vielmehr sie schien ihm zuzuhören, ohne ihm eine Antwort zu gönnen. Plötzlich machte sie eine Bewegung, ein Kammerherr kam aus der Allee, durch die der Hof so eben geschritten war, eilig auf sie zu. Die Königin mochte nach ihr verlangen. Verdrossen trat der junge Mann zurück, und wie sie nun mit einem leichten Gruß an ihm vorüberschritt, wendete sie das Gesicht zur Seite, nach Corona zu. Ein heller Lichtschein fiel darauf: es war Renata. War es die Beleuchtung, der rasche Wechsel zwischen Licht und Schatten, der einen leichten Schleier um sie webte, oder eine Täuschung der erregten Phantasie Corona's: das junge Mädchen hatte ihre Schönheit niemals rührender und ätherischer gefunden. Wie vor Jahren erschien ihr Renata in allen Trübungen des Lebens wieder als ein leuchtender Seraph; ihrer selbst nicht mehr Herrin, streckte sie die Arme nach ihr aus. Aber Renata war schon zwischen den Laubwänden entschwunden, nur der

Cavalier, der seine Worte vorhin mit solchem Eifer an sie gerichtet, stand noch an derselben Stelle und drehte den Kopf der gaffenden Menge zu. Auf seinem stolzen Gesichte wurde der Aerger sichtbar, daß ihn die Dame so kühl verabschiedet hatte.

Da traf sein Blick auf Corona, die mit ihren ausgebreiteten Armen sich wunderlich genug ausnehmen mochte. Sie sehen und auf sie zueilen, war für den jungen Mann eins.

Doch ehe er sie erreicht hatte, war die Gräfin aus ihrer dumpfen Betäubung zur vollen Erkenntniß ihrer gefährlichen Lage erwacht. Sie zog Corona am Aermel:

„Die Maske vor! Schnell, schnell, wir sind verrathen!"

Willenlos that Corona, was ihr geheißen, sie hing sich nur fester an den Arm ihres Begleiters.

Nun begann eine eigenthümliche Jagd.

Fritz Buchholz, dem der Angstschweiß von der Stirne rann, da er die Verlegenheit der Frauen bemerkte und doch nicht wußte, aus welcher Ursache sie entsprungen war, von drohender Gefahr hörte und doch keinen Ausweg, derselben zu entgehen, sah, arbeitete sich auf gut Glück durch die Zuschauer. Am Thor werden wir unseren Wagen finden, hatte die Gräfin gesagt, bis dahin Ruhe und Besonnenheit. Wenn man sie hier entdeckt hätte, an diesem Orte, der ihr verboten war, vor Scham hätte sie in die Erde sinken mögen! Be=

kannt mit den Pfaden des Gartens, gab sie Fritz die Richtung an, die er einschlagen sollte, aber das Gewoge der Menschen in allen Gängen, die Verwirrung, der Verfolger, der in gleichmäßiger Entfernung hinter ihnen einherschritt, brachten sie doch von dem richtigen Wege ab. Das Thor, das sie endlich erreichten, führte unmittelbar zur Stadt, die Wagen hielten an einem andern. Die Gräfin ballte die Faust und biß die Zähne aufeinander; Fritz ließ den Kopf sinken, um ihn wirbelte Alles. So muß einem zu Muthe sein, der von einem Stern auf einen andern fällt. In aller Bescheidenheit wagte er die Frage: was denn die Frau Gräfin so sehr erschreckt habe?

„Man folgt uns!" sagte sie zitternd und blickte zurück.

Unbeweglich wie eine Schildwache auf ihrem Posten, stand der Cavalier, etwa fünfzig Schritte von ihnen entfernt. Spielte er mit ihnen, wie die Katze mit der Maus? Ergötzte er sich in grausamer Freude an ihren vergeblichen Fluchtversuchen?

„Wer ist es denn?" fragte leise Corona.

„Der Graf Aremberg. Er hat Sie neulich bei mir gesehen und wird Sie vorhin erkannt haben. Es giebt keinen boshafteren Spötter am Hofe, als ihn."

Die Damen flüsterten eine Weile mit einander: der Verfolger rührte sich nicht. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. „Wie wär's", meinte Fritz mit einem

aufleuchtenden Gedanken, „wenn ich Sie zu dem Grafen Erbach brächte? Er wohnt hier am Markt und wird eher Rath wissen, als ich."

„Ja, ja!" entgegnete die Gräfin. „Zu wem Sie wollen! Nur fort von hier! In ein Haus, das uns Sicherheit gewährt, wo wir ausruhen können!"

Corona war verstummt, sie senkte das Haupt. Wo war der Ausdruck, der ihren Empfindungen entsprochen hätte? Im raschen Laufe wurden nun einige Gassen zurückgelegt, schon öffnete sich der Markt. Fritz zeigte auf den Lichtschein, der aus dem Fenster des einen Hauses schimmerte: „Dort ist unser Ziel." Aber unabwendlich wie der Schatten und die Sorge war Aremberg auf ihren Fersen. Sie sahen die Hausthüre, die dunklen Schatten, die sich am Fenster bewegten, da legte der Verfolger seine Hand auf Friedrich's Schulter: „Halt Bursche, es ist Zeit, daß Du beiseit gehst, ich habe mit den Damen zu reden."

Eine hochmüthige, keck herausfordernde Rede, die keinen Widerspruch zu dulden schien. Zum Unglück für den jungen Grafen hatte es Fritz seit dem heimtückischen Ueberfall, dessen Opfer er fast geworden, für räthlich gehalten, nicht mehr ohne Waffen auszugehen. Der eilige Gang, das freche Wort und die Berührung Aremberg's hatten auch sein Blut in Wallung gebracht. Mit einem Ruck machte er sich von der schweren Hand des Grafen los und vertrat ihm, während die Gräfin

und Corona nach dem Hause Blanchard's flüchteten, den Weg: aus seinem Stocke hatte er einen leichten Stoßdegen gezogen.

„Zurück!“ sagte gebieterisch Aremberg. „Seit wann trägt das Gesindel Waffen?“

„Vermuthlich, seit es mit Ihresgleichen zusammengerathen ist“, antwortete Fritz nicht weniger trotzig und hielt sich mit der Waffe den Gegner vom Leibe.

„Elender Wicht!“ schrie der Graf außer sich und riß den Degen aus der Scheide.

Und jetzt wäre es mit Fritz Buchholz für immer aus gewesen. Aber von der andern Seite des Marktes erscholl ein gellendes Gelächter und weckte ein vielfaches Echo; die Thür zu Blanchard's Hause ward aufgerissen uud an den Frauen, die auf der Schwelle niederkauerten, stürzte Paul Erbach vorüber zu den Kämpfenden hin.

„Hierher, Graf Aremberg“, rief er. „Hier steht ein Gegner, der Ihnen besser gewachsen sein dürfte.“

„Herr Paul“, sagte dieser achselzuckend.

Zu seiner ganzen Höhe richtete sich Paul auf und jeder Zug jenes lässigen Unbekümmertseins, das seinem Wesen sonst etwas Leichtes und Schwankendes gab, war aus seiner Haltung verschwunden. „Für Sie“, entgegnete er streng, „bin ich der Reichsgraf Paul Erbach und immer und an jedem Orte zur Fortsetzung dieses Gesprächs bereit.“

Inzwischen war die alte Frau Blanchard, von dem Lärm erschreckt aus dem Hause geeilt und um die beiden Frauen auf der Schwelle desselben beschäftigt. Franz folgte mit einem Windlichte. Der Schein desselben erhellte die Façade des Hauses.

Aremberg hatte die Spitze seines Degens gesenkt, er starrte, wie aus einem schrecklichen Traume erwachend, Erbach, die Frauen, das Haus an: unheimlich klang ihm das boshafte Gelächter im Ohr, eine fahle Blässe überflog sein Gesicht. Aber das Gefühl seines Standes half ihm über diese plötzliche Schwäche hinweg.

„Verzeihung, Herr Graf", sagte er, „ich wußte nicht, daß jene Dame und dieser junge Mensch unter Ihrem besonderen Schutze stehen; ich nahm sie für Leute aus dem Volke. Mit dieser Erklärung ist wohl für heute die Angelegenheit beigelegt."

Paul nickte zustimmend, und während Aremberg schwankenden Schritts, einen unsichern Blick noch auf das Haus zurückwerfend und die Gruppe davor, die der Lichtschimmer gespenstisch überflog, in die Gasse einbog, trat von drüben her, aus dem tiefen Schatten der Markthalle, unter spöttischem Lachen, das allmälig in eine tolle Melodie überging, der Vicomte von Rochefort.

„Figaro", rief er lustig, „Figaro, mein lieber Graf Erbach, consilio manuque!"

Sechstes Capitel.

Dies war einer der stolzesten Tage in dem Leben des Marchese Ippolito Val' Ombrone. Es gab Augenblicke, wo er nicht wußte, ob das Fest der Königin nicht ihm allein galt, so sehr fühlte er sich als den Mittelpunkt des Ganzen. Auf die neugierigen Fragen der Hofleute nach der schönen Sängerin, dem geheimnißvollen Wunder, das er sich aus der Tiefe der Wälder geholt, wie die Einen, das er aus Venedig entführt habe, wie die Andern behaupteten, hatte er nur ein mitleidiges Lächeln. Die Majestäten allein waren einer Antwort und Erklärung des Marchese Val' Ombrone würdig. Vor dem ganzen Hofe hatte endlich die Königin seinem so lange verkannten Genius gehuldigt. Die Anhänger Gluck's gestanden durch den Mund ihrer erlauchten Führerin zu, daß die Gegenpartei in ihm, dem Marchese, den größten und gelehrtesten Kenner aller Musik besäße. Erklärten sie sich nicht dadurch in der Hauptsache für geschlagen? Leider muß gesagt werden, daß sich der Marchese in diesen

Stunden sehr wenig um den Ruhm seines Landsmannes Piccini kümmerte. Er zeigte sich nur allzu bereit, den verehrten Maestro und seine Opern im Stich zu lassen, wenn er mit dieser Darangabe seinen eigenen Eintritt in die Concerte der Königin erkaufen könnte. In dem Musiksaal von Trianon, unter den Vertrauten Marie Antoinettens, einen Sitz einzunehmen, war sein sehnsüchtigster Wunsch. Was man dort für Musik machte, ob deutsche oder italienische, war ihm gleichgültig, wenn nur am Schlusse die Königin oder die Prinzessin von Lamballe fragte: „Was sagt unser Marchese dazu?“ Um diesen Preis würde er selbst über türkische Musik zu Gericht gesessen und Schönheiten in ihr entdeckt haben. Mit all' seinen Reichthümern und seinen Kenntnissen, trotz seiner Ahnen, die ihm in dem römischen Stadtadel, dem ältesten der Christenheit, neben den Colonna's und Orsini's einen Platz anwiesen, war es ihm nicht gelungen, am Hofe von Versailles eine einflußreiche Rolle zu spielen. Jetzt schien ihm ein Zufall wohlwollend die Hand dazu zu bieten.

Der weltkluge Italiener war nicht gesonnen, sie um künstlerischer Ansichten willen von sich zu stoßen. Nicht um Piccini, seinetwegen hatte er sich geplagt. So wunderlich, thöricht und verschroben er in seiner übertriebenen Redeweise und der theatralischen Heftigkeit seiner Bewegungen den spottsüchtigen Hofleuten vorkam, der Verstand und ein kräftiger Wille saßen

bei ihm an der richtigen Stelle. Mit feinem Ohre hatte er bald herausgehört, daß in der Gegenwart der Majestäten von „seiner“ Sängerin gesprochen worden sei, daß die Persönlichkeit und Begabung der schönen Unbekannten eine lebhafte Theilnahme hervorgerufen habe. Der gute Gott, dachte der Marchese, belohnt schließlich doch alle guten Thaten! Wer hätte geglaubt, daß dies arme Mädchen aus dem Böhmerwalde mir die Huld einer Königin einbringen würde! Corpo di Bacco! man soll über die Fabel vom barmherzigen Samariter nicht lachen!

Der Kaiser war heute in besonders guter Laune und hatte nach dem Scherze Marie Antoinettens seinen Philosophenmantel im Vorzimmer abgelegt.

Der Eifer, mit dem er sich bisher in politische oder philosophische Gespräche gestürzt, hatte sie oft in die verdrießlichste Stimmung versetzt. Nicht nur, weil ihr die Staatsgeschäfte nicht am Herzen lagen, auch aus einer zarten Rücksicht für ihren Gemahl. Wie hätte der junge König alle diese drängenden und einschneidenden Fragen seines Schwagers zu beantworten gewußt! Seine langsame Natur erschrak vor der Heftigkeit Josef's, seine Unerfahrenheit in den Geschäften und seine Unbekanntschaft mit der Verwaltung seines Reiches nöthigten ihn mehr als einmal zu einem verlegenen Schweigen. Er hatte die Brust nicht, um dem Sturmschritt des Kaisers zu folgen, und er erröthete

dann, weil er zurückbleiben mußte und dem Voraneilenden nicht einmal ein gewichtiges „Halt!“ zurufen konnte. Wohlwollend wie Josef, ja besorgter für das Glück des Einzelnen, aus weicherem Stoff geformt als dieser, dem die cäsarische Ader auf der Stirn schwoll, fürchtete er die Neuerungen, die Umwälzungen, die aus dessen Feuerkopf jeden Augenblick hervorzuspringen drohten. Die rasche Art des Kaisers, die Dinge anzugreifen, und die sarkastische Schärfe, mit der er viel des Alten und durch Verjährung Ehrwürdigen in Versailles behandelte, pflegten den ganzen Hof in einer fieberhaften Spannung zu halten, sobald er im Zuge war. Er verstand noch besser zu hören, als zu sprechen, aber die Weise, in der er zuhörte, die leisen Veränderungen seiner Gesichtszüge dem Redenden gegenüber waren eine unvergleichlich treffende Antwort.

„Heute wirft der Vulcan nur Asche aus“, sagte darum der Baron Besenval, als er den Kaiser wieder den Arm des Marchese ergreifen sah.

„Schon zum dritten Male!“ seufzte ein eifersüchtiger Kammerherr, den der Kaiser noch keines Blickes gewürdigt.

Neidloser betrachtete Adam Lobkowitz die Gunst des Marchese. Seiner Ansicht nach war es für den Adel und die Kirche Oesterreich's besser, daß der zukünftige Herrscher, dem Beispiel seiner Ahnen getreu, sich mit

Musik beschäftigte, als mit den französischen Physiokraten, Philosophen und Schwindlern eine neue Welteinrichtung im Geist anbahnte. Er hatte der Kaiserin-Mutter und sich selbst versprochen, ein getreuer Hüter ihres Sohnes während seines Aufenthaltes am Hofe von Versailles zu sein. Das langjährige Vertrauen seiner Herrin, die Dienste, die er in seinem Sinne dem Staate geleistet, gaben ihm zu solcher stillen Beaufsichtigung ein Recht. Vorzeitig wollte weder er noch Maria Theresia der Hoffnung entsagen, endlich doch noch dem genialischen Schwunge Josef's einen Zügel anzulegen. Vertiefe Dich nur in die Geheimnisse der Kunst der Geigen und Spinette, mochte der Fürst denken, so oft seine Augen den Kaiser an der Seite des Marchese fanden, da ist genug zu bessern und zu dichten. Wäre nur seine Nichte beweglicher und munterer gewesen, sie hätte so gut die dritte Stimme in diesem Trio übernehmen und ausführen können! Aber freilich eine Frau, die so nonnenhaft einhergeht, die Blicke am Boden, pflegt die Phantasie und die Leidenschaft eines jungen Fürsten nicht anzuziehen und zu reizen. Und da er den Kaiser wenigstens für die nächste Stunde vor der Berührung mit dem bösen Geiste der Neuerungssucht bewahrt und sich seines geheimen Wächteramts enthoben glaubte, wollte er die müßige Zeit benützen, Renata, die seine Pläne so wenig unterstützte, eine Strafpredigt zu halten. Er bemerkte

sie dort unten an dem Springbrunnen in dem Kreise der Damen um die Königin.

So harmlos aber, wie der Fürst in seiner Sicherheit meinte, verlief das Gespräch zwischen dem Kaiser und Ippolito Val' Ombrone nicht. Von dem großen und gefeierten Landsmann des Marchese, dem Dichter Metastasio beginnend, der in Wien ein gemächliches und freundliches Greisenleben, reich mit Kränzen und Ehren aller Art bedacht, ausruhend von seinen Anstrengungen, führte, hatte der Kaiser geschickt die Rede auf die ausgezeichnete Sängerin gewendet, die sich im Pavillon von Luciennes neulich hätte hören lassen.

„Ich werde der Gräfin Dubarri in den nächsten Tagen meinen Besuch machen", fuhr er vertraulich fort. „Ich bin hier ein Fremder und nicht an die Vorurtheile der Herrschaften in Versailles gebunden. Sie mögen gerechte Ursachen haben, der Gräfin zu zürnen, für mich ist sie nur ein schönes und berühmtes Weib. Ja, mein lieber Marchese, wenn ich die Wahl habe, die Gräfin Dubarri oder den Bostoner Buchdrucker Benjamin Franklin kennen zu lernen, ziehe ich die Erste vor."

„Kaiserliche Majestät sind durch Ihren Geist und Ihre Stellung gleich erhaben über das Geschwätz des Volkes", schmunzelte der Marchese mit einem faunischen Funkeln seiner Augen, „wir kleinen Leute müssen uns ducken, der republikanische Sturm braust über uns hin.

Die öffentliche Meinung ist in diesem Lande eine sehr despotische Herrscherin. Uebrigens" — und er machte eine halb mitleidige, halb verächtliche Bewegung mit seiner feinfingerigen schmalen Hand — „die Leute hier sind noch halbe Barbaren. Was ist ihnen die göttliche Musica? Sie kreischen wie die Raben und haben Eselsohren. Die einzige Ausnahme macht die erlauchte Königin, und warum? Sie stammt aus Wien, dem himmlischen, kaiserlichen Wien. Rom ist die Königin, Florenz die Blume, Venedig die Nymphe, Wien die Geige unter den Städten. Das klingt und tönt den Tag über und die Nächte hindurch in allen Tonarten. Niemals haben die Sirenen auf den Klippen des sicilischen Meeres bessere Musik gemacht, als die Stadt Wien."

Die lächerlichen Uebertreibungen des Marchese, mit dem ihm eigenthümlichen Pathos vorgetragen, belustigten Josef; diesem eitlen Thoren sein Geheimniß in Betreff Corona's zu entlocken, schien nicht schwer.

„Und dennoch", sagte der Kaiser auf seine letzten Worte hin, „hat unser kaiserliches Wien Sie nicht zu fesseln vermocht, Sie haben das königliche Paris vorgezogen. Wollten Sie lieber als göttlicher Orpheus über Barbaren, als über ein Volk guter Musikanten als irdischer Meister herrschen? Oder fliehen Sie uns, weil Sie sich einer geheimen Schuld gegen uns bewußt sind? Ich habe ein unbestimmtes Gerücht

gehört, Sie hätten uns einen großen Schatz entführt.“

Der Italiener spitzte das Ohr.

Er spielt auf meine Sängerin an, jetzt gilt es, einen großen Wurf zu thun.

„Wenn man abseits auf verlorenem Wege einen Edelstein findet, ihn vom Staube säubert und sorgsam schleift, um ihn in schönerem Glanze seinem Herrn zurückzuerstatten, ist man doch wohl so eigentlich kein Räuber“, entgegnete er und machte eine bedeutungsvolle Pause, um die Wirkung dieser Aeußerung auf den Kaiser zu beobachten.

„Soll das heißen“, antwortete Josef, „Sie wollten die Sängerin nicht immer hinter Schloß und Riegel halten?“

„Nichts Anderes! Denn nicht für mich habe ich dies Mädchen erzogen und gebildet, sondern für die Welt. Sie ist eine Priesterin Apollo's. In vielen Schlachten haben sich meine Vorfahren unsterblichen Ruhm erworben, ich suche den meinen auf einem anderen Gebiete. Der letzte Val' Ombrone, wird man einst von mir sagen, hat sein Vermögen dem Museum Ganganelli's und der Welt die größte Sängerin geschenkt.“

„Das ist edel. Aber gestehen Sie nun auch, Herr Marchese, daß Sie die Welt ein wenig lange auf dies kostbare Geschenk warten lassen.“

„Die Umstände haben mich dazu gezwungen. Wenn ich nicht fürchten müßte, kaiserliche Majestät zu ermüden . . ."

„O, Sie kennen mich nicht, ich bin neugieriger als Harun al Raschid."

Er richtete seine Schritte nach einem der Baumgänge, die von dem Stern vor dem Tempel Amor's ausliefen; in dessen Dunkel und Stille waren sie unbelauschter von den tausend Augen und Ohren des Hofes. Mit strahlendem Antlitz ging der Marchese neben ihm, er hob sich zuweilen auf den Zehen in die Höhe, um größer zu erscheinen und Allen gleichsam zuzurufen: Ich bin Ippolito Val' Ombrone, der Vertraute eines der mächtigsten Monarchen der Welt.

„Wer nicht den Werth der Minute kennt", begann er, „der sollte sich niemals erdreisten, zu einem Fürsten zu sprechen. Die Kürze ist der Lebenssaft der Rede. Wenn ich vorhin von einem Edelstein gesprochen, so wollte ich damit sowohl die Begabung des jungen Mädchens, als den Ort andeuten, wo ich es gefunden. Ich fand es unter Felsen und Bäumen in dem böhmischen Walde. Sie saß auf einem Stein und weinte, als mein Wagen aus dem düstern Walde hervorkam. Sie hatte meinen Kutscher angerufen, ihn um den Weg fragend, da sie sich verlaufen hätte. Um zu sehen, was es gäbe, steckte ich den Kopf aus dem Wagenfenster. Mein Gesicht flößte ihr Zutrauen ein,

und ihre Hülflosigkeit erregte mein Mitleid. Die Val' Ombrone's sind immer hülfreich und gut gewesen. So lud ich sie ein, zu mir in den Wagen zu steigen. Bald erfuhr ich, daß die schöne Verlassene mit mir dasselbe Ziel der Reise, die Stadt Nürnberg, habe."

„Ei, ei, Marchese!" unterbrach ihn der Kaiser. „Und das wagten Sie Alles in meinem Lande! Wagten mir eine Unterthanin zu entführen?"

„Nicht in Ihrem Lande, kaiserliche Majestät. Weit hinter mir lagen die österreichischen Grenzpfähle, als ich das Mädchen traf, und im deutschen Reiche weiß man nie, in dem Gebiet welches Fürsten man sich befindet. Auch verschwieg mir meine Schutzbefohlene ihre Herkunft, hat sie mir bis heute verschwiegen. Sie trug die Kleidung eines Bürgermädchens, aber ich merkte bald, daß sie aus höherem Stande sein müsse. Die Feinheit ihrer Hände, die Zartheit ihrer Gesichtszüge wiesen sie aus der niederen Sphäre des Volkes. Nur auf den Höhen des Lebens gedeiht die Schönheit. Majestät, ich bin ein Edelmann, und die Geheimnisse eines Weibes sind mir heilig. Hier aber lag offenbar ein Geheimniß vor; vielleicht hatte das Mädchen das Haus ihrer Eltern verlassen, weil man sie zu einer Heirath zwingen wollte. Dies Mädchen verheirathet, diese Stimme verloren: o Sünde! o Gräuel! Alle Freunde der Kunst sind mir zu ewigem Danke verpflichtet, daß ich dies Verbrechen verhindert habe . . ."

„Wie erfuhren Sie denn, daß die schöne Flüchtige eine so große Sängerin sei?“

„Unter mannigfaltigen Gesprächen, in denen sie mir auch sagte, daß sie italienisch verstände und einige Mal italienische Lieder gesungen habe, waren wir in Nürnberg angekommen. Ich saß in Gedanken, zweifelnd, unentschlossen, was ich mit der süßen Last, die ich mir selber aufgeladen, thun solle? Sie mitnehmen nach Paris oder sie dorthin senden, wohin sie zu gehen begehrte? Im Nebenzimmer wohnte Corona, so, hatte sie gesagt, sollte ich sie nennen. Corona sei ihr Name. Corona, kaiserliche Majestät, welche Vorbedeutung! Sie mochte denken, da es in meinem Gemach ganz still war, ich sei hinausgegangen, und fing zu singen an. Wie aber sang sie! Die Seele sang sie mir aus dem Leibe. Regungslos saß mein Körper auf dem alten Holzstuhl, meine Seele jedoch, ihrem irdischen Gefängniß entflohen, flog mit den Klängen ihrer süßen Stimme zum Himmel empor. Ich riß die Thür auf und stand da wie ein Verzückter. Die Thränen liefen mir über die Wangen, und ich recitirte die schönsten Verse. „Was ist Ihnen, Herr Marchese?“ fragte Corona erschrocken. Ja, was war mir? Ich wußte es selbst nicht. Ich hatte eine Vision gehabt. „Willst Du meine Tochter sein, willst Du mit mir gehen? Nach Paris? Und singen, daß die Engel im Paradiese neidisch werden?“ brachte ich endlich mühsam hervor.

„Alles will ich“, entgegnete sie, „wenn Sie mich beschützen!“ Beschützen! Den hätte ich sehen wollen, der mir in diesem Augenblick Corona zu entreißen gewagt! Den Muth von zehntausend Orlando's fühlte ich in meiner Brust — und rasend war ich auch! Es war ein stolzer Moment in der Geschichte der Val' Ombrone's.“

Der Kaiser drückte ihm die Hand.

„Die Gesetze könnten mit Ihnen hadern, aber Sie haben gehandelt, wie es einem Edelmann geziemt.“

Dreimal verneigte sich der Marchese, ehe er fortfuhr:

„Das war im September des vergangenen Jahres. Mit Courierpferden legten wir den Rest des Weges nach Paris zurück. Mein Schützling wünschte seinen gefährlichen Verfolgern zu entkommen und ich meinen Schatz in Sicherheit zu bergen. Seitdem haben wir in meinem Hause jeden Tag musicirt, in alle Feinheiten der Gesangskunst habe ich sie eingeweiht. Jetzt hat sie keine Nebenbuhlerin in der Welt. Vor jedem Auge habe ich sie bewahrt, weil ich sie erst vollendet Allen zeigen wollte. Ihre Schönheit ist das Werk der Natur, aber ihre Kunst das meine. Ich kenne ihren Vater nicht und kümmere mich nicht um ihn: ich bin ihr Vater und Lehrer geworden.“

„Und haben Sie nie daran gedacht, daß doch endlich eine Gewalt kommen könnte, die ein Recht hätte, sie Ihnen abzufordern?“

„Gefürchtet hab' ich es jeden Tag“, sagte der Marchese mit giftigem Blick, „gefürchtet wie den Tod. Aber ich war darauf gerüstet. Nicht ohne Kampf wäre ich gewichen. Von dieser Stunde an indessen, wo kaiserliche Majestät die Gnade gehabt haben, mich anzuhören, sind meine Besorgnisse entschwunden. Das Kunstwerk ist vollendet; mehr kann der Künstler nicht thun, den Schutz desselben muß er einem Mächtigeren überlassen.“

„Der wird ihm nicht fehlen“, antwortete Josef. „Vorerst will ich Ihre Sängerin einmal hören.“

Damit wendete er sich wieder, die Allee zurückgehend, der Hofgesellschaft zu.

Als er in deren Nähe gekommen, sagte er, den Marchese verabschiedend, mit lauter Stimme, daß die Umstehenden jedes Wort verstehen konnten:

„Auf übermorgen denn, mein lieber Marchese, der Graf von Falkenstein hofft Sie in Ihrem Hause zu treffen.“

Val' Ombrone nahm bei diesen Worten eine Stellung an, um die ihn der berühmte Tänzer Vestris hätte beneiden können, so voll Adel und Grandezza war sie. Kein römischer Triumphator hatte jemals stolzer auf die Menge geblickt, als er auf die Hofleute niedersah, die erstaunt vor ihm beiseite traten. Nicht in seinen kühnsten Träumen hatte er eine solche Belohnung seiner Verdienste um die Kunst, seiner Be-

mühungen für Corona, wie hoch er sie auch anschlagen mochte, erwartet: der deutsche Kaiser wollte ihm einen Besuch machen! Konnte ihm nach dieser Anerkennung noch Marie Antoinette die Thür ihres Concertsaales verschließen?

Josef war indessen zu der Königin und ihren Damen gegangen.

„Das war ja ein langes und vertrauliches Gespräch, Herr Bruder“, empfing sie ihn in der Rotunde des Amortempels, „das Sie mit dem Herrn Marchese geführt haben. Man konnte meinen, daß es sich um einen neuen Römerzug handelte.“

„Zu einem Römerzuge sind wir Deutsche zu arm und zu klug, Madame. Aber um eine Eroberung hat es sich in der That bei meinem Gespräch gehandelt, um eine Eroberung, deren Früchte den Damen hier allein zufallen werden.“

„Also müßten wir dem Grafen Falkenstein eigentlich Dank wissen, statt ihm zu zürnen, daß er sich uns so lange entzogen hat“, scherzte die Prinzessin von Lamballe.

„Lob wie Tadel stelle ich ganz der Großmuth der Damen anheim.“

„Haben Sie das Land der Zärtlichkeit wieder für uns entdeckt und erobert?“ fragte die Königin.

„Das Land der Zärtlichkeit wird nicht erobert, es wird geschenkt. Und nur die Frauen sind im Besitz

desselben. Es liegt im Blick ihrer Augen, im Druck ihrer Hand ..."

„Nun, was wird uns Ihre tapfere Hand bescheeren?"

„Ich habe Ihnen die Sängerin des Marchese erobert, Frau Schwester."

„Eine Sängerin!" rief mit einem leisen Spott Diana von Polignac.

„Ja, eine Sängerin! Das Merkwürdigste ist nur, daß ich im vergangenen Jahre mit dieser Sängerin schon in einem böhmischen Schlosse in einem Trio zusammen gespielt habe."

Seine Augen ruhten mit ihrem eigenen, mächtigen und schwermüthigen Ausdruck auf dem Gesicht Renata's. Die übrigen Damen drängten sich um den Kaiser und wollten den Namen der geheimnißvollen Sängerin wissen, die nun schon seit mehreren Tagen die Neugierde dieser müßigen, unbeschäftigten Gesellschaft in Anspruch nahm, und deren Schicksal immer anziehender wurde, je mehr der Schleier, der es bedeckte, sich zu lüften begann. Seine ganze Liebenswürdigkeit gebrauchte Josef, um auf geschickte Weise den stürmischen Fragen der schönen Drängerinnen auszuweichen. Es war ihm eine Erleichterung, als die Königin dem Ober-Ceremonienmeister einen Wink gab, den Hof nach dem Schlosse Klein-Trianon zurückzugeleiten. Während der Zug sich langsam ordnete, fragte sie scherzend: „In

einem Trio haben Sie mit der unbekannten Schönen zusammen musicirt? Wer war denn der Dritte im Bunde?“

„Der Graf Erbach“, entgegnete Josef, indem er ihr den Arm reichte, „ein Mann von großen Gaben und edlem Herzen.“

Marie Antoinette runzelte die Stirn, und die Federn auf ihrem Toupet nickten drohend.

Schweigend ging sie neben dem Bruder, sie war in der Stimmung, ihm ihrerseits einmal eine Strafpredigt zu halten, wie sie deren schon mehrere über ihre Gefallsucht, ihre verschwenderische Putzliebe und ihre Gleichgültigkeit für ernste Angelegenheiten aus seinem Munde hatte vernehmen müssen. War ihr froher Leichtsinn dem Wohl des Staates gefährlicher, als seine Verbindung mit diesen Freigeistern, die an dem Umsturz der Kirche arbeiteten, die, wie ihre fromme Mutter geschrieben, in dem schönen und gläubigen Oesterreich die Ketzerei und Freimaurerei verbreiteten? Sie fand nur im Getümmel der Menschen nicht das rechte Wort für die Empfindungen und Gedanken, die sie bestürmten. Auch bewegte sich der Zug nicht mehr in der früheren Ruhe und Stattlichkeit, mit der er die Terrasse herabgestiegen. Die Zuschauer waren näher gekommen, da die Wachen allmälig ihren Dienst vernachlässigt. Unmittelbar neben den prächtig gekleideten Damen tauchten Bürgermädchen mit ihren Häubchen,

neben dem gestickten sammetnen oder seidenen Rock des Edelmannes der braune Tuchrock des Bürgers auf. Zwar traten diese „Geschöpfe aus einer niederen Welt“, wie eine der Herzoginnen ihrem Begleiter zuflüsterte, als wären sie von dem Glanz der Hoheit geblendet, noch demüthig zurück, so oft sie, mehr durch den Zufall und das Gedränge der hinter ihnen Stehenden, auf den Weg der Hofgesellschaft geriethen, aber selbst diese Berührung der Gewänder genügte, den Vornehmen die Festlaune zu trüben. Zwischen ihnen und dem Volke sollte die Schranke unübersteiglich sein. Dazu wehte der Wind stärker und kälter und machte das Verweilen im Garten unbehaglich. Alles eilte, so schnell es nur die Etikette erlaubte, dem Schlosse zu. Dort war man in den warmen und hell erleuchteten Sälen vor den kühlen Schauern des Frühlings und der Berührung mit den häßlichen Geschöpfen einer niedrigeren Sphäre sicher, in einer abgeschlossenen Welt des Glanzes und der Schönheit, der Bildung und der Vornehmheit.

Einmal im Palaste, unter dem Wehen einer anderen, milderen Luft, gewann die Gesellschaft auch bald ihre fröhliche Stimmung wieder. Ganz leise fingen die Witzigen und die Spötter an, in Gruppen vereinigt, hier in den Fensternischen, dort an den Marmorkaminen stehend, das Fest der Königin einer herben Kritik zu unterziehen. Unverantwortlich erschien es den Meisten, daß der Garten nicht besser

vor dem Eindringen des Volkes geschützt worden sei. Die Königin habe ihrem Bruder nur zeigen wollen, wie beliebt sie bei dem französischen Volke sei, hieß es, die Andern hätten die Laune ihrer Eitelkeit nach der schlimmen Seite hin ausbaden müssen. Die Einfachheit des Kaisers, seine Menschenfreundlichkeit, sein Verkehr mit den unteren Ständen fanden in diesen Kreisen mehr Verächter als Vertheidiger. Dennoch vermochte sich Keiner dem Zauber zu entziehen, den seine Persönlichkeit mit ihrem eigenthümlichen, halb cäsarischen, halb philosophischen Schwunge ausübte. Nicht ungeschickt verglich ihn Einer mit dem römischen Kaiser Julianus, er sei ebenso wie dieser ein Gelehrter, ein Philosoph und ein Feldherr, er hielte es wie dieser für nöthig, die Menschen gewaltsam zu ihrem Glücke zu zwingen, nur daß er nicht in die Vergangenheit zurück, sondern vorwärts in die Zukunft strebe. Diese ernste Wendung des Gesprächs hielt aber nicht lange vor einer Nachricht Stand, die sich plötzlich im Saale verbreitete und wie auf Windesflügeln von einem Gemach zum andern flog. Wer sie zuerst ausgesprochen, war nicht zu entdecken; vielleicht ging sie, weil sie so unglaublich war, um so schneller von Mund zu Mund. Jeanne Dubarri sollte im Gewand einer Arbeiterin im Garten gewesen sein! Nichts ist erfinderischer als die Geschwätzigkeit der Müssigen. Jeder, der seinem Nachbar die abenteuerliche Neuigkeit mittheilte, gab

ihr durch einen Zusatz eine noch abenteuerlichere Gestalt.

Bald wußte man alle Einzelheiten des Vorfalls, man beschrieb den Anzug der Dubarri auf das Genaueste, man erzählte, welche unehrerbietigen und unziemlichen Reden sie geführt — und endlich waren wenigstens alle Damen überzeugt, daß Niemand anders als der Graf Erbach ihr Begleiter gewesen. Jener unheimliche, merkwürdige Graf Erbach, vor dessen Untreue, Gewaltthätigkeit und Gottlosigkeit sich seine fromme Gemahlin in die Arme der Königin hatte flüchten müssen; der, kaum in Versailles angekommen, die berüchtigte Gräfin aufsuchte und, während er mit einer verdächtigen Scheu die Gesellschaft seiner Standesgenossen floh, mit Verschwörern und Freimaurern verkehrte! Jener seltsame Mann, von dem der Fürst Lobkowitz unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit so viele häßliche Dinge ausgestreut und mit dem trotz alledem der Kaiser nach seinem eigenen Geständniß auf einer einsamen böhmischen Burg musicirt hatte! War er ein Betrüger, ein Zauberer, ein Dämon?

Die Frauen besonders waren in einer lebhaften Aufregung. Am liebsten hätten sie gesehen, daß der unheimliche Gast durch die Flügelthür eingetreten und schweren Schrittes durch den Saal gegangen wäre; und da dieser Wunsch unerfüllt bleiben mußte, wenn sich der Kaiser wenigstens zum Sprechen über ihn bewegen ließe!

Um Renata zischelte und flüsterte es in allen Tonarten. Ihr Name wurde leise genannt, der ihres Gemahls. Zu gut war sie doch mit der Hofluft bekannt, um nicht das eigenthümliche Zittern und Rauschen derselben zu spüren und etwas Unheilvolles für ihn oder für sie aus dieser Bewegung zu ahnen.

Unter der leichten Schminke, die sie nach der Sitte des Tages und der Gewohnheit aller Damen der Königin aufgelegt, erblaßte sie mehr und mehr zu einem Marmorbilde. Aber sie war noch nicht am Ende ihrer Prüfungen, der Kaiser näherte sich ihr. Bescheiden traten die Damen in ihrer Nähe zurück, doch nicht so weit, daß sie auch nur ein Wort der Unterhaltung dadurch einzubüßen gedachten.

„Setzen Sie sich doch, Frau Gräfin, setzen Sie sich! Sie sehen blaß! Der rasche Uebergang aus der Nachtluft in die Hitze des Saales hat Sie angegriffen!"

Es war das erste Mal, daß der Kaiser hier in Versailles das Wort an sie richtete. Ohne ihre Erwiderung abzuwarten, ergriff er ihre Hand und führte sie zu einem Tabouret. „Und wenn Sie nun nicht verschmähen, vom Vaterlande und von früheren Tagen mit mir zu sprechen", sagte er, „leiste ich Ihnen eine Weile Gesellschaft."

Er stand vor ihr, die Arme auf dem Rücken, den Kopf ein wenig zu ihr niedergesenkt, mit bittenden Augen.

In dem Herzen Renata's jagte eine Empfindung die andere. Sie hatte die Ueberzeugung, daß jetzt ihr Schicksal von der dunkel und unbegreiflich über uns waltenden Macht, von dem Fall eines Sandkorns abhinge; sie erschrak über ihre Ohnmacht und hatte doch nicht mehr den Willen, dagegen anzukämpfen.

Adam Lobkowitz triumphirte: sie sind beide im alten Netz, er wird wieder ihrer Schönheit und sie ihrer Schwärmerei erliegen.

In dem Nebensaal spielte die Musik zu einem Tanze auf. Der Königin war der Einfall gekommen, die junge Schwester ihres Gemahls, Madame Elisabeth, mit einem jungen Herzog von Noailles ein Menuet tanzen zu lassen. Durch die Reihen der Zuschauer gingen die Diener fast geräuschlos umher, Erfrischungen darbietend.

Während der ganzen Festlichkeit gab es keine günstigere Zeit zu einer stillen ungestörten Unterhaltung — keine bessere Gelegenheit aber auch, solch' ein einsames Gespräch zu belauschen, als diese Augenblicke.

Doch die Neugier der Damen sollte grausam getäuscht werden: Josef redete die Gräfin in deutscher Sprache an.

„Denken Sie noch unseres lieben Oesterreichs?"

„Wie sollt' ich es jemals vergessen? Knüpft sich doch für mich die ganze Herrlichkeit und der Reiz einer fröhlichen Jugend an seinen geliebten Boden. Viel

des Schönen können wir sehen, viel des Glücks unter freundlichen Sternen genießen, aber jeder Mensch hat nur eine Jugend und ein Vaterland. Was er auch erringt, woran er sich auch erfreut, welcher Schatz käme jemals diesen beiden gleich? Sie sind wie ein kostbarer Balsam, den die Natur uns vorsorglich für so manche Wunden mitgiebt, welche uns das Leben schlagen muß."

„Wie innig sprechen Sie! Und Sie haben sich dennoch von der Heimath geschieden!"

„Es war nicht meine Wahl, Majestät."

„Welche Umstände hätten Sie zu einem solchen Schritte zwingen können?" Statt jeder Antwort schaute sie ihn mit ihren braunen Augen so rührend demüthig an, daß er abbrach: „Vergeben Sie mir, ich habe unvorsichtig eine noch unvernarbte Wunde berührt. Sie gefallen sich sonst am Hofe meiner Schwester?"

„Ihre Majestät die Königin sind so huldvoll zu mir, daß ich mich jeden Tag mit einer leisen Beschämung frage, womit ich diese Gunst und Freundlichkeit verdient habe. In einer sehr niedergedrückten Stimmung kam ich in Paris an, nur mit geheimem Widerstreben; um meiner Pflicht als Unterthanin Ihres erlauchten Hauses zu genügen, erschien ich vor der Königin. Unerwartet ist mir ihre Gnade zu Theil geworden — ich fürchte, auch unverdient. Denn was kann ich dieser liebenswürdigen und hochherzigen Fürstin sein?"

„Ein Schutzengel, Frau Gräfin! Wie gut ist es für ein so lebhaftes Gemüth und eine so bewegliche Laune, wie sie die Königin besitzt, ein Wesen in ihrer Nähe zu haben, das immer ein edles Maß bewahrt und, wie die Sonnenuhr die richtige Stunde, stets in all' seinem Thun das Schickliche und Sittsame zeigt. Den Lehrmeisterinnen ist die Königin entwachsen, aber wer entwüchse je der Förderung und Läuterung, die ein edles Beispiel und tugendhafte Genossen auf uns ausüben? Das Leben ist eine Lernzeit, und wer niemals genug lernen kann, ist der König."

„Kaiserliche Majestät schätzen meine Tugenden zu hoch. Sie betrachten mich aus zu großer Entfernung. Schärfer betrachtet, sollen alle Sterne dunkle Flecken haben, wie viel mehr wir Menschen Schwächen."

„Gewiß, aber es kommt auf die Mischung der Elemente an. Ich zum Beispiel würde sehr unzufrieden mit der Schwermuth sein, die auf Ihrer Stirn und in Ihren Augen ruht, Frau Gräfin. Wie haben Jugend und Schönheit, so würde ich fragen, die Hoffnung aufgeben und sich in düstere Entsagung verirren können? Wenn Sie am Leben verzweifeln, weil ein Wunsch fehlschlug; oder eine Saite in Ihrer Seele zersprang, weil eine rauhe Hand zu heftig darauf spielte, was sollen dann Armuth und Elend thun? Der Königin aber zeigt Ihre Melancholie die Kehrseite ihres eigenen lustigen Daseins und mahnt sie an

eine ernstere Betrachtung der Dinge. Sie sehen, liebe Gräfin, ich schmeichle nicht. Wunderlich ist es nur, daß Ihr Gemahl eine ähnliche Rolle bei mir übernommen hat."

Renata war es, als säße sie auf einem Stuhl von glühendem Eisen. Wohin sich wenden, was antworten?

„Mein Gemahl . . ." stammelte sie tonlos.

„Erwarten Sie keine zweite Unvorsichtigkeit von mir. Der Name des Grafen Erbach macht hier alle Gesichter wie von Stein. Und warum? Eines Gerüchtes wegen, das eben nur die halbe Wahrheit wußte und die fehlende Hälfte mit einer Lüge ersetzte."

Die innere Bewegung war doch stärker als die anerzogene Hofsitte. Renata fuhr zusammen und erhob das sanft erröthende Gesicht hastig zu ihm.

Josef lächelte.

„Sie nehmen noch einen lebhaften Antheil an dem Grafen", meinte er schalkhaft.

„Wenn wir auch getrennt leben, er ist noch immer mein Herr und mein Gemahl."

„Man hat ihm seinen Besuch in Luciennes bei der Gräfin Dubarri verdacht, aber hat man sich die Mühe genommen, nach der Ursache dieses Besuches zu fragen? Muß denn Alles, was ich oder meine Freunde thun, gefährlich und verdächtig sein? Die Gräfin hatte einen hülflos auf der Landstraße daliegenden verwundeten Mann nach ihrer Wohnung geführt und dort gepflegt;

diesen Mann aufzusuchen, ging der Graf nach Luciennes. Daß er der Gräfin für die Rettung eines guten Menschen aus Lebensgefahr dankte, wer hätte es nicht gethan? Ich erzähle dies nicht, um den Grafen vor Ihnen zu rechtfertigen. Was Ihr Herz wider ihn beschwert, ist Ihr Geheimniß. Nur zeigt es sich an dieser kleinen Thatsache wieder, wie falsch wir außerordentliche Menschen beurtheilen, wenn wir an dem Schein ihrer Handlungen haften bleiben und nicht in die Tiefe derselben dringen. Vielleicht hat mich dies am mächtigsten zu dem Grafen hingezogen, daß er nach Josef von Habsburg von allen Cavalieren in Oesterreich der am ärgsten verleumdete ist. Freilich — thun wir Unrecht, wenn wir uns da einen Weg bahnen, wo noch keiner geebnet ist, wenn wir ein Feuer anzünden, wo bisher nächtiges Dunkel herrschte — in diesem Falle ist der Graf ein großer Sünder."

Er hatte, den Freund vertheidigend, in fliegender Hast und schöner Wärme geredet, nicht mit einem Athemzuge wagte ihn die Gräfin zu unterbrechen. Dies Lob des Mannes, zu dem sich ihre Gedanken immer wieder, jetzt in alter Liebe und jetzt in Furcht und Zorn, in Schmerz und Bitterkeit zurückwandten, aus dem Munde Josef's durchschauerte sie mit einem Gefühl des reinsten und höchsten Wohlbehagens. Alle Kränkungen, die sie von ihm erfahren, hatte sie vergessen, selbstlos freute sie sich an dem edlen Menschen-

bilde, das aus diesen Worten vor ihr auferstand. Den Kaiser aber machte nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem Erbach's beredt. Wie dieser im Kleinen, sah er sich im Großen verkannt. Die Eigenart seiner Natur setzte ihn überall absichtlichen und unabsichtlichen Mißdeutungen aus. Mit den Feinden und Neidischen vereinigten sich die ihm am nächsten Stehenden in dem Tadel seiner Gesinnungen und Handlungen. Diese wollten, Jene konnten ihn nicht verstehen. Dem Hergebrachten unterthänig, nur an das gemeine Maß der Dinge gewöhnt, erschraken sie über die Leidenschaft und Eigenwilligkeit eines groß angelegten Menschen, und wie sie seinen Geist fürchteten, mißtrauten sie seinem Herzen.

Renata war selbst ein zu fein besaitetes Wesen, um nicht ein Gehör für diesen unterdrückten Aufschrei des Herzens zu haben.

„Ein bedeutender Mensch", sagte sie, „gleicht einem Wanderer, der einsam, eine Fackel in der Hand, durch die Finsterniß der Nacht schreitet. Ihm erscheint im Besitz des Lichtes die Dunkelheit umher noch dunkler, als sie ist, und wer wiederum ihn sieht, hell umleuchtet aus der Finsterniß auftauchen, kann sich eines abergläubischen Grauens nicht erwehren. Erst allmälig erkennt man statt eines bösen Geistes einen guten Freund in ihm und freut sich des wohlthätigen Lichtes, das er bringt."

„Erst allmälig —“ meinte Josef träumerisch. „Ja wohl, wenn wir längst gestorben sind. Die Welteroberer liegen unter prächtigen Denkmälern begraben, wo aber sind die Gräber der Wohlthäter der Menschheit? In alle Winde ist ihr Staub verstreut! ... Wie natürlich ist es darum“, setzte er in gelassenerem Ton hinzu, „wenn die so Verkannten sich zusammenschließen. Die Fackel, die sie nach Ihrem schönen Bilde in der Hand tragen, wirft weithin ihren Schein und führt sie leicht zu einander. So bin ich zu dem Grafen Erbach gekommen.“

Unwillkürlich rückte Renata auf ihrem Sessel ein wenig zur Seite. Mußte er jetzt nicht des Carnevals in Venedig, des Zusammentreffens mit ihr in der Kirche zur heiligen Jungfrau erwähnen? Und noch eine schlimmere Erinnerung wurde in ihrem Geiste lebendig, die sie bisher als die Wirkung eines ängstlichen Traumes von sich abgewiesen hatte. Damals in Venedig, in schlafloser Nacht, mit ihrem Gemahl zerfallen, seine Eifersucht fürchtend, das Bild des Kaisers überall vor den Augen, und doch nicht wagend, ihn dem Grafen zu nennen, war sie aus einem unruhigen Schlummer durch Degengeklirr unter ihrem Balcon aufgeschreckt worden: es schien, als ob auf den Steinstufen, die von dem Portal des Palastes zu dem Canal niederführten, zwei Männer mit den Waffen aneinander gerathen seien. Verstört war sie aufge-

sprungen und hatte die Thür zum Balcon aufgerissen. Alles war still, sie eilte hinaus und beugte sich über die marmorne Balustrade. Sie konnte nichts gewahren, nur in einiger Entfernung glaubte sie auf dem Canal eine Gondel zu entdecken, die eilig das Weite suchte. Gern hatte sie Alles für eine Täuschung erklärt und sich bei dieser Erklärung beruhigt. Nun befiel sie ein namenloses Bangen, es möchte doch Wirklichkeit gewesen sein ... Kannte der Kaiser ihren Gemahl schon von Venedig her? Was würde er ihr gestehen?

Allein Josef berührte diese peinlichen Vorfälle nicht. Will er Dir oder sich selbst ein Erröthen ersparen? dachte Renata und horchte um so gespannter seiner Erzählung. Was sie nur halb oder in feindlicher Entstellung durch ihren Oheim von Corona's Flucht nach der Tannburg wußte, erhielt durch die Mittheilungen des Kaisers ein anderes, helleres Licht. Josef bemerkte bald den Eindruck, den seine heitere Darstellung jenes Abends auf sie ausübte, er gefiel sich darin, den Grafen in den Vordergrund seiner Geschichte zu stellen und durch viele kleine Züge die Liebenswürdigkeit seines Wesens, seinen edlen Sinn und die freigebige Großmuth seines Herzens hervorzuheben. Je weiter er in seiner Erzählung vorrückte, um so mächtiger erwies sich auf ihn der sanfte Zauber der Erinnerung an eine glückliche Stunde. Er sprach länger, ausführlicher, als er gewollt, und entführte auf

den Schwingen seiner Phantasie Renata nach jenem Schlosse, das sie so gut kannte, dessen Herrin sie dem Namen nach noch war, und das niemals traulicher, poetischer und geheimnißvoller, als ein Sitz der Liebe und Kunst in verschwiegener Waldeinsamkeit, auf der Höhe seines Berges, aus dem Dunkelgrün seiner Fichten vor ihr aufgeragt als in dieser Frist.

Im Nebensaal schwieg plötzlich die Musik, das Menuet der jungen Prinzessin war zu Ende.

„Und warum erzähle ich Ihnen diese Geschichte, Frau Gräfin?“ schloß Josef seine Erzählung. „Um Sie darauf vorzubereiten, daß ich Ihnen in den nächsten Tagen Ihre Verwandte Corona von Thurm vorstellen werde . . .“

„Corona ist hier, nicht im Kloster der Ursulinerinnen zu Prag?“

„Sie wissen nicht? Ach, ich vergaß, daß der Fürst Lobkowitz Ihr Oheim ist. Nein, sie ist nicht im Kloster. Diesmal sind die klugen Herren von dem Witz zweier Mädchen überlistet worden. Das Fräulein von Thurm hat sich nach Frankreich gerettet, eine andere Dirne . . .“

„Hedwig Rechberger?“ unterbrach ihn ahnungsvoll Renata, vor der sich jetzt ein schmerzliches Drama mehr und mehr enthüllte.

„Dieselbe“, entgegnete Josef mit gerunzelter Stirn. „Den Vater hat man ihr hinterrücks erschossen, sie selbst hält man jedem Recht zum Trotz in peinlicher

Gefangenschaft. Begreifen Sie nun, daß ich und der Graf zusammenstehen müssen? In ihm trifft man mich. Man verletzt sein Herz und beleidigt seine Ehre, um mich doppelt unter den Kränkungen meines Freundes leiden zu lassen . . ."

„Kaiserliche Majestät werden nicht glauben, daß ich auch nur durch ein unbedachtes Wort an all' diesen Thaten mitbetheiligt bin", sagte sie verwirrt, fast sprachlos über Alles, was sie gehört. Sie hatte die gefalteten Hände zu ihm erhoben und aus der Tiefe ihres Herzens kam ein geflüstertes Wort: „Ich hoffe, auch mein Gemahl denkt nicht so Arges von mir."

„Ich bürge Ihnen dafür", antwortete Josef.

Sein Gesicht leuchtete von dem Glanze seiner Zufriedenheit und Zuversicht, zwei gute Menschen einander wieder näher geführt zu haben.

Renata war aufgestanden, der Strom der Gesellschaft drang in diesen Saal zurück. Schon hörte man die Königin nach ihrem Bruder fragen.

Im Anblick der Gräfin war Josef einen Augenblick wie verloren.

„Sie können sich nicht selbst sehen, Renata", sagte er leise, seinem aufwallenden Gefühl nachgebend, „aber Sie sehen aus wie damals in der Kirche de' Frari. Sie haben die Augen meiner Isabella . . . O, warum müssen Sie, gerade Sie mich an ein unwiederbringlich verlorenes Glück mahnen!"

Schon ging er der Königin entgegen. Renata bedeckte ihre Augen mit der Hand; es war ihr, als müsse sie dieselben schließen, um nicht wie eine Nachtwandlerin, deren Namen man gerufen, in die Tiefe zu stürzen. Durch ihre Hand hindurch gähnte diese Tiefe sie an und wurde vor ihrem Blick immer finsterer, immer unermeßlicher. Welch' ein unheilvolles Geschick war doch das ihre, in der sonst so ruhigen und klaren Seele eines solchen Mannes auch nur den leisesten Widerstreit zwischen Freundschaft und Liebe zu erregen!

Siebentes Capitel.

Seit langer Zeit hatten die Unbeschäftigten und Neugierigen, die Müßiggänger und Schwätzer von Versailles nicht so viel Vermuthungen und Geschichten mit einander auszutauschen gehabt, als am Tage, der dem Feste der Königin folgte. Das Theater, der Philosoph von Ferney und die Amerikaner, um die sich die Unterhaltung in einem ermüdenden Kreise gedreht, waren von anderen Dingen, anderen Gestalten abgelöst worden. Von dem Toilettenzimmer der Königin durch alle Galerien und Vorsäle bis zu den entlegensten Dachkammern der niedrigsten Dienerinnen machte das Abenteuer der Gräfin Dubarri die Runde. Es fehlte nur noch, um das Ganze zu krönen, daß man sie als Gespenst in den Corridoren spuken ließ. Alles, was sonst an jenem Abende die Aufmerksamkeit erregt, trat vor dieser Begebenheit zurück, oder wurde in irgend eine Beziehung zu ihr gesetzt. Der Kaiser und der Marchese, der Graf Erbach und Renata warfen von verschiedenen Punkten Licht auf die Gräfin. In

den kühnsten Erfindungen erging sich der geschäftige Geist der Verleumdung. Wäre es nur möglich gewesen, die Bäume im Park von Trianon um ihre Geheimnisse zu befragen! Sie aber schwiegen, und die Stimmen, die in ihren Wipfeln rauschten, blieben den Hofleuten unverständlich.

Die Königin fühlte sich von dem Vorgange unangenehm berührt und hatte den Befehl gegeben, strenges Stillschweigen darüber zu bewahren. Ein Befehl, von dessen Nutzlosigkeit sie um so gewisser überzeugt war, je weniger sie sich selbst durch ihn gebunden hielt. Nur das Nachforschen gewann dadurch eine größere Heimlichkeit. Das war ein Wispern, ein Köpfe-Zusammenstecken, als wenn es sich um eine Verschwörung, eine Waffensendung an die Nordamerikaner gehandelt hätte, welche dem englischen Gesandten Lord Stormond verborgen bleiben sollte! Der Einzige, der dem Befehle gehorchte, war Robert Aremberg. Er, der die sicherste Kunde hätte geben können, war der verschwiegenste von Allen. Entweder hat er Unglück im Spiel gehabt, oder ein schönes Mädchen hat ihn schnöde abgewiesen, sagten seine Freunde. Er sieht so mürrisch und verdrießlich aus, als wäre ihm das zum ersten Male in seinem Leben geschehen. Allein der Verdruß und die Düsterkeit Aremberg's hatten tiefere Ursachen. Nach den Begriffen eines Edelmanns von ritterlicher Ehre konnte der Streit zwischen ihm und Erbach nur

durch einen Zweikampf geschlichtet werden. Auch war Aremberg, als er sich vom Markte entfernte, dazu entschlossen gewesen, schon am nächsten Morgen hatte er dem Beleidiger eine Herausforderung zusenden wollen. Was war ihm ein Zweikampf! Er war bisher zu einem Duell in einer so heiter übermüthigen Stimmung wie zu einem Feste gegangen und hatte noch in allen, die er durchgefochten, das Glück auf seiner Seite gehabt. Jetzt beschlich ihn eine bis dahin ungekannte Todesfurcht — unbegreiflich, denn es war nicht Erbach's Degen, vor dem er zurückschrak, sondern ein Anderes, Namenloses, das hinter Erbach zu stehen schien und ihn wie mit Grabeshauch anwehte. Er brachte eine schlaflose Nacht zu. Je unheimlicher und drohender ihm sein Gegner wurde, desto höher wuchs der Haß gegen ihn in seinem Herzen. Schon dachte er nicht mehr daran, mit dem Degen Rechenschaft von ihm zu fordern. Zu anderen Mitteln, sich Genugthuung zu verschaffen, griffen seine Gedanken. Nur ein qualvolles Leiden, ein langsamer Untergang des Verhaßten konnte seine Rachsucht befriedigen. Alle schlimmen Leidenschaften erhoben ihre Häupter. Hefte dich an seine Fersen, zischelten sie, erspähe seine Geheimnisse, triff ihn an seiner empfindlichsten Stelle. Jedes Leben hat einen Todfeind, er ist der deinige. Hier gilt nicht die Frage: was hat er dir gethan? Hier gilt nur die Wahl, ob du oder er? Auf dem

Herzen Aremberg's lag es wie eine schwere, unförmliche Last, neben ihm schritt unsichtbar die Furcht einher; durch die Vernichtung Erbach's hoffte er beider ledig zu werden.

Zunächst aber wurden für Versailles von den guten Genien dieser goldenen Tage fröhlichere Ueberraschungen vorbereitet, als die tragischen, die Robert in seiner entflammten Leidenschaft träumte. Das farbenschimmernde, blüthenduftige arkadische Schäferspiel dieser buntgeputzten Cavaliere und Edeldamen sollte nicht durch den Grimm und die Bosheit eines Einzelnen getrübt oder gar gestört werden. Als seine Stunde kam, zerschlug es unbarmherzig die Faust eines Riesen ... die Hände von fünfundzwanzig Millionen in eine einzige Faust verwandelt. Diese Mücken im Sonnenschein wußten nicht, welchem Ende sie in thörichtem Spiele zugaukelten; wohl erhob sich zuweilen in dieser lustigen Maskerade die Stimme der Kassandra, aber wie in Troja Kassandra, war in Versailles Jocelyn de Rochefort nur ein Verrückter.

Der Majordomus des Marchese Val' Ombrone hatte die Hände vollauf zu thun, ja, wenn seine Füße auch hätten schreiben oder gar reden können, würden sie an diesem Tage ebenfalls genügende Beschäftigung gefunden haben. Einen Kaiser bei sich empfangen, ist keine Kleinigkeit, und wie zierlich und anmuthig, mit einem leisen Anstrich grotesker Seltsamkeit, auch das

kleine Schloß bei Bougival sich ausnahm, so gab es doch überall zu reinigen, zu bessern und zu putzen. Mit tiefem Bedauern hatte der Marchese nach langer Ueberlegung den Bau einer großen Triumphpforte am Eingang seines Hauses aufgegeben. Seine Neigung für das Stattliche, verbunden mit seiner Eitelkeit, auch als Baumeister zu glänzen, bestanden einen heftigen Kampf mit den Bedenklichkeiten, welche die Klugheit heraufbeschwor. Denn, Alles wohlbedacht, pflegte der Kaiser in allen Aeußerlichkeiten streng sein Incognito beizubehalten, er duldete die Ehrenbezeigungen, die ihm bei seinen Besuchen in den öffentlichen Gebäuden erwiesen wurden, aber sie verursachten ihm mehr Pein als Vergnügen. Eine Triumphpforte aber konnte ein Marchese Val' Ombrone nur einem Kaiser errichten, der überall kaiserliche Ehren beanspruchte. Nicht den Besuch Cäsar's, den Besuch des Grafen Falkenstein hatte ihm Josef angekündigt, es hätte jede feinere Rücksicht und Höflichkeit verletzt, wenn der Wirth seinem Gaste nach eigenem Belieben eine höhere Stellung gegeben hätte. Mit einem Seufzer ließ der Marchese den Bau der Triumphpforte fallen und begnügte sich mit einer Blumen- und Blätterguirlande, in deren Mitte, unter einem Lorbeerzweige, künstlich von Blumen gebildet, die Inschrift prangte: Josepho secundo, principi optimo maximo; wobei es der Ansicht des Lesers überlassen blieb, das princeps einfach als Herr und

Fürst, oder mit tieferer Kenntniß des Alterthums als Erster und Hervorragendster zu deuten.

Hiemit ist jedoch nur eine der vielen und mannichfachen Sorgen, Erwägungen und Beschäftigungen berührt, welche den Marchese an diesem Tage so ganz in Anspruch nahmen, daß er darüber seiner Sängerin nachzufragen beinahe vergaß. Er wußte sie sicher im Pavillon von Luciennes geborgen, und es war ihm im Grunde erwünscht, sie bei all seinen Anordnungen, Vorbereitungen und Umkehrungen nicht im Hause zu haben. Er hätte ihr dann Rede und Antwort stehen, ihre Zweifel aufklären, ihr erschrockenes Gemüth beruhigen müssen. Nicht nur von diesen Störungen rettete ihn ihre Abwesenheit, er traute auch dem Unerwarteten die günstigste Wirkung auf ihr Talent zu. Der Künstler übertrifft sich selbst, sagte er, wenn es sich um sein Sein oder Nichtsein handelt. Wenn sie plötzlich hört, daß sie vor dem Kaiser singen soll, wird sie so himmlisch singen wie damals in Nürnberg.

Diese Hoffnung mochte dahingestellt bleiben, aber einen anderen Dienst leistete der Marchese Corona, indem er sie nicht aus ihrer stillen Träumerei riß und dem Verkehr mit der Gräfin entzog. Unter den Linden von Luciennes verklangen so die letzten Schwingungen des nächtlichen Abenteuers. Das Fest, die Flucht, das Wiedersehen mit Paul Erbach — was hatten Jeanne und Corona sich nicht zu sagen, zu wiederholen

und stets aufs Neue in allen Einzelheiten auszumalen!

Im Hause der Blanchard's hatten sie noch eine Weile wie betäubt und sprachlos von ihrem athemlosen Gange, von dem Streit der Männer auf dem Markte, dagesessen. Die alte Madelaine war sorglich um sie bemüht. In Erinnerungen an ihre Tochter verloren, betrachtete sie die beiden flüchtigen Frauen mit erhöhtem Mitleid. Das Schicksal, das ihre Sophie ereilt, hatte auch diesen beiden jungen Frauenzimmern gedroht: in die Hände adeliger Wüstlinge zu fallen. Darüber waren auch die Männer in das Gemach zurückgekehrt. Rochefort's tolle Laune erstarb gleichsam in dem Wehen dieser Luft. Er setzte sich in die dunkelste Ecke und schloß die Augen, theilnahmlos wie ein Schlafender oder ein Tiefsinniger. Die Erste, die jetzt das Wort wieder fand, war die Gräfin Dubarri. Hastig, im Flüsterton theilte sie Erbach mit, was geschehen, sie stelle sich mit ihrer Begleiterin in seinen Schutz. Die Damen sobald als möglich aus der Stadt nach Luciennes zu schaffen, schien unter diesen Umständen das Räthlichste. Wagen und Pferde Erbach's waren im Hause; der Kutscher war freilich mit den anderen Dienstleuten nach Trianon gegangen, aber Fritz traute sich zu, die Pferde anzuspannen und den Rosselenker zu spielen. Franz war gleich bereit, ihm hilfreich zur Hand zu gehen, und während die jungen

Männer in den Hof eilten, sprach Erbach den Frauen Muth ein, tauschte mit Corona einen jener Blicke des Einverständnisses, welche inmitten einer dumpfen und gleichgültigen Welt eine Zauberbrücke vom Herzen zum Herzen schlagen, und beruhigte die Gräfin über alle Folgen, welche sein Streit mit dem Grafen Aremberg haben könnte.

„Fertig!“ hatte dann Franz in das Zimmer gerufen.

Die gute Alte nöthigte den Frauen ein Glas warmen Weines auf, den sie inzwischen bereitet.

„Wollen Sie uns begleiten?“ rüttelte Erbach den Vicomte auf.

Jocelyn öffnete die Augen und starrte blöde umher.

„Ich hatte eine Erscheinung“, sagte er, „es ist mir, als wäre eine bisher verschlossene Thür in meinem Gehirn aufgethan worden ... Würde man sein Leben anders einrichten, wenn man es von vorn anfangen könnte? Unterließen wir gewisse Handlungen, wenn wir ihre Folgen übersähen?“

„Jetzt ist auch Zeit zum Philosophiren“, antwortete ärgerlich Erbach und führte die Damen hinaus. Dann waren sie langsam aus dem Hofthor und durch die Stadt gefahren. Hinter sich her hörten sie den Vicomte singen. Als sie die mit Kastanien bestandene Fahrstraße erreicht hatten, war er zu Fritz auf den Bock gestiegen und hatte die Zügel ergriffen. Donnernd

sauste der schwerfällige Reisewagen durch die stille Nacht; zuweilen schrieen bei der raschen Fahrt, so oft die Räder an einen Stein stießen, die Frauen ängstlich auf, aber sie kamen ohne Unfall nach Luciennes. Darauf, als sie die Damen in Sicherheit wußten, hatten die Männer den Heimweg angetreten. Erbach verlangte, daß Fritz fortan bei ihm wohne . . .

Während der Fahrt waren zwischen den Insassen des Wagens nur wenige Worte einsylbig und kurz gewechselt worden, zu sehr standen Corona und Jeanne noch unter dem Eindruck der Gefahr, die über ihnen geschwebt hatte. Erbach vermochte eine peinliche Empfindung darüber nicht zu ersticken, daß Corona's Verbindung mit der Gräfin immer enger uud inniger ward. Nicht für sich, aber für das junge Mädchen war er voll Sorge und Vorurtheil. Dem Manne scheint es das Schicksal zu erlauben, die Schranken der Sitte zu durchbrechen oder sich über sie emporzuschwingen, denn jederzeit bleibt ihm die Rückkehr zu ihr offen. Hat sich aber ein Weib durch Leidenschaft oder Zufall verleiten lassen, über den enggezogenen Kreis seines Daseins einmal hinauszuschreiten, gleich ergreifen boshafte Mächte die Arme und entführen sie, ihrem Widerstand zum Trotz, weit und weiter von der Stelle, auf der zu stehen ihr bestimmt ist. Schon ehe sie in dem Tumult eines freien, nicht durch die Sitte, sondern durch ihren Willen bestimmten Lebens das

Gleichgewicht ihres Gemüths verloren hat, verschließt sich ihr der Weg zur Rückkehr in die geordneten Verhältnisse. Nur durch ein Wunder kann sie ihn wiederfinden. Mit der Flucht aus dem Hause ihrer Großmutter war Corona dem Bann der finsteren Mächte verfallen. Alle Versuche der Freundschaft, sie dem Irrsal zu entreißen, hatte das Geschick vereitelt. Wird dem Kaiser gelingen, was Dir mißlang? fragte sich Erbach.

Corona war zu jung und zu arglos, um ähnliche Betrachtungen anzustellen. Sie wußte von der Gräfin Dubarri nichts Schlimmes. Nur mit freundschaftlicher Achtung hatte der Marchese von ihr gesprochen, damals hatte sie zuerst den Namen gehört. Jeanne's Lustigkeit im Garten zu Trianon hatte sie einen Augenblick verletzt, aber sie erklärte sich so natürlich! Die Gräfin kannte Fritz Buchholz, sie glaubte sich beobachtet und hoffte die Späher irrezuführen, wenn sie sich ganz wie ein Mädchen aus dem Bürgerstande gab. Jedes Bedenken, das etwa in Corona's feinfühliger Seele gegen Jeanne aufsteigen mochte, wurde durch eine stärkere Lebenssympathie beseitigt. Ein Verständniß ihrer gegenseitigen Bedürfnisse und Launen, eine wohlthuende Wärme der Empfindung gab ihrem Verkehre Reiz und Schwung. Die Eine wirkte auf die Andere wie Sonnenschein auf eine Blume. Diese junge Freundschaft, die keine Woche alt war, hatte nun überdies schon ein

Abenteuer, eine gemeinsam überstandene Gefahr in ihr Buch zu zeichnen. Wie viel Gründe zu Herzensoffenbarungen, zu Schwüren unverbrüchlicher Treue am folgenden Tage, wo alle Schrecken der vergangenen Nacht mit dem Uebermuth der Jugend und des Leichtsinns weggelacht wurden! Vorsichtig hatte die Gräfin dem Neger den strengsten Befehl ertheilt, Niemand über die Schwelle des Pavillons zu lassen, sie wollte diesen Tag ausschließlich ihrer neuen Freundin angehören und Alles von sich entfernt halten, was vor Corona's unschuldigen Augen auch nur den leisesten Schatten auf sie werfen konnte.

Am Abend holte dann der Wagen des Marchese das junge Mädchen nach Bougival ab. Die Veränderungen im Hause und das zerstreute Wesen Ippolito's entgingen ihr nicht, aber sie fragte nicht viel danach, als der Alte ihre ersten Ausrufe der Verwunderung, geheimnißvoll den Finger auf den Mund legend, abwies. Da sie selbst ein Abenteuer zu verbergen hatte, so war sie geneigt, die Heimlichkeiten eines Andern zu schonen.

Der neue Morgen brachte ihr die große Ueberraschung und Aufklärung. Früher als sonst hatte sie der helle Frühlingssonnenschein geweckt und in den Garten gelockt. Bewundernd sah sie Ippolito, der ebenfalls zu den Langschläfern gehörte, vor seinem Werke, dem blumengeschmückten Portale, stehen. Ein

„herrlich, prächtig, erhaben!“ nach dem andern, das er halblaut vor sich hinmurmelte, gab von seiner Zufriedenheit Zeugniß. Zuweilen legte er die eine Hand auf sein Herz und erhob die andere in pathetischer Bewegung zum Himmel. Was sind alle Genüsse und Ehren dieser Erde gegen das freudige Bewußtsein eines Künstlers!

„Was habt Ihr, Maestro?“ fragte Corona lustig und hielt ihm, von hinten kommend, mit den Händen die Augen zu. „Seht Ihr in den Wolken eine Göttin? Und für wen habt Ihr die schönen Kränze dort aufgehängt? Für Antonio Rossi, den Ihr erwartet? Oho, macht mich nicht eifersüchtig!“

Maestro — Corona konnte Val' Ombrone keinen Namen geben, der ihm mehr geschmeichelt hätte.

„Ist das Herzchen neugierig?“ antwortete er, sich sanft von ihren Händen befreiend. „O, es ist eine merkwürdige, wunderbare Sache! Und doch wieder gar nicht merkwürdig, wenn ich bedenke, daß es sich um eine so göttliche Sängerin, wie Ihr seid, und um den Marchese Ippolito de Val' Ombrone, der ich bin, handelt. Aber aufgepaßt, Püppchen! Kommt einmal her! So, damit Euch die Sonne nicht in die Augen scheint! Könnt Ihr lesen!“

Staunend las Corona die Blumeninschrift über dem Portal: „Josepho secundo, principi optimo maximo . . .“

Der Marchese war ganz in die Betrachtung seines Werkes versunken.

„Josepho secundo“, wiederholte er. „Klänge es nicht besser: Josepho ordine imperatorum secundo, humanitate primo?“

„So laßt doch die Thorheiten!“ rief Corona. „Der Kaiser will zu Euch kommen? Ach“, und sie sagte hingerissen die Verse Racine's, die Berenice zu Titus Ruhm spricht:

> „In welchem Dunkel er durch Schicksalsschluß geboren,
> Ihn sehend, hätt' die Welt zum Herrn ihn sich erkoren!“

„Brava“, klatschte der Marchese in die Hände und hüpfte einen Schritt zurück, „brava! Sag' ihm das, wenn er über unsere Schwelle tritt! In der Stellung einer Muse, Liebchen! Einen Kranz im Haar! Ich habe eine Statue im Museum des Papstes gesehen, die Dir glich. Aber sie hatten ihr die Nase abgeschlagen, die gothischen Barbaren! Du wirst viel schöner sein, denn Du bist lebendig und kannst singen!“

Und nun machte er ihr die Stellung vor, die sie einnehmen sollte, und declamirte mit rollenden Augen und tragischem Schwunge der Hand:

> „Dans quelqu' obscurité que le sort l'eût fait naître,
> Le monde, en le voyant, eût reconnu son maître!“

„Das ist gut! Das ist schön!“ setzte er mit stolzem Eigenlob nach dieser Kraftanstrengung und Talentprobe

hinzu, während Corona sich vor Lachen ausschütten wollte. „Voltaire könnte es nicht besser machen!“

„Ja, aber sagt mir doch nur, was bedeutet das Alles? Hat denn der Kaiser mit Euch geredet?“

„Viel hat er mit mir geredet. Er hat mich den ersten Musikkenner Europa's genannt. Dann hat er nach Dir gefragt; alle diese stolzen Damen in Trianon sind neidisch auf Dich, sie zwitschern wie die Spatzen, und Du singst wie eine Nachtigall. Heute wird er sein kaiserliches Haupt unter unseren Bäumen von den Sorgen der Regierung ausruhen lassen, patulae recubans sub tegmine fagi, und Du wirst ihm ein Lied singen, melodischer, als jemals die Nymphen des Virgil gesungen haben!“

„Ich soll vor dem Kaiser singen?“

„Du wirst Dich doch nicht fürchten? Schon im Voraus ist er begeistert für Dich! Ein Kaiser, Herzchen, denke nur, ein Kaiser! Mit steigender Theilnahme hörte er meiner Erzählung, wie ich Dich gefunden, zu.“

„Ihr habt ihm erzählt, Maestro . . .?“ fragte sie.

„Er hat es verlangt und ich mußte gehorchen, er ist mein Herr und Kaiser. Aber was ist Dir? Du hast die Augen gesenkt, Du weinst doch nicht gar?“

„Ihr seid ein Narr gewesen, Maestro! Ich will zu Gott bitten, daß Ihr für Eure Dummheit nicht zu hart bestraft werdet. Nun werde ich mich schmücken,

damit Ihr mit Eurer Schülerin Ehre einlegen könnt, Maestro! Ich fürchte, es ist zum letzten Male!"

Damit eilte sie in das Haus; verdutzt sah ihr der Marchese nach.

„Glaubt die Thörin, der Kaiser werde gleich in seinem Wagen mit ihr nach Wien kutschiren?" murmelte er.

Dennoch konnte er sich einer unbestimmten Bangigkeit nicht erwehren, als einige Stunden später der Wagen Josef's vor dem äußeren Thor der Gartenmauer hielt.

Der Kaiser kam nicht allein, der Graf Erbach begleitete ihn. Auf der Stirne Josef's lag eine leichte Wolke.

„Was beginnen wir mit dem Kinde?" hatte er während der Fahrt Erbach gefragt. „Der alte Graf Thurm, hat mir gestern die Kaiserin in einem Briefe gemeldet, liegt zu Mailand auf dem Todbett. Der Aerger über seinen ungerathenen Sohn und die Flucht seiner Tochter mag seinen Zustand verschlimmert haben. Ich kann dem armen Geschöpf nicht als erste Begrüßung und Angebinde diese Unglücksnachricht bringen. Freilich macht sie der Tod des Vaters in gewisser Beziehung frei und gibt mir als ihrem natürlichen Schirmherrn ein größeres Recht, in ihr Leben bestimmend einzugreifen, aber meine Verantwortlichkeit wird auch um so größer."

Erbach hatte ebenso wenig einen Vorschlag, der zugleich Corona's Schicksal gesichert und ihren Neigungen entsprochen hätte, zu machen gewußt. Wenn sein Herz von dem Augenblicke an, wo er Corona wiedergesehen, nicht immer entscheidender in Alles hineingeredet hätte, was sie betraf: sein Verstand würde zu dem ursprünglichen Plane gerathen haben, Corona in die Hände seiner Gattin zu geben, Bande der Freundschaft und Verwandtschaft knüpften sie an einander: in der Obhut einer Frau, deren Tugend und Sittsamkeit nie ein Hauch der Verleumdung zu berühren gewagt, würde das unvorsichtige ausgelassene Mädchen sanft und allmälig jeder neuen Versuchung enthoben, von ihrem Irrwege zurückgeführt werden. Aber Erbach hatte sich wohl gehütet, den Kaiser an diesen Plan zu erinnern, froh, daß er selbst ihn vergessen zu haben schien. Seine Neigung für Corona war schon so selbstsüchtig geworden, daß er nur noch seinen Vortheil, nicht mehr den des geliebten Gegenstandes berücksichtigte.

Am Eingang des Thores, in seiner prächtigsten Staatskleidung, in der die römischen Patricier an den Galatagen dem Papste ihre Huldigung darbringen, empfing der Marchese seine Gäste. Der wunderliche Garten, ganz im Styl Ludwig's XIV., und die noch wunderlichere Weise des Hausherrn, zuletzt die Blumen-

guirlanden mit ihrer stolzen Inschrift stellten die gute Laune Josef's bald wieder her.

„Es wird der Göttin des Hauses nicht leicht gemacht", sagte er, „so viele Schönheiten und Artigkeiten zu übertreffen, Herr Marchese. Sie haben uns mit Anmuth und Schmeichelei so verwöhnt, daß Ihre Sängerin uns nichts Besseres mehr bieten kann, außer in ihrer Stimme. Denn eine Nachtigall habe ich hier noch nicht gehört."

Erbach äußerte nur selten ein Wort, schweigend, mit jener tiefen Theilnahme des Liebenden, die selbst in ihrer Freude einen schwermüthigen Zug hat, betrachtete er Alles. In diesen Laubgängen war sie auf- und niedergeschritten, auf dieser Bank hatte sie gesessen, dort lag das Tempelchen, in dem Fritz sie gesehen, in jenem Hause hatte sie all die Zeit über gewohnt, wo er sie hinter düsteren Klostermauern vergraben geglaubt. Sollte er sie diesem Frieden, dieser lieblichen Einsamkeit entreißen?

Durch die Reihe der glänzend ausstaffirten Diener waren sie in den Saal des Hauses im Erdgeschoß getreten. Hier sollte ihnen feierlich Corona entgegenkommen, eine Anrede halten und dem Kaiser einen Lorbeerkranz überreichen. Als sie aber den Freund an der Seite des Fürsten sah, vergaß sie ihre Rede, warf den Kranz bei Seite, und ein Knie vor Josef beugend, jetzt den Kopf senkend und ihn gleich darauf

wieder in schalkhafter und kindlich rührender Bewegung erhebend, sagte sie:

„Gnade, mein Kaiser, Gnade!"

„Haben wir den scheuen Vogel endlich gefangen", entgegnete er, sie aufhebend und vorführend. „Endlich! Wildes Fräulein, Ihr habt mir und meiner Frau Mutter viel zu schaffen gemacht. Die Thurms sind immer ein trotziges Geschlecht gewesen, und Ihr seid nicht aus der Art geschlagen."

Wie gelähmt hingen dem Marchese die Arme am Leibe herunter. Was war das? Der Kaiser kannte seine Sängerin, er nahm sie wie ein Fräulein aus dem vornehmsten Adel auf! Hätte sich der arme Ippolito in einem Spiegel betrachten können, er würde über seine Aehnlichkeit mit Pantalon, dem ewig Betrogenen und Genarrten in den venetianischen Comödien, erschrocken gewesen sein.

Paul hatte Mitleid mit ihm, und seine Hand ergreifend, sagte er leise:

„Herr Marchese, seien Sie meines Dankes versichert. Nie werde ich vergessen, daß sie meiner Base in schlimmen Tagen ein väterlicher Freund waren. Sie haben gehandelt, wie der Ritter ohne Furcht und Tadel."

In eiligen Worten theilte er dem noch immer stumm dastehenden Marchese die Geschichte Corona's, so weit er es in dieser Lage für geboten hielt, mit.

Sein Bericht sollte indeß eine ergreifende Unterbrechung erfahren.

Corona hatte dem Kaiser ihr Bekenntniß abgelegt, und mit einer schönen stürmischen Wallung warf sie sich an die Brust Ippolito's.

„Dieser Mann hat mich gerettet!" rief sie. „Als ich in meiner Verlassenheit und Noth Gott um Hülfe anflehte, schickte er mir den Retter aus der Tiefe des Waldes. Mein ganzes Leben werde ich ihm dankbar sein."

Dem wahren Hofmann verbietet es der Anstand, vor Kaisern und Königen seinen Gefühlen einen allzu starken Ausdruck zu geben; im Gegentheil, bei allen Vorkommnissen eine gleichmäßige, von übertriebener Heiterkeit wie von düsterem Trübsinn gleich weit entfernte Ruhe im Gesicht und in der Haltung zu bewahren, ist das Merkmal eines vollendeten Hofcavaliers. Diesmal aber, unter der Umarmung Corona's, liefen dem alten Marchese die Thränen über die gefurchten Wangen, er stammelte, er jauchzte, er fing vor Entzücken zu singen an und versuchte sogar mit seiner süßen, für ihn leider zu schweren Last im Gemach umherzutanzen.

„O Töchterchen!" sagte er zwischen Schluchzen und Lachen. „Was für ein Leben wollen wir nun führen! Du sollst den abscheulichen Gluck singen, so viel Du willst! Von der Clemenza di Tito bis zur Armida, alle Opern, alle Arien dieses deutschen Barbaren!

„Wenn ich nur Deine Silberstimme höre, Deine Augen sehe!“

In seinem Freudenrausch hatte er die Anwesenheit des Kaisers vergessen: erst als die Möglichkeit, Corona zu verlieren, vor ihm auftauchte, war es ihm an dem Zucken seines Herzens klar geworden, wie er sein Dasein schon so ganz von diesem liebenswürdigen Geschöpf abhängig gemacht hatte, daß eine Trennung von ihr ihm schmerzlich und grausam wie der Tod dünkte. War die Verlassene am Saum des wilden Waldes, die von Allen Aufgegebene nicht sein Kind? Wer hatte ein näheres Recht auf sie? Ihre Eltern etwa, die sie durch ihre Strenge zur Flucht getrieben? Ihre Anverwandten, die sich nicht um sie bekümmert? Daran mochte er nicht denken, daß er selbst sorgfältig jede Spur verwischt hatte, die zu einer Entdeckung der Entflohenen hätte führen können. Jetzt fühlte er den Muth der Löwin in sich, die ihr Junges vertheidigt.

Corona fand zuerst Besinnung und Gleichgewicht wieder. Sie entzog sich den Armen des Marchese und hielt ihn lachend am Schoß seines Rockes fest, da er noch immer nicht geneigt schien, seine Tanzpas einzustellen.

„Der Kaiser“, flüsterte sie.

Wie verzaubert stand der arme Ippolito, er wußte kein anderes Mittel, sich aus seiner Verlegenheit zu

reißen, als krampfhaft den goldenen Griff seines Staatsdegens zu umfassen.

„Giebt es ein schöneres Schauspiel als das glücklicher Menschen?“ begütigte ihn Josef. „Sie haben mir das Herz aufs Innigste erfreut, mein lieber Marchese. Wir Fürsten bekommen meist nur die Masken, selten die Menschen zu sehen. Wie sehr sind wir darum Denen verpflichtet, die sich uns einmal ohne Larven, in ihrer wahren Gestalt zeigen. Wenn wir Beide vor dreihundert Jahren gelebt, würde ich Sie zum Ritter geschlagen haben, so“ — und er umarmte den Bestürzten und Beglückten — „kann ich Ihnen nur durch diese Berührung das Gefühl und die Hochschätzung ausdrücken, die Sie mir einflößen.“

Damit sich das Gemüth sanft wieder beruhige, bat er darauf den Marchese, ihn und den Grafen Erbach im Hause umherzuführen.

Im Musiksaal mußte Corona einige Arien singen, und der Alte begleitete sie mit vieler Kunst auf dem Clavier. Zuweilen, wenn sie ihm nicht zu Dank eine schwierige Stelle vortrug, schüttelte er zornig mit dem Kopfe, drohte ihr mit den Augen und murmelte seine italienischen Flüche zwischen den Zähnen; gelang ihr aber ein Ton besonders gut, blickte er zu dem Kaiser mit verklärtem Antlitz hinüber und sagte:

„Sie ist ein Engel!“

In dieser Zwischenzeit reifte auch Josef's Entschluß.

„Nach solchem Gesange", sagte er, „darf man das Fräulein wohl kaum mehr fragen, welchen Lebensweg sie sich vorgezeichnet hat. Wer ein so großes Talent besitzt, der entwächst gemeinen Verpflichtungen. Schwierigere Aufgaben hat er zu erfüllen, als die Masse der Sterblichen. Und wir Anderen sollen ihm nach unserer Kraft die Bahn ebnen, damit er, von irdischen Sorgen nicht gehemmt, sein hohes Ziel erreiche. Nicht wahr, Sie wollen eine berühmte, eine angestaunte Sängerin werden?"

Schamhaft erglühend stand Corona, aber ihre Augen blickten frei und kühn zu Josef auf.

„Ich hab' hier etwas im Herzen", antwortete sie, „das will heraus, Majestät, und es ist ganz vergeblich, daß ich die Hände darauf presse und ihm Schweigen gebiete. Ich bin ein Vogel, lassen Sie mich singen und fliegen."

„Hier hat also der Kaiser in Wahrheit sein Recht verloren", meinte Josef lachend. „Nun, Herr Marchese, ich vertraue Ihrem Schutze noch länger die Gräfin Corona von Thurm an. Sie sind ein Edelmann von so altem Adel wie ich und haben dem Kinde die Güte eines Vaters bewiesen, Sie werden in jedem einzelnen Falle am besten wissen, was sich für die Gräfin schickt, was nicht. Ihr ist nicht Alles erlaubt, was ihr ungestümer Wille begehrt, wozu selbst ihre Kunst sie berechtigt. Sie ist ihren Verwandten, sie ist meiner

Mutter, der Kaiserin, Rücksichten schuldig. Genug, ich vertraue Ihnen. Die Neigung des Mädchens wird sich befriedigen, seine außerordentliche Begabung ausbilden lassen, ohne die Gefühle und Anschauungen Derer schroff zu verletzen, die ihr nun doch einmal die Nächsten sind. Was ich stets geglaubt habe, bestätigt sich mir wieder: für den Künstler wäre es das Beste, allein in der Welt zu stehen. Nur der kann sich frei entwickeln und seine Empfindungen zu immer reinerer Gluth läutern, den keine Familienbande und keine Rücksichten hemmen. Nicht Vater noch Mutter, nicht Weib noch Kind! Aber das sind Träumereien; wir liegen alle in Banden. Damit sich unser Schützling bei Zeiten daran gewöhne, wollen wir ihn gleich der besten und der strengsten Gesellschaft empfehlen. Kommen Sie, mein lieber Marchese, ich werde Sie und Ihre Pflegetochter meiner Schwester, der Königin, vorstellen."

Der Königin! Corona mußte sich an der Lehne eines Sessels festhalten. War es Freude? War es ein Erbangen ihrer Seele? Eine Weile blieben Erbach und Corona allein, der Kaiser war mit dem Marchese aus dem Saal gegangen.

„Bist Du zufrieden?" fragte er.

Sie sah ihn an und wollte antworten: Du bist es nicht; so umwölkt war sein Gesicht. Darüber schwieg sie und streckte ihm nur ihre Hände entgegen,

damit er sie ergreifen und sich versichern könne, daß sie noch in seiner Nähe und in seinem Besitze sei. Er zog sie an sich und sagte:

„Nun wirst Du Renata wiedersehen . . .“

„Ich liebe sie nicht mehr, weil sie Dir weh gethan hat.“

Paul wendete sich ab.

„Was hast Du?“ fragte sie ängstlich.

„Wenn Du mir jemals entschwinden solltest, schöner Stern!“

„Bin ich doch aus dem tiefsten Dunkel wieder emporgetaucht!“

„Ach, weißt Du nicht, daß nicht die Finsterniß, sondern der Sonnenschein die Sterne für uns unsichtbar macht?“

Ein Unausgesprochenes, Unaussprechliches schwebte zwischen ihnen auf und nieder: unaussprechlich, denn in ihr rang ein Gefühl, dessen sie sich noch nicht in voller Klarheit und Gewalt bewußt war, mit dem Ehrgeiz und den Hoffnungen einer aufstrebenden Künstlerin; ihm drängten Ehre und Ritterlichkeit jedes voreilige Wort der Leidenschaft von den Lippen in die Tiefe des Herzens zurück.

„Graf Erbach!“ rief aus dem Nebenzimmer der Kaiser.

Eine Minute genügt, daß zwei Seelen in einander fließen; aber ist sie ungenützt vorübergerauscht, welche Zeit brächte ihren Verlust wieder ein?

Der Augenblick des Aufbruchs war gekommen: zwei Wagen fuhren von dem Schlößchen bei Bougival ab, in dem ersten saßen der Kaiser und der Graf, in dem zweiten Ippolito und Corona. Sonnenbeglänzt lag die Straße vor ihnen.

An demselben Morgen hatte die Gräfin Renata sich von Marie Antoinette in einem geheimen Gespräch, das über eine Stunde gedauert, verabschiedet und Versailles verlassen. Die Königin hatte ihre ganze Würde aufbieten müssen, um bei dieser unerwarteten Trennung von ihrer liebsten Freundin nicht in Thränen auszubrechen, aber sie hatte, wenn auch widerstrebend, die volle Schwere der Gründe anerkennen müssen, die Renata zu ihrer plötzlichen Abreise bestimmten.

Die Reden des Kaisers hatten den unruhigen und schwankenden Seelenzustand der jungen Frau vollends erschüttert. Aus dem Hafen des Friedens, den ihr Lebensschiff, wie sie hoffte, nach Darangabe köstlicher Güter erreicht, war es seit wenigen Tagen wieder in das Meer hinausgetrieben worden. Hoch und höher stieg die Fluth. Die Anklagen, die man gegen ihren Gemahl, oft unter dem Schein der Anhänglichkeit und des Mitleids für sie, zu schleudern nicht aufhörte, die boshaften Bemerkungen ihres Oheims bereiteten ihr stündlich neue Qualen. Wie gern wäre sie als seine Vertheidigerin aufgetreten, aber konnte ihr nicht Jeder entgegenhalten: warum bist Du von ihm gegangen,

wenn er so große Vorzüge und Tugenden besitzt? Zu spät fing sie jetzt an, die Pläne ihres Oheims zu durchschauen. Er war es gewesen, der sie in Venedig beredet, Erbach zu verlassen. Warum, hatte er gesagt, sollte sie sich seiner Eifersucht aussetzen, da sie doch schuldlos sei? Und sie war ihm gefolgt, weil sie sich schuldig fühlte, weil der Anblick des Kaisers einen stärkeren Eindruck auf sie gemacht, als er hätte machen sollen. Das hatte auch Lobkowitz gemerkt und darauf seine Pläne gegründet. Die Theilnahme, die er beständig für sie und ihr Glück im Munde führte, wurde ihr jetzt verdächtig. In jener Unterhaltung mit ihr, am Abend vor der Ankunft des Kaisers, hatte der Kluge in schlauer Berechnung ihrer Stimmung und natürlichen Fraueneitelkeit seine Karten zu offen gezeigt. Seine Berechnung hatte ihn getäuscht. In Renata's Brust waren Selbstlosigkeit und Entsagung stärker als jeder Wunsch und jeder Ehrgeiz. Die herbe Prüfung ihres jugendlichen Herzens in einer Ehe, von der sie im Liebesdrang ihrer Empfindungen ein überschwängliches Glück geträumt, und die ihr in Wirklichkeit nur Enttäuschungen und Kummer bereitet, hatte sie der Eitelkeit und den Verlockungen der Welt entfremdet. Ihr Oheim hatte sie mit seiner Schilderung der glänzenden Rolle, die sie, wenn sie nur wollte, am kaiserlichen Hofe spielen könne, zu blenden geglaubt, er hatte ihr nur ein neues abschreckendes Beispiel der Selbst-

sucht und der Ehrbegier gezeigt. Mit tiefem Widerwillen erfüllte es sie, daß auch ihr in den Plänen des Politikers eine Stelle angewiesen sei. Nicht um Deines Glückes, Deines Seelenheiles wegen, sondern um Dich zu seinen Zwecken zu mißbrauchen, hat er Dich von Deinem Gatten losreißen helfen, mußte sie sich sagen. Wie durfte er nur ihren Glauben, ihre Hingabe an die Kirche mit seinen weltlichen Gelüsten in Verbindung bringen! Auf dem Altar der Kirche hatte sie ihre Zärtlichkeit für ihren Gemahl geopfert, aber die Zumuthung, um der Kirche willen dem Kaiser Liebe zu heucheln, erschien ihr eben so frevelhaft gegen Gott, wie beleidigend für sie selbst.

Nicht genug dieser traurigen und sie erschreckenden Erfahrungen, enthüllte Josef nun vor ihr das unheimliche Gewebe, das gegen ihren Gemahl gesponnen war. Derselbe Mann, den sie berücken sollte, ließ sie in den Spiegel der Wahrheit schauen. In diesem Spiegel zeigte sich auch ihr Bild mit einem Flecken behaftet. Durch ihre enge Verbindung mit ihrem Oheim schien sie allen Maßregeln desselben wider Erbach eine schweigende Zustimmung zu geben. War es vor dem Richterstuhl höchster Sittlichkeit nicht eine Sünde, daß sie solche Dinge geschehen ließ? Die Ursachen, die sie zur Trennung von Erbach getrieben, berechtigten keinen Andern, ihn anzugreifen. Voll Bestürzung sah sie ein, daß die Beweggründe ihres Herzens von der Welt

falsch gedeutet wurden. Ihr schönseliges Empfinden hatte draußen weder Verständniß noch Anklang gefunden. Das Echo war stärker und unharmonischer, als der ursprüngliche Ton. Statt ihre Gefühle zu würdigen, hatten Alle, und ihr Oheim zuerst, aus den niedrigsten Gesinnungen und Handlungen ihren Schritt abgeleitet. War es so unnatürlich, wenn Erbach sie als seine Feindin haßte und als eine ränkespinnende Frau, welche selbst eine Gewaltthat nicht scheute, fürchtete? Und sie hatte ihm doch Treue, Liebe und Gehorsam geschworen! Was hatte sie ihm vorzuwerfen, das nicht Tausende von Frauen zu beklagen gehabt? Eine Verschiedenheit der Lebensanschauungen, die ihr nur darum so peinlich fiel, weil sie ihre Spitze gegen den Glauben ihrer Kindheit richtete; eine leichte und kecke Art, Dinge und Menschen zu behandeln, die ihre Ansichten von Anstand und Würde des Adels verletzten; ein fröhliches Genießen, das zuweilen in Leichtsinn und Uebermuth ausartete und scheinbar jeden Ernst und jede Arbeit von sich ablehnte; eine gewisse Härte, die Richtung ihrer Gedanken ihr vorzuschreiben und eine Weise des Lebens ihr aufzuzwingen, die ihrer früheren entgegengesetzt war.

Sie hatte während ihres Zusammenlebens mit ihm oft den Gedanken gehabt, als betrachte er sie wie ein seelenloses Thongebilde, dem er seinen Athem, seinen Geist einblasen könne. Das Blut, das in ihrem Herzen floß, hätte er ihr entziehen mögen, um ihr ein

neues einzuflößen. Er liebte sie, aber diese Liebe hatte für sie, da sie nur an ihre Schönheit verschwendet schien, etwas Erniedrigendes. Aus jedem Kusse sog sie nur die schreckliche Offenbarung, daß ihr Wesen niemals das seine berühre. Ihren gläubigen Sinn empörte es, daß er sich Gottes Recht über sie anmaßen und sie nach seiner Art und seinem Willen umschaffen wolle. Sie empfand seine Ueberlegenheit, daß ihr Geist auf die Dauer dem seinen nicht Stand halten würde. Die Trennung von ihm war die Rettung ihrer Seele, ihrer Besonderheit. Aber das Heiligste, das sie von ihm getrieben hatte, wie war es durch den Schein der Dinge zum Häßlichsten entstellt worden! Corona flüchtig, Hedwig in einer Klosterzelle gefangen, der treue Rechberger erschlagen ... und sie, seine Gattin, ihm die nächste auf Erden, theilnahmslos und kalt so schmerzlichen Geschicken gegenüber, ohne ein Wort des Trostes für ihn, ohne eine Handlung des Mitleids und der Großmuth für die Unglücklichen! Die Gräfin Dubarri hatte sich eines Armen, den sie auf der Straße gefunden, erbarmt, der sie nichts kümmerte, dessen Namen sie nicht einmal wußte — und sie, die fromme und tugendhafte Renata, that nichts, das Unheil zu lindern, das sie kannte, das im Zusammenhang der Dinge sich nur allzu fest mit ihrer alten Schuld, ihrer Flucht aus Venedig, verknüpfte! Mußte sie, die auf ihre Heiligkeit so stolz gewesen war, vor einer Buhlerin

erröthen! Wie schwach und gebrechlich war doch ihre Tugend! Wollte sie sich wieder wie in Venedig betrügen, daß es keine Sünde sei, die Seufzer eines Kaisers anzuhören! Seufzer, die gestaltlos waren, die keinen Anspruch erhoben, die, ein Ausdruck ungestillter Sehnsucht, sich mehr an eine Todte als an die Lebendige richteten, die aber doch in ihrem Herzen ein stürmisches Wallen erregt hatten? Warum hatte sie ihm damals in der Kirche nicht gesagt; „Ich bin vermählt!“ sondern schweigend seine Huldigungen angehört? Und jetzt war er wieder in ihrer Nähe. Als Erbach's Gattin, ruhend in seiner Liebe und sicher im Bewußtsein ihrer Treue, warum hätte sie nicht dem Kaiser eine freundliche Neigung widmen können, einen Verkehr pflegen, der ihm wohlzuthun schien und ihr geistiges Leben förderte, wo ein Austausch edler Gefühle und hoher Gedanken die Herzen läuterte? Aber ein bedenklicher Schatten trübte dies Verhältniß, so lange sie von ihrem Gatten getrennt war. Nicht nur in der Meinung der Welt, auch vor ihrem Gewissen. Sie hatte keinen Namen für die Sünde, die in einer solchen Freundschaft unter diesen Umständen lag, aber sie fühlte, daß es noch etwas Schlimmeres als ein offener Treubruch wäre. Und mit dieser Erkenntniß gewann ihr Wille eine ungewöhnliche Spannkraft. Sie mußte gutzumachen suchen, was man gegen ihren Gatten gefrevelt, sie mußte ihr eigenes Herz vor dem Hauch

einer gefährlichen Leidenschaft bewahren. Den Hof zu verlassen, nach Prag zu eilen, um die Fesseln der unglücklichen Hedwig zu lösen, war ihr erster Gedanke. So rasch und kräftig hatte sie jetzt das Steuerruder ihres Lebens ergriffen, daß ihr Oheim nach einigen Einwendungen sein: „Wie Du willst, mein liebes Kind!“ mit kaustischem Lächeln sprach. Ihr jetzt widerstreben, hieß jeden Einfluß auf ihr Gemüth verlieren. Der Fürst war zu erfahren, um in solche Thorheit zu fallen. Diese plötzliche Entschlossenheit Renata's versprach keine Dauer in den Widerwärtigkeiten, denen sie ohne Zweifel ausgesetzt sein würde. Zu viel hastige Entschlüsse und Anläufe weicher und schwacher Seelen hatte er auflodern und ebenso schnell wieder verlöschen gesehen. Das Eine aber, was ihm ihre Eile, aus Versailles fortzukommen, unwiderleglich zu bestätigen schien, kam seinen Plänen zu gut. Sie fürchtet sich vor dem Kaiser, schloß er, darum flieht sie ihn; eines Tages wird sie, sich selbst zur Verwunderung, in seinen Armen sich wiederfinden. Armes Kind, welches dem Feuerschein aus dem Wege geht, und gar nicht merkt, daß es nur der Widerschein der Flamme in seinem eigenen Herzen ist! Einen harten Kampf hatte Renata noch mit der Königin zu bestehen, welche die Freundin nicht so leichten Kaufs von sich lassen wollte. Marie Antoinettens ganzer Zorn sammelte sich über Erbach zusammen, dessen Ankunft in Paris die Verwirrung herbeigeführt, der, wie

die Kaiserin Mutter gesagt habe, der böse Genius Josef's sei. Vergebens suchte Renata diese Vorwürfe zu entkräften, sie mußte schweigen, um die Königin nicht noch mehr zu erzürnen. Allmälig nach dem ersten Ausbruch der Heftigkeit siegte dann das feine Gefühl des Weibes in Marie Antoinette: sie entließ Renata mit einer zärtlichen Umarmung.

Aber die Damen der Königin hatten an diesem Morgen noch viel von den Nachwehen des Sturmes zu leiden. Sie war herrisch und unzufrieden, nichts geschah ihr zu Danke, ihre gereizte Empfindlichkeit nahm an Allem Anstoß. Sie fand das Kleid, das sie doch selbst gewählt, als sie sich im Spiegel darin betrachtete, geschmacklos, und den Strauß von Frühlingsblumen, den ihr die Prinzessin von Lamballe brachte, zu farblos und zu unbedeutend. Wenn sie denselben an die Brust stecken und einen Strohhut aufsetzen würde, sähe sie aus wie ein Milchmädchen, behauptete sie. Nach einer Weile war sie wieder anderen Sinnes geworden. Sie setzte den noch eben verschmähten Strohhut mit den drei Pfauenfedern auf, zog aus dem Strauß der Prinzessin einige Blumen und band sie mit einer Goldschnur zusammen. Die Laune wandelte sie an, einen Spaziergang mit ihren Damen durch den Garten zu machen.

Durch die Gebäsche funkelten die Sonnenstrahlen, in den wohlgepflegten Beeten standen in bunter Farben-

pracht die Blumen; von dem wolkenlosen Himmel wehte ein milder Wind in den Zweigen der Bäume. Ueberflogen vom goldigen Schimmer hatte das erste lichte Frühlingsgrün eine erfrischende Kraft für Augen und Herzen. Die schlanken hohen Frauengestalten, die jetzt am Ende einer Allee auftauchten und jetzt in einer andern entschwanden, deren Lachen zuweilen der Wind durch die Stille trug, ohne daß man sie selbst gewahrte, schienen die holden Nymphen dieser blumigen Einsamkeit zu sein.

Diese Bemerkung machte Josef zu Erbach, als sie, von einem Kammerherrn geführt, von dem Platze vor dem Schlosse aus in einen Baumgang einbogen, wo in einer Art grüner Nische, zu den Füßen einer Apollostatue, die Königin auf einer Bank Platz genommen hatte.

„Es giebt auch grausame Nymphen", murmelte Paul für sich und wendete sich verstohlen nach Corona um, die am Arm des Marchese so freudig erregt einherschritt, als ob ihre kleinen Füße auf rosigen Wolken tanzten. Nicht für sich fürchtete er einen finstern Blick, ein hartes Wort der Königin, sondern für das ahnungslose, vertrauende Mädchen, dessen Glücksstimmung dadurch vielleicht im Keime erstickt ward.

Der Kammerherr war ihnen vorausgeeilt und wechselte mit der Prinzessin von Lamballe einige Worte. Darauf überbrachte diese seine Meldung der Königin, die sich von der Bank erhob und dem Kaiser einen Schritt

entgegen ging. Ueber einem weißen Unterkleid trug sie ein grünes Gewand mit weißen Streifen, das reich mit Spitzen aufgenommen war. Eine Busenschleife von grüner Seide, in deren Zipfel goldene Lilien gestickt waren, flatterte im Winde.

In bescheidener Entfernung war die Begleitung des Kaisers zurückgeblieben, Corona die Augen gesenkt, der Marchese und der Graf die Hüte in der Hand. Der Kammerherr gesellte sich zu ihnen und flüsterte mit dem Marchese, er schien ihn nach den Namen der Dame und des andern Herrn zu befragen.

„Das war ich mir kaum vermuthend, Frau Schwester", sagte Josef nach der ersten Begrüßung, „Sie schon zu so früher Stunde im Garten zu treffen: Flora unter ihren Kindern."

Marie Antoinette hatte an diesem ganzen Morgen nach einem Gegenstande gesucht, an dem sie ihre gereizte Stimmung, die sich bald in Seufzern, bald in zornigen Reden Luft machen wollte, mit vollem Recht auslassen könnte. Der Bruder kam ihr gelegen. Jenes Mädchen, das dort unter den Bäumen stand, war die abenteuernde Corona Thurm, der stattliche Mann neben ihr der Graf Erbach: ihr Herz sagte es ihr. Da waren sie ja alle vereint, die bösen Menschen, die ihr die Freundin entrissen, die durch ihr unwillkommenes Auftreten alle Irrungen verursacht hatten. Wer hatte sie nach Frankreich, nach Paris gerufen? Warum

störten sie die Ruhe und das Vergnügen des Hofes? Jetzt betteln sie um einen Blick von Dir, sagte sich mit stolzer Genugthuung Marie Antoinette; sie war willens, ihnen die unzufriedene und beleidigte Königin zu zeigen.

„Wir hatten Kummer und Verdruß“, entgegnete sie, „und gedachten uns im Garten zu zerstreuen. Sagen die Philosophen nicht: flüchte in die Natur, wenn Dir die Menschen wehe gethan haben?“

„Freilich, nur setzten sie voraus, daß wir nicht mit zorniger Stirn zu dem Altar der Göttin kämen. Wenn unser Herz nicht für den Trost der Natur vorbereitet und empfänglich ist, werden wir ihn nie empfinden. Nur zu dem spricht die Einsamkeit, dessen Seele selber einsam ist. Ich kenne den fröhlichen Sinn meiner Frau Schwester zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß der Anblick und das Gespräch guter Menschen ihren Verdruß eher verbannen werden, als das geheimnißvolle, aber unverständliche Rauschen des Waldes.“

„Sie wollen mir Gesellschaft leisten? Ich danke Ihnen, Herr Bruder.“

Und nun hob sie hochmüthig den Kopf in die Höhe und sah zu der Gruppe unter den Ulmen hinüber.

„Wie ich sehe, sind Sie nicht allein gekommen! Lohnt es sich der Mühe, neue Gesichter kennen zu lernen?“

„Unser großer Gegner, Friedrich von Preußen, hat

mir etwas Aehnliches gesagt, aber ich wußte nicht, daß meine Schwester bei so jungen Jahren schon die vergrämte Weisheit seines Alters besitzt. Die Königin von Frankreich verzeihe mir, daß ich ihre menschenfeindliche Laune einen Augenblick gestört habe. Meine Schützlinge finden vielleicht eine bessere Gelegenheit, der Königin ihre Huldigungen darzubringen."

Er hatte seine volle Gelassenheit behauptet, während die Königin sich vor Aerger auf die Unterlippe biß.

„Ich will die Leute sehen", sagte sie heftig, „sogleich, ich will!"

Um jede Einwendung abzuschneiden, schritt sie nach den Bäumen zu.

Josef blieb an ihrer Seite.

„Es sind meine Schützlinge", sagte er mit leisem, aber entschiedenem Ton, seine Augenbrauen richteten sich in die Höhe.

Bei der Bewegung der Königin winkte der Kammerherr den Dreien, näher heranzutreten.

Marie Antoinette war stehen geblieben, sie hatte eine majestätische Haltung, aber jeder Zug von Güte und Wohlwollen war aus ihrem Antlitz gewichen. Daß sie der Sonne ausgesetzt war und zuweilen vor den Strahlen mit den Augen blinzelte, gab ihrem Gesicht noch einen unfreundlicheren und strengeren Ausdruck.

Der Kaiser hatte Corona's Hand ergriffen.

„Fürchte Dich nicht!" flüsterte er.

Corona war eher in der Stimmung, laut aufzujubeln. Ein jauchzender Ton saß ihr in der Kehle, der heraus wollte, ein unterdrückter Nachtigallenschlag.

„Ihre Majestät gestatte mir", sagte Josef jetzt, „eine hochbegabte Sängerin und zugleich ein junges, verlassenes Mädchen Ihrer Gnade zu empfehlen: Gräfin Corona Thurm."

Während das Fräulein sich tief verneigte, maß sie Marie Antoinette mit ihren stolzesten Blicken. Das also war die Nebenbuhlerin ihrer Freundin! Im Vergleich mit Renata erschien sie ihr häßlich und ohne Anmuth.

„Wir haben Gutes von Ihrem Gesange, aber leider auch viel Böses von Ihren Abenteuern gehört, Gräfin Thurm", sagte sie langsam. „Da wir Sie jetzt in unserer Nähe haben, hoffe ich, werden Sie alle diese Gerüchte bald Lügen strafen."

„Bewilligen mir Ihre Majestät nur die Gnade", entgegnete Corona mit bescheidener Freimüthigkeit, die dem Kaiser ein Lächeln der Befriedigung entlockte, „meinem Betragen und meinen Handlungen ebenso viel Glauben zu schenken, als den Behauptungen meiner Feinde."

„Sie haben in unserer Nähe keine Feinde, Gräfin, nur eine hochherzige Verwandte."

Sie wendete sich ein wenig zur Seite und begrüßte den Marchese mit einem freundlichen Wink der Hand.

„Wer ist der Herr?“ fragte sie dann, vor Erbach stehen bleibend, den Kaiser.

„Graf Paul Erbach“, stellte ihn Josef vor.

Der offene Ausdruck seines Gesichts, seine Haltung, die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit entwaffneten auf eine kurze Frist den Zorn der Königin. Sie hatte sich ihn nicht so ernst und ritterlich zugleich gedacht.

„Ei, Graf Erbach!“ sagte sie, die Erstaunte spielend. „Man hat uns immer versichert, Trianon sei schöner als Luciennes, Sie aber, ein so großer Kenner der Gartenkunst, scheinen anderer Meinung zu sein.“

„Luciennes hat ältere Linden als Trianon“, erwiederte Erbach ruhigen Gleichmuths. „Sonst habe ich dort nur die Vergangenheit gefunden, hier blüht Alles der Zukunft entgegen.“

Die artige Schmeichelei gefiel der Königin.

„Und liebt Graf Erbach das Dunkel der Vergangenheit so sehr?“

„Ich würde der Sonne der Zukunft den Vorzug geben, wenn sie verspräche, mich nicht zu verbrennen.“

Der Kaiser lachte laut.

„Welch’ ein Wunder haben Sie mit einem Blick vollbracht, Frau Schwester! Sie haben diesen trotzigen böhmischen Ritter in einen vollendeten Hofmann umgewandelt!“

Lache nur, Herr Bruder, dachte die Königin, ich habe noch einen scharfen Pfeil für Dich im Köcher.

Sie trat wieder zu Corona:

„Was werden Sie nun beginnen, Gräfin?"

„Wenn Ihre Majestät nicht anders über mich beschließen, hat mir der Kaiser gestattet, bei meinem Pflegevater, dem Marchese Val' Ombrone, zu bleiben."

„Das ist gut. Ehren Sie, lieben Sie diesen würdigen Mann! Der Kaiser wird indessen Ihre Familie versöhnen, daß Sie bald in die Arme derselben zurückkehren können."

„Sie möchte nur als eine berühmte Sängerin nach Wien zurückkehren, Frau Schwester", nahm Josef für Corona das Wort, „und sie hat den Ehrgeiz, ihren ersten Lorbeerkranz in Frankreich erobern zu wollen. Sie würde ihn schon für halb gewonnen halten, wenn Ihre Majestät sie Ihrer Huld versicherten."

„Unsere Huld wird ihr in diesem Kampfe wenig nützen. Aber um Ihrer Fürsprache willen, mein Herr Bruder, wollen wir das Geschehene vergessen und sind ihr eine gnädige Königin."

„Dank, Ihre Majestät!" sagte Corona, fröhlich zu ihr aufblickend. „Wenn Ihre Majestät sich mir so gnädig erweisen, wird mir auch das Herz meiner Verwandten nicht länger verschlossen bleiben."

Marie Antoinette ertappte die Augen Josef's auf einem unruhigen Umhersuchen.

Der Augenblick für ihre Rache war gekommen.

„Welche Verwandte, Gräfin?“ fragte sie und setzte dann, als besänne sie sich, hinzu: „Sie meinen die Gräfin Renata Erbach? Diese edle Dame ist tief gekränkt worden; sie vergiebt in ihrer Herzensgüte Allen, die ihr wehe gethan haben“, streng und hart richteten sich ihre Blicke dabei auf Erbach, „und wünscht, so viel an ihr liegt, die Erneuerung früherer Irrungen zu verhindern“, hier traf ihr Auge Josef. „Seit zwei Stunden hat sie uns verlassen, sie ist auf der Reise nach Deutschland.“

Vor diesem Schlag hielt die Besonnenheit und Kälte Josef's nicht Stand: er stampfte zornig mit dem Fuß auf die Erde. Die Königin grüßte und ging vorüber, wieder nach der Apollostatue zu, erst schnellen Schrittes, dann langsamer, als erwarte sie, daß der Kaiser ihr folgen würde.

Corona's Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, um Paul's Lippen spielte das ihm eigene Lächeln. In dieser Weltcomödie ist trotz aller verschiedenen Masken, die er vornimmt, dem Menschen doch nur die Narrenrolle zugefallen. Als er in den Garten trat, hatte er sich darauf vorbereitet, mit gutem Anstand in Gegenwart der Majestäten seiner Gattin die Hand zum Gruße zu bieten, jetzt faßte er Corona's glühende Hand und führte sie still den Baumgang zurück, durch den sie gekommen waren. Sie sprachen kein Wort, hinter ihnen her hüpfte der Marchese. Er pries heimlich die guten

Götter, welche sein Pflegekind vor der Berührung mit einer Betschwester bewahrt.

Hin und her treibt ein muthwilliger Knabe sein Spiel mit einem Ball, bald schlägt er ihn hoch in die Luft, bald wirft er ihn an die Wand oder rollt ihn über den Boden hin. Sind wir Menschen mehr als ein solcher Ball im Wirbel der Zeit? Jetzt schweben wir hoch oben, jetzt liegen wir in der Tiefe. Und wie der Ball nichts von dem Stoße weiß, der ihn vorwärts treibt, so sind wir unbewußt und ahnungslos der Kraft gegenüber, die uns bewegt.

Ende des zweiten Bandes.

4 r 2 Paf

Americana:

II – p. 9 "Ben Franklin aus Philadelphia"

pp. 74-77 Frenchman coming from the American rebels – tells of Washington, etc.

p. 89 f, America
97 Republican ideal of America
114 American Revolution
154 " "
158 " "

